

**Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland**

**Vechta, Oldb, 1952**

Bd. 6. 1957

**urn:nbn:de:gbv:45:1-5276**

1957



# Heimatkalender

für das

## Oldenburger Münsterland

**ZS**  
**782**





Zs 788  
LANDESBIBL  
OLDENBURG  
Nr 33 310

2. Ex.

LB Oldenburg  
105 251 05

<45>



*Heimatkalender*  
für das  
OLDENBURGER MÜNSTERLAND  
*1957*

Herausgegeben  
im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger  
Münsterland und in engster Zusammenarbeit mit dem  
Vorstand des Heimatbundes  
von

Dr. Heinrich Ottenjann

Druck und Verlag:  
Vechtaer Druckerei und Verlag G. m. b. H., Vechta (Oldb)





Die Umschlagzeichnung lieferte Architekt BDA Karl Kösters, Cloppenburg. Die Photos für die diesjährigen Monatsbilder stellte das Museumsdorf Cloppenburg aus seinem Bilderwerk Münsterland (Rud. Engels u. Dr. Burwinkel-Cloppenburg, Rud. Lindemann-Einbeck) zur Verfügung. Die Urheber der dem Kalender eingefügten sonstigen Bilder und Zeichnungen sind unter diesen vermerkt. Das Kalendarium entspricht, von wenigen Ergänzungen abgesehen, in seinem heimatlichen Teil dem des Jahres 1956.



## ZUM GELEIT

*Der Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland bringt auch in diesem Jahre wieder Kunde von dem unerschöpflichen, stillen Reichtum unserer Heimat. Sein Inhalt ist vielgestaltig wie die schicksalsvolle Geschichte des Münsterlandes, wie unsere Landschaft im steten Wechsel von Dorf und Stadt, Wald, Feld und Wiesen und Heide und Moor. Die Einzelbilder, die aus Vergangenheit und Gegenwart, aus Volksbrauch und Werkschaffen gezeichnet sind, fügen sich unter dem Heimatgedanken zu einer großen Einheit zusammen. Der Sinn der Heimatbundarbeit ist, das gesunde Alte zu wahren und Neues aus dem richtigen Geiste zu schaffen. Das ist auch die große Doppelaufgabe, die sich der Heimatkalender gestellt hat: die Quellen des Volkstums sollen klar und ungetrübt weiterfließen und neue Kraftströme in Gegenwart und Zukunft schicken. Das äußere Bild der Heimat wird sich ändern von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert. Was bleiben muß, ist der Mensch, der mit dem Boden und der Arbeit zäh verbunden ist, der in nachbarschaftlicher Treue zu seinem Mitmenschen steht und der sich in Ehrfurcht vor unserem Herrgott neigt. Aus diesem Geiste schöpft der Kalender in jedem Jahre erneut Kraft und Fülle; er ist deshalb auch keine Sammlung vergilbter Schriften, sondern ein Werk, das ein lebendiges Bindeglied zwischen allen Schichten unserer Bevölkerung schafft. Darum gehört der Heimatkalender als Familienbuch in jedes Haus, als Fundgrube für das bodenständige Werken und Schaffen in die Arbeits- und Werkstätten, als Bildungsbuch in die Heimabende unserer Jugend in Stadt und Land und als Quellenlesebuch in die Schulstuben. Wir Oldenburger Münsterländer wollen unserem Heimatkalender gute Freundschaft halten, ihm wie unserm Nachbarn die Tür öffnen und ihm zurufen: „Kumm in un gao sitten!“*

*Franz Kramer, Reg.- und Schulrat*

*2. Vorsitzender des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland*







## VORWORT DES HERAUSGEBERS

*Auch in diesem Jahr hat es schwer gehalten, den Heimatkalender für das Oldenburger Münsterland rechtzeitig herauszubringen. Gewiß hängt dies zu einem Teil damit zusammen, daß die Zahl der Besucher des Museumsdorfes seit der Eröffnung des Dorfkruzes trotz des schlechten Wetters derart anstieg, daß in diesem Jahr tatsächlich voraussichtlich erstmals mit 100 000 Besuchern gerechnet werden kann. Die seitens des Museumsdorfes zu leistende Arbeit wurde infolgedessen immer umfangreicher. Die Arbeitskräfte des Museumsdorfes waren einfach nicht mehr imstande, die große Arbeit zu bewältigen. Das aber hemmte auch die Arbeit am Kalender. Zum andern aber hängt es auch, sogar in noch höherem Maße, damit zusammen, daß viele Autoren, auf deren Mitarbeit nicht verzichtet werden konnte und sollte, zum Teil allzu lange mit ihren Beiträgen auf sich warten ließen. Es soll das kein Vorwurf sein. Sie werden sicher ebenfalls ihre Gründe dafür gehabt haben. Ich möchte deshalb auch allen Mitarbeitern trotzdem meinen herzlichen Dank aussprechen. Denn ihnen ist es zu danken, daß der Heimatkalender 1957 wieder, wie seine Vorgänger, eine so reiche Fülle an wertvollen Aufsätzen bringt, die auch in diesem Fall ebenso sehr der Belehrung wie der Unterhaltung dienen. Vor allem aber sei dem Verlag auch wieder herzlich gedankt dafür, daß er sich in gewohnter Weise alle Mühe gab und keine Kosten scheute, den diesjährigen Heimatkalender, was Papier, Druck und Ausstattung betrifft, in einer Weise herauszubringen, die der Heimat zur Ehre gereicht.*

*Möge nun auch dieser Heimatkalender, der inzwischen gerade auch von fachkundiger Seite als vorbildlich anerkannt wurde, bei allen Heimatfreunden drinnen und draußen freundliche Aufnahme finden und zu diesen alten Freunden viele neue hinzuwerben.*

*Im Auftrage des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland*

*Heinrich Ottenjann*

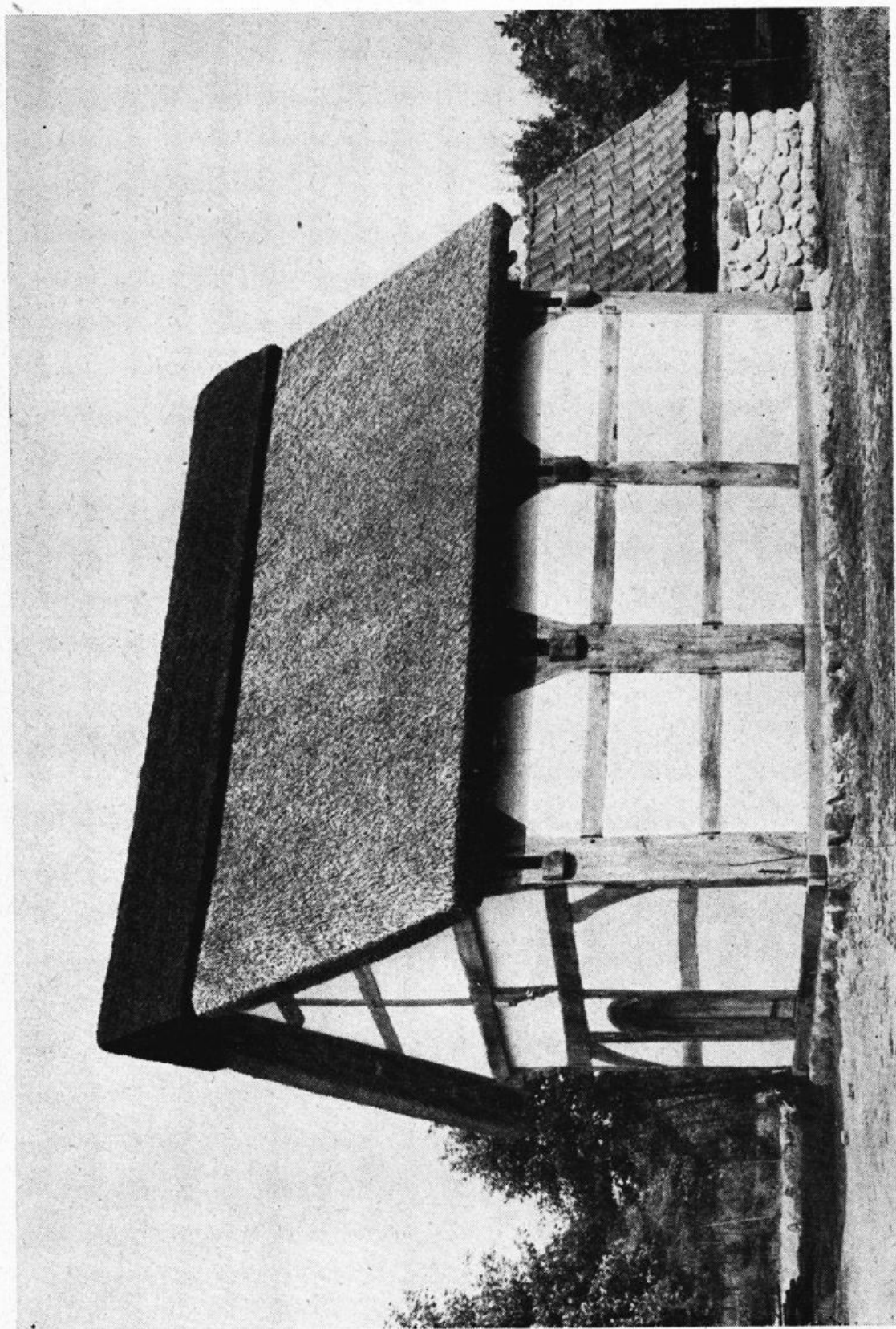




# JANUAR

|          |                                                         |                                                                                                                                                                                                                                           |
|----------|---------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Woche | Ev.: Namen Jesu<br>Luk. 2, 21                           |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 1. Di.   | <b>Neujahr</b> ☿                                        |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | <b>Beschneidung des Herrn</b>                           |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 2. Mi.   | Fest des Namens Jesu                                    |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | Stephanie                                               |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 3. Do.   | Genovefa                                                |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 4. Fr.   | Titus, Angela                                           |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 5. Sa.   | Eduard, Telephorus                                      |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 2. Woche | Ev.: Die Weisen aus dem<br>Morgenlande, Matth. 2, 1—12  |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 6. So.   | <b>Fest der Hl. 3 Könige</b>                            |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | <b>Fest der Ersch. Christi</b>                          |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 7. Mo.   | Reinhold, Valentin                                      |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 8. Di.   | Severin, Erhard                                         |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 9. Mi.   | Julian, Sigbert                                         | ☾                                                                                                                                                                                                                                         |
| 10. Do.  | Agathon, Wilhelm                                        |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 11. Fr.  | Theodosius, Werner                                      |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 12. Sa.  | Ernst, Erna                                             |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 3. Woche | Ev.: Der zwölfjährige Jesus im<br>Tempel, Luk. 2, 42—52 |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 13. So.  | <b>1. nach Erscheinung</b>                              |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | <b>Fest der hl. Familie</b>                             |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | Veronika, Gottfried                                     |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 14. Mo.  | Hilarius, Felix                                         |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 15. Di.  | Paulus der Eins., Maurus                                |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 16. Mi.  | Marcellus, Otto                                         | ☼                                                                                                                                                                                                                                         |
| 17. Do.  | Antonius der Abt                                        |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 18. Fr.  | Petri Stuhlfeier, Beatrix                               |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 19. Sa.  | Knut, Ida                                               |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 4. Woche | Ev.: Hochzeit zu Kana<br>Joh. 2, 1—11                   |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 20. So.  | <b>2. nach Erscheinung</b>                              |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | Fabian und Sebastian                                    |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 21. Mo.  | Agnes, Meinrad                                          | ☾                                                                                                                                                                                                                                         |
| 22. Di.  | Vinzenz und Anastasius                                  |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 23. Mi.  | Raymund, Emerentiana                                    |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 24. Do.  | Timotheus, Bertram                                      |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 25. Fr.  | Pauli Bekehrung                                         |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 26. Sa.  | Polykarp                                                |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 5. Woche | Ev.: Der Hauptmann von<br>Kapharnaum, Matth. 8, 1—13    |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 27. So.  | <b>3. nach Erscheinung</b>                              |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          | Johannes Chrysostomus                                   |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 28. Mo.  | Petrus Nolascus                                         |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 29. Di.  | Franz von Sales                                         |                                                                                                                                                                                                                                           |
| 30. Mi.  | Martina, Adelgunde                                      | ☼                                                                                                                                                                                                                                         |
| 31. Do.  | Johannes Bosco                                          |                                                                                                                                                                                                                                           |
|          |                                                         | 1. 1827 Die Herrlichkeit Dinklage hörte endgültig<br>zu bestehen auf.                                                                                                                                                                     |
|          |                                                         | 1. 1900 Eröffnung der Kleinbahn Cloppenburg—Kl.<br>Ging (1. November bis Lindern, 1902 bis<br>Landesgrenze). Im Jahre 1953 wurde sie<br>wieder abgebaut.                                                                                  |
|          |                                                         | 4. 1931 † Pfarrer Anton Stegemann, Lohne, der<br>christlich - soziale Vorkämpfer des Olden-<br>burger Landes.                                                                                                                             |
|          |                                                         | 5. 1435 Cloppenburg wurde Stadt.                                                                                                                                                                                                          |
|          |                                                         | 5. 1714 Gründungstag des Gymnasium Antonianum<br>Vechta.                                                                                                                                                                                  |
|          |                                                         | 5. 1906 † Graf Heribert v. Galen-Dinklage, Reichs-<br>tagsabgeordneter.                                                                                                                                                                   |
|          |                                                         | 7. 1296 Graf Otto von Tecklenburg erbaute die<br>Cloppenburg und übereignete dem Alex-<br>anderkapitel in Wildeshausen für die ihm<br>von diesem überlassene Mühle und Liegen-<br>schaften des Erbes Hemmelsbühren zwei<br>Höfe in Essen. |
|          |                                                         | 13. 1935 † Anton Wempe-Emstek, Prälat.                                                                                                                                                                                                    |
|          |                                                         | 19. 1887 † Johann Heinrich Schuling-Vechta, Ehren-<br>domherr.                                                                                                                                                                            |
|          |                                                         | 19. 1922 † Bernhard Grobmeyer-Vechta, Offizial.                                                                                                                                                                                           |
|          |                                                         | 21. 1845 † Maria Johanna von Aachen, geb. von Am-<br>boten-Vechta, Dichterin, zuletzt in Münster.                                                                                                                                         |
|          |                                                         | 22. 1922 † Felix Funke-Essen, Komponist.                                                                                                                                                                                                  |





Ein Badkhaus von 1614 mit tief eingehalsten Ankerbalken. Ursprünglich stand es auf dem Nording'schen, später Westermann'schen Hofe in Norddöllen (Gem. Visbek); von hier wurde es ins Museumsdorf geschafft, wo es 1945 ein Opfer des Krieges wurde.



# FEBRUAR

1. Fr. Ignatius v. A., Brigitta
2. Sa. Mariä Lichtmeß  
Dietrich, Bruno

6. Woche      Ev.: Der Sturm auf dem Meere  
Matth. 8, 23—27

3. So. **4. nach Erscheinung**  
Blasius, Ansgar
4. Mo. Andreas Corsini
5. Di. Agathe, Adelheid
6. Mi. Titus, Dorothea, Otilde
7. Do. Romuald, Rich., Theodor
8. Fr. Johannes von Matha )
9. Sa. Cyrillus, Apollonia

7. Woche      Ev.: Unkraut unter dem Weizen  
Matth. 13, 24—30

10. So. **5. nach Erscheinung**  
Scholastika, Wilhelm
11. Mo. Mariä Ersch. in Lourdes  
Adolf
12. Di. 7 Stifter d. Servitenordens
13. Mi. Siegfried, 26 Märt. v. Jap.
14. Do. Valentin, Bruno ☉
15. Fr. Faustinus und Jovita
16. Sa. Juliana

8. Woche      Ev.: Gleichnis von den Arbeitern  
im Weinberge, Matth. 20, 1—16

17. So. **Septuagesima**  
Engelbert, Donatus
18. Mo. Simeon, Florian
19. Di. Konrad, Susanna
20. Mi. Eleutherius, Eucherius
21. Do. Eleonore ☾
22. Fr. Petri Stuhlfeier in Ant.
23. Sa. Robert, Petrus Damiani

9. Woche      Ev.: Gleichnis vom Sämann  
Luk. 8, 4—15

24. So. **Sexagesima**  
Matthias
25. Mo. Walburga
26. Di. Mechtild
27. Mi. Leander, Veronika
28. Do. Oswald, Gabriel

1. 1909 Großer Brand in Dinklage vor der Kirche.

2. 1933 † Lambert Meyer-Vechta, Offizial.

3. 1700 Das 1699 nach Vechta verlegte Alexanderkapitel regelt die Mitbenutzung der kath. Pfarrkirche dortselbst (bis zur Aufhebung 1803).

3. 1926 † Eduard Brust-Cloppenburg, Prälat,  
Dechant, Ehrendomherr und Ehrenbürger  
der Stadt.

5. 1937 † Heinrich Averdarm-Stukenborg, Ok.-Rat,  
1. Vorsitzender des Heimatbundes für das  
Oldenburger Münsterland.

8. 1951 † Dr. Ludwig Sieverding-Vechta, Geistl.  
Studienrat, Heimatschriftsteller.

9. 1870 Großer Brand in Lönningen.

10. 1633 Besetzung der Stadt Cloppenburg durch die  
Schweden.

10. 1812 Aufhebung des Franziskanerklosters Vechta.

11. 1837 † Theodora geb. Einhaus-Cappeln, Äbtissin.

15. 1953 † Hauptlehrer Franz Ostendorf-Langförden,  
verdienter Heimatforscher und -schrift-  
steller.

20. 1880 † Dr. Fr. Heinr. Reinerding - Osterfeine,  
Domkapitular, Prof. in Fulda (Dogmatik).

23. 1732 † Dr. theol. Johann Dalberg-Vechta, Burg-  
vikar in Dinklage, theologischer Schrift-  
steller.

24. 1827 † Dr. Franz Schwietering - Cloppenburg,  
Kaplan.

25. 1946 † Dr. L. Averdarm-Oythe, Dechant, Ehren-  
domherr, Heimatschriftsteller.

27. 1937 † Louis Kathmann-Calveslaque, Pionier der  
Pferdezucht.





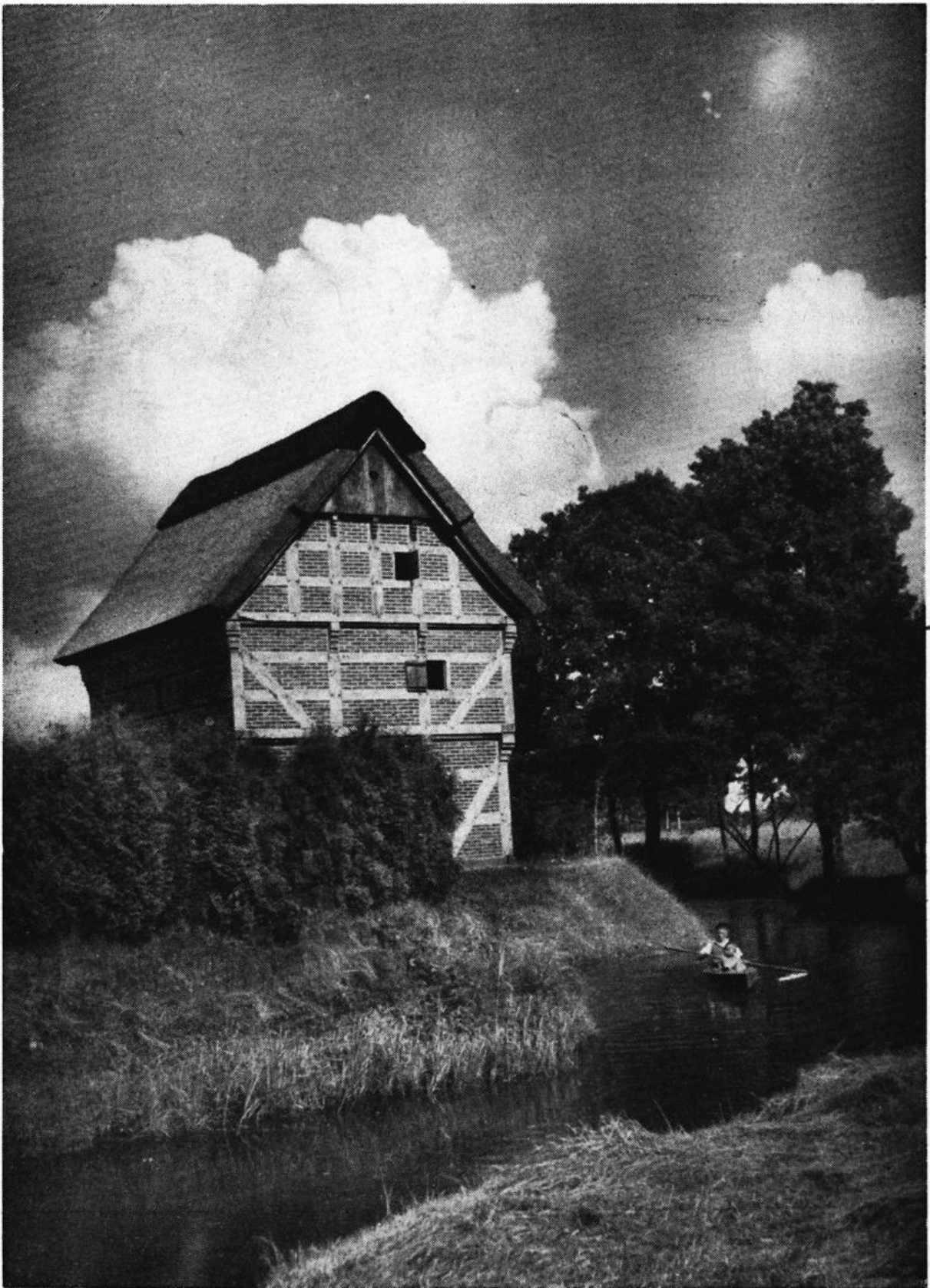
Ein einstöckiger Speicher, der, 1687 erbaut, einst auf dem zur Hacke'schen Hofe in Emstek stand, später aber ins Museumsdorf gebracht wurde. Hier steht er heute neben dem Hoffmannshof. Das Bild zeigt ihn in einem noch unfertigen Zustand.



|           |     |                                                     |   |
|-----------|-----|-----------------------------------------------------|---|
| 1.        | Fr. | Albinus, Suitbert                                   | ☉ |
| 2.        | Sa. | Simplicius, Luise                                   |   |
| 10. Woche |     | Ev.: Geheimnis des Leidens<br>Luk. 18, 31—43        |   |
| 3.        | So. | <b>Quinquagesima</b><br>Kunigunde                   |   |
| 4.        | Mo. | Kasimir                                             |   |
| 5.        | Di. | Theophil, Friedrich, Virgil                         |   |
| 6.        | Mi. | Aschermittwoch<br>Perpetua, Felicitas               |   |
| 7.        | Do. | Thomas von Aquin                                    |   |
| 8.        | Fr. | Johannes v. Gott, Beate                             |   |
| 9.        | Sa. | Franziska von Rom                                   | ☾ |
| 11. Woche |     | Ev.: Die Versuchung Christi<br>Matth. 4, 1—11       |   |
| 10.       | So. | <b>1. Fastensonntag</b><br>40 Märtyr., Gustav, Emil |   |
| 11.       | Mo. | Rosemarie, Wolfram                                  |   |
| 12.       | Di. | Gregor der Große                                    |   |
| 13.       | Mi. | Erich, Euphrosina                                   |   |
| 14.       | Do. | Mathilde, Alfred, Meta                              |   |
| 15.       | Fr. | Klemens M. Hofbauer                                 |   |
| 16.       | Sa. | Heribert                                            | ☿ |
| 12. Woche |     | Ev.: Verklärung Christi<br>Matth. 17, 1—9           |   |
| 17.       | So. | <b>2. Fastensonntag</b><br>Gertrud, Patrick         |   |
| 18.       | Mo. | Cyrill v. Jerus., Eduard                            |   |
| 19.       | Di. | Joseph                                              |   |
| 20.       | Mi. | Irmgard, Claudia<br>Frühlingsanfang                 |   |
| 21.       | Do. | Benedikt, Emilie                                    |   |
| 22.       | Fr. | Nikolaus v. d. Flüe<br>Oktavian, Konrad             |   |
| 23.       | Sa. | Otto, Eberhard                                      | ☾ |
| 13. Woche |     | Ev.: Austreibung eines Teufels<br>Luk. 11, 14—28    |   |
| 24.       | So. | <b>3. Fastensonntag</b><br>Erzengel Gabriel         |   |
| 25.       | Mo. | Mariä Verkündigung                                  |   |
| 26.       | Di. | Ludger, Felix                                       |   |
| 27.       | Mi. | Joh. v. Damaskus, Ernst                             |   |
| 28.       | Do. | Johannes v. Kapistran                               |   |
| 29.       | Fr. | Ludolf                                              |   |
| 30.       | Sa. | Roswitha                                            |   |
| 14. Woche |     | Ev.: Wunderbare Brotvermehrung,<br>Joh. 6, 1—15     |   |
| 31.       | So. | <b>4. Fastensonntag</b><br>Guido, Cornelia          | ☉ |

5. 1922 Gründung des Heimatmuseums f. d. Oldenburger Münsterland in Cloppenburg.
6. 1911 † Dr. Hermann Dingelstad-Münster, Bischof, vorher Gymnasiallehrer in Vechta.
5. 1938 † Dr. theol. et phil. August Bahlmann OMF Essen, Bischof in Santarem in Brasilien.
7. 1852 † Jos. Heinr. Ant. Beckering - Lastrup, Dechant.
7. 1952 † Josef Krapp-Steinfeld, Päpstl. Hausprälat, Domkapitular, Geistlicher Rat in Münster.
16. 1823 † Bernard Heinrich Haskamp-Vechta, Generaldechant.
16. 1844 † Hermann Heinrich Fortmann - Vechta, Lehrer der Gewerbeschule in Münster, Verfasser zahlreicher Schriften philosophischen und historischen Inhalts.
17. 1951 † Heinr. Schulte - Friesoythe, Landw. - Rat, Heimatschriftsteller.
20. 1869 † Franz van der Wal-Dinklage, Gründer der mechanischen Weberei.
22. 1625 † Otto von Dorgelo - Lohne, Dompropst in Münster.
22. 1946 † Clemens August Graf v. Galen-Dinklage, Bischof von Münster, Kardinal.
30. 1956 † Bernhard Riesenbeck, Emsdetten, verdienter Heimatforscher.
31. 1812 † J. B. Gerst - Damme, Domprediger und Generalvikariats - Assessor in Osnabrück, theol. Schriftsteller.





*Dieser schöne, zweistöckige Speicher steht heute ebenfalls im Museumsdorf. Ursprünglich zählte er, wie das Backhaus von 1614, zu den Nebengebäuden des Nording'schen bew. Westermann'schen Bauernhauses in Norddöllen (Gem. Visbek). Wie das Bild zeigt, hat dieser Speicher im Museumsdorf auf einer Insel Platz gefunden. Auch in Norddöllen stand er ehemals auf einer solchen Insel.*



# APRIL

|           |     |                                                  |   |
|-----------|-----|--------------------------------------------------|---|
| 1.        | Mo. | Hugo                                             |   |
| 2.        | Di. | Franz von Paula                                  |   |
| 3.        | Mi. | Richard, Konrad                                  |   |
| 4.        | Do. | Isidor                                           |   |
| 5.        | Fr. | Vincenz Ferrerius                                |   |
| 6.        | Sa. | Isolde, Notker                                   |   |
| <hr/>     |     |                                                  |   |
| 15. Woche |     | Ev.: Jesus inmitten seiner Feinde, Joh. 8, 46—59 |   |
| 7.        | So. | <b>Passionssonntag</b>                           | ) |
|           |     | Hermann Joseph                                   |   |
| 8.        | Mo. | Walter, Albert                                   |   |
| 9.        | Di. | Waltraud, Kleopha                                |   |
| 10.       | Mi. | Mechtild                                         |   |
| 11.       | Do. | Leo der Große                                    |   |
| 12.       | Fr. | Julius, Konstantin                               |   |
|           |     | Sieben Schmerzen Mariä                           |   |
| 13.       | Sa. | Hermenegild, Ida                                 |   |
| <hr/>     |     |                                                  |   |
| 16. Woche |     | Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem Matth. 21, 1—9     |   |
| 14.       | So. | <b>Palmsonntag</b>                               | ☉ |
|           |     | Justinus, Lambert                                |   |
| 15.       | Mo. | Veronika, Anastasia                              |   |
| 16.       | Di. | Benedikt, Bernadette                             |   |
| 17.       | Mi. | Anicetus, Robert, Rudolf                         |   |
| 18.       | Do. | Gründonnerstag                                   |   |
|           |     | Apollonius                                       |   |
| 19.       | Fr. | <b>Karfreitag</b>                                |   |
|           |     | Werner, Emma                                     |   |
| 20.       | Sa. | Karsamstag                                       |   |
|           |     | Hildegard, Viktor                                |   |
| <hr/>     |     |                                                  |   |
| 17. Woche |     | Ev.: Auferstehung Christi Mark. 16, 1—7          |   |
| 21.       | So. | <b>Ostersonntag</b>                              |   |
|           |     | Konr. v. Parzham, Anselm                         |   |
| 22.       | Mo. | <b>Ostermontag</b>                               | ☾ |
|           |     | Lothar, Soter und Cajus                          |   |
| 23.       | Di. | Georg, Adalbert v. Prag                          |   |
| 24.       | Mi. | Fidelis v. Sigmaringen                           |   |
| 25.       | Do. | Markus, Erwin                                    |   |
| 26.       | Fr. | Kletus und Marcellinus                           |   |
| 27.       | Sa. | Petrus Canisius                                  |   |
| <hr/>     |     |                                                  |   |
| 18. Woche |     | Ev.: Der Osterfriede Joh. 20, 19—31              |   |
| 28.       | So. | <b>Weißer Sonntag</b>                            |   |
|           |     | Paul v. Kreuz, Vitalis                           |   |
| 29.       | Mo. | Petrus v. Mailand                                |   |
| 30.       | Di. | Katharina v. Siena                               |   |

1. 1919 † Holzenkamp-Lohne, Dechant und Ehren-  
domherr.

1. 1949 † Alwin Reinke-Vechta, Rechtsanwalt, Hei-  
matdichter und Mitbegründer des Heimat-  
bundes.

4. 1956 † Ministerialrat Franz Teping-Vechta, ver-  
dienter Schulmann und Heimatschriftsteller.

10. 1855 † Georg Schade - Essen, Pfarrer in Scharrel,  
vorher Prof. am Gymnasium in Vechta.

11. 1851 † Karl Heinrich Nieberding - Lohne, be-  
deutender Heimatschriftsteller.

13. 1911 † Dr. Franz Hülskamp - Essen, Prälat in  
Münster, bekannter Literaturhistoriker

13. 1945 Zerstörung des Quatmannshofes im Mu-  
seumsdorf Cloppenburg.

15. 1831 Errichtung des kath. Oficialats in Vechta  
und Regelung der kirdhlichen Verhältnisse  
in Cloppenburg und Vechta.

16. 1951 † Bernhard Küstermeyer-Friesoythe, Dechant  
und Domkapitular.

17. 1947 † Dr. August Crone-Münzebrock, Essen,  
bedeuerender Wirtschaftspolitiker.

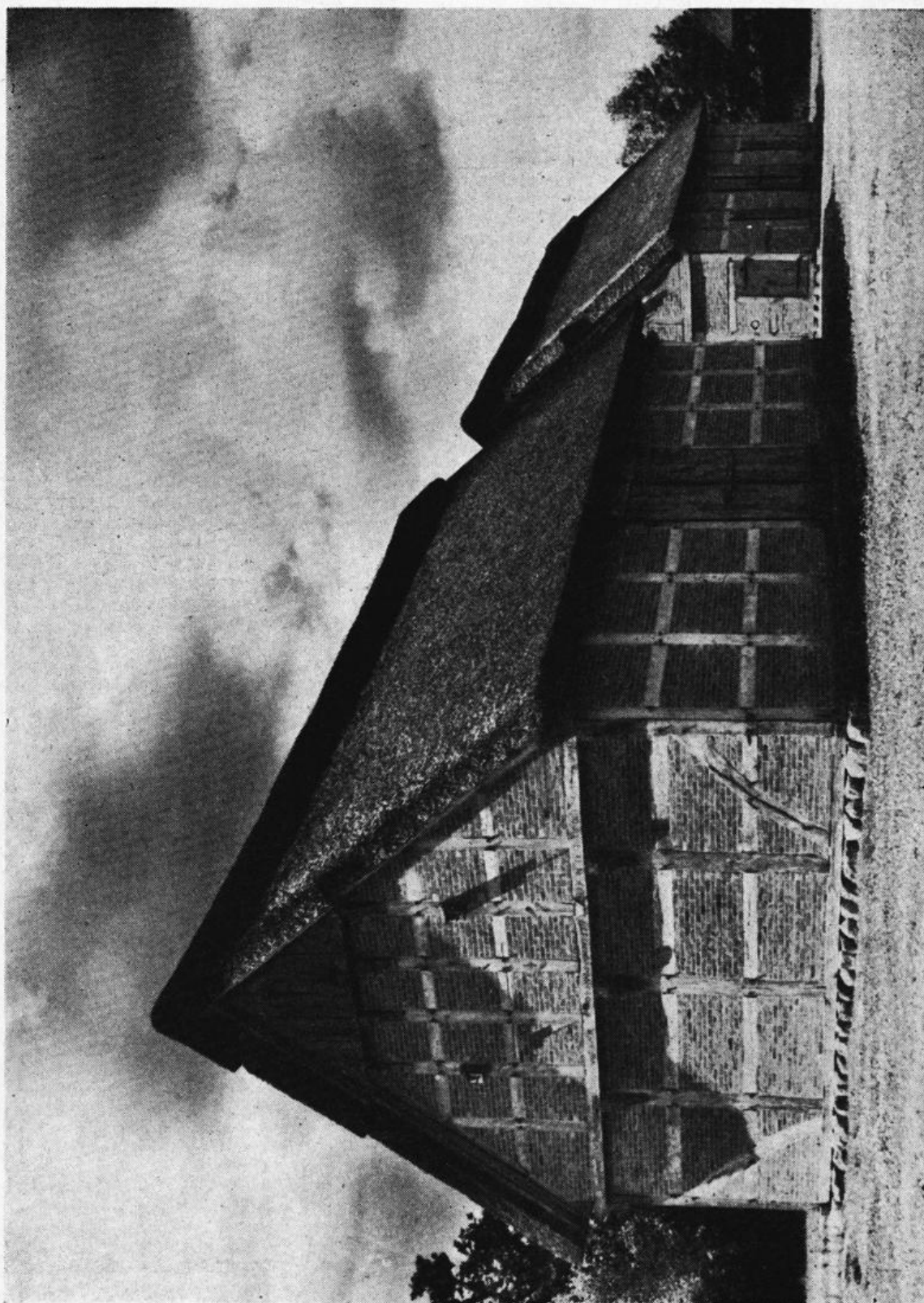
23. 1774 † Joh. Itel Sandhoff - Osnabrück, Vogt in  
Dinklage, Verfasser einer Geschichte der  
Osnabrücker Bischöfe.

23. 1799 Eröffnung der Königs - Apotheke in Clop-  
penburg.

24. 1824 † Matth. Jos. Wolffs - Vechta, Pfarrer in  
Löningen, Verfasser von Predigten.

25. 1642 Gründung des Franziskanerklosters Vechta

28. 1914 Eröffnung des Realprogymnasiums in Clop-  
penburg.



Das sind die beiden Scheunen, die früher einmal in Elsten und später im Museumsdorf vor dem „Quatmannshof“ standen, eine Fruchtscheune und eine Vihscheune. Sie wurden beide im Kriege zerstört.



- |    |     |                                       |
|----|-----|---------------------------------------|
| 1. | Mi. | <b>Maifeier</b><br>Philippus, Jakobus |
| 2. | Do. | Athanasius                            |
| 3. | Fr. | Fest Kreuzauffindung<br>Alexander     |
| 4. | Sa. | Monika, Florian                       |

19. Woche      Ev.: Der gute Hirt  
Joh. 10, 11—16

- |     |     |                                                          |
|-----|-----|----------------------------------------------------------|
| 5.  | So. | <b>2. Sonntag nach Ostern</b><br>Pius V.                 |
| 6.  | Mo. | Johannes v. d. lat. Pforte                               |
| 7.  | Di. | Stanislaus, Gisela )                                     |
| 8.  | Mi. | Schutzfest des hl. Joseph<br>Ersch. d. Erzengels Michael |
| 9.  | Do. | Gregor v. Nazianz                                        |
| 10. | Fr. | Isidor Bauer                                             |
| 11. | Sa. | Mamertus                                                 |

20. Woche      Ev.: Noch eine kleine Weile  
Joh. 16, 16—22

- |     |     |                                                        |
|-----|-----|--------------------------------------------------------|
| 12. | So. | <b>3. Sonntag nach Ostern</b><br>Pankratius, Muttertag |
| 13. | Mo. | Servatius                                              |
| 14. | Di. | Pachomius                                              |
| 15. | Mi. | Sophie, Johann Baptist                                 |
| 16. | Do. | Johannes v. Nepomuk                                    |
| 17. | Fr. | Paschalis                                              |
| 18. | Sa. | Venantius, Erich                                       |

21. Woche      Ev.: Die Verheißung des  
hl. Geistes, Joh. 16, 5—14

- |     |     |                                                    |
|-----|-----|----------------------------------------------------|
| 19. | So. | <b>4. Sonntag nach Ostern</b><br>Petrus Cölestinus |
| 20. | Mo. | Bernardin v. Siena                                 |
| 21. | Di. | Felix                                              |
| 22. | Mi. | Julia, Renate )                                    |
| 23. | Do. | Desiderius, Gisbert                                |
| 24. | Fr. | Johanna                                            |
| 25. | Sa. | Gregor VII., Urban I.                              |

22. Woche      Ev.: Die Kraft des Gebetes im  
Namen Jesu, Joh. 16, 23—30

- |     |     |                                                          |
|-----|-----|----------------------------------------------------------|
| 26. | So. | <b>5. Sonntag nach Ostern</b><br>Philipp Neri            |
| 27. | Mo. | Beda, Bittag                                             |
| 28. | Di. | Wilhelm, Bittag                                          |
| 29. | Mi. | Maria Magdalena v. Pazzi<br>Bittag                       |
| 30. | Do. | <b>Christi Himmelfahrt</b><br>Felix I., Papst, Ferdinand |
| 31. | Fr. | Angela Merici, Petronella                                |

1. 1898 Eröffnung der Bahnlinie Vechta — Delmenhorst.

1. 1900 Eröffnung der Bahnlinien Lohne — Hesepe und Holdorf — Damme.

1. 1907 Lohne wurde Stadt.

2. 1843 † Anton Siemer - Bakum, Landdechant.

3. 1901 † Dr. Joseph Wennemer - Vechta, Prälat, Gymn.-Direktor.

6. 1892 † Jos. Schrandt - Lönigen, Ehrendomherr

6. 1900 Großer Brand von Dümmerlohausen.

8. 1914 Eröffnung der Kleinbahn Vechta — Schwid-  
teler (7. Juni 1914: Vechta—Cloppenburg).

12. 1878 Großer Brand in Cloppenburg (Langestr.).

13. 1727 Grundsteinlegung zur Franziskanerkirche in  
Vechta.

13. 1926 † Bernard König - Lönigen, Apotheker,  
Landtagsabg., verdienstvoller Sammler,  
Mitbegründer des Cloppenburger Heimat-  
museums.

16. 1648 Vechta vom schwedischen General Königs-  
mark erstürmt.

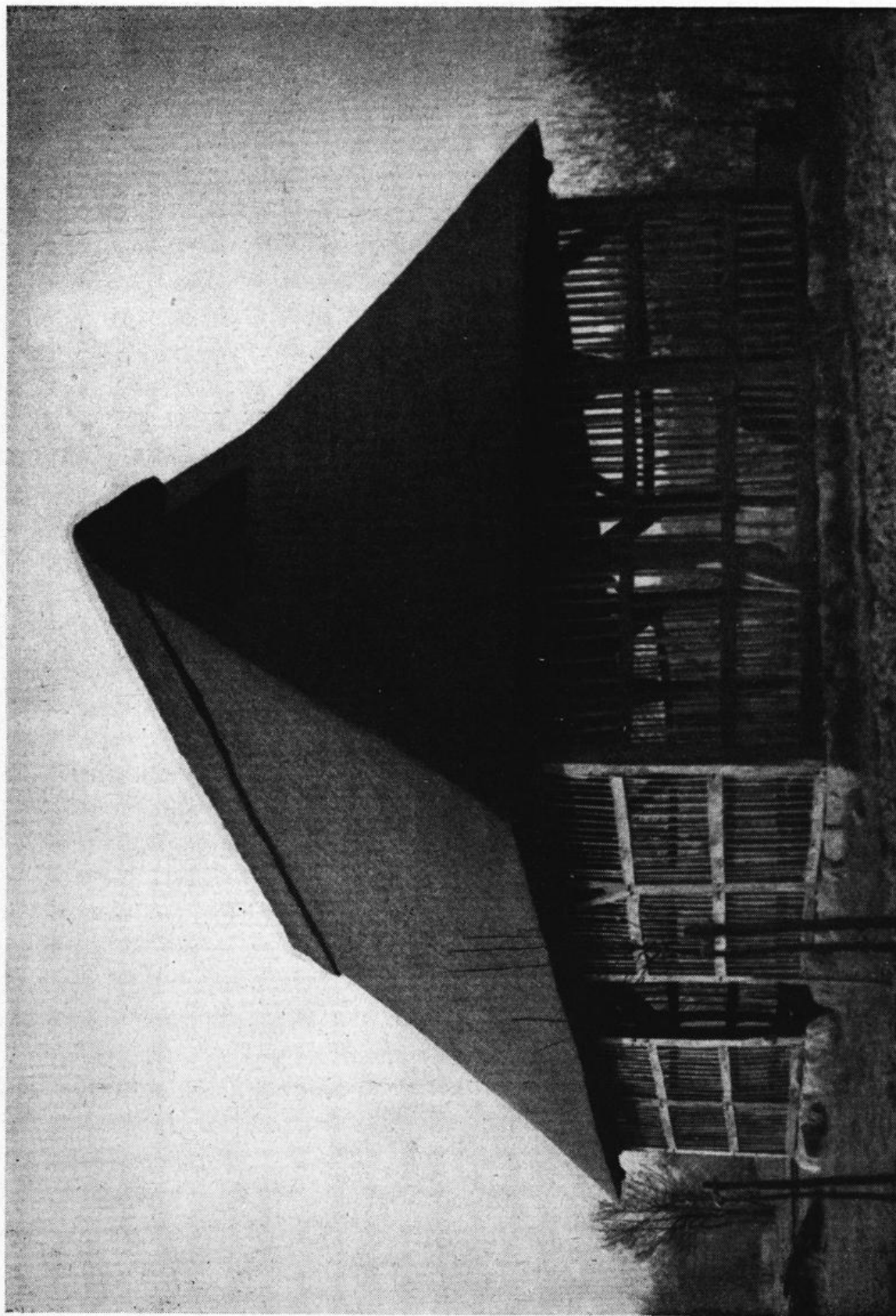
20. 1307 † Heinrich von Oythe (Friesoythe), Gründer  
der theol. Fakultät Wien.

27. 1891 † Franz Terbeck - Vechta, Seminardirektor,  
Prälat.

27. 1922 † Gerhard Tepe - Vechta, Offizial.

28. 1811 Großer Brand in Essen. (147 Häuser ver-  
nichtet).





Dieses Bild zeigt, in freilich noch unfertigem Zustand, die Zauscheune des „Hoffmannshofes“ im Museumsdorf Cloppenburg.  
Ursprünglich stand sie auf dem Windberg'schen Hofe in Schwaneburg bei Friesoythe.



|           |                                                              |
|-----------|--------------------------------------------------------------|
| 1. Sa.    | Regina, Theobald                                             |
| 23. Woche | Ev.: Jüngerzeugnis und Jünger-<br>los, Joh. 15, 26—16, 4     |
| 2. So.    | <b>6. Sonntag nach Ostern</b><br>Erasmus, Marcellinus        |
| 3. Mo.    | Klothilde                                                    |
| 4. Di.    | Franz Caracciolo                                             |
| 5. Mi.    | Bonifatius                                                   |
| 6. Do.    | Norbert                                                      |
| 7. Fr.    | Gisela, Robert                                               |
| 8. Sa.    | Medardus                                                     |
| 24. Woche | Ev.: Die Pfingstgabe des Herrn<br>Joh. 14, 23—31             |
| 9. So.    | <b>Pfingstsonntag</b><br>Primus und Felician                 |
| 10. Mo.   | <b>Pfingstmontag</b><br>Margarethe                           |
| 11. Di.   | Barnabas                                                     |
| 12. Mi.   | Johannes von Fac.                                            |
| 13. Do.   | Antonius van Padua                                           |
| 14. Fr.   | Basilus der Große                                            |
| 15. Sa.   | Vitus, Creszentia                                            |
| 25. Woche | Ev.: Geheimnis der Hl. Dreifal-<br>tigkeit, Matth. 28, 18—20 |
| 16. So.   | <b>Dreifaltigkeitsfest</b><br>Benno, Luitgard                |
| 17. Mo.   | Rainer, Adolf<br>Tag d. nationalen Einheit                   |
| 18. Di.   | Markus und Marcellianus                                      |
| 19. Mi.   | Gervasius, Protasius,<br>Juliana                             |
| 20. Do.   | <b>Fronleichnamfest</b><br>Silverius, Adelgund               |
| 21. Fr.   | Aloysius von Gonzaga                                         |
| 22. Sa.   | Paulinus, Eberhard                                           |
| 26. Woche | Ev.: Vom großen Abendmahl<br>Luk. 14, 16—24                  |
| 23. So.   | <b>2. Sonntag nach Pfingsten</b><br>Edeltraud                |
| 24. Mo.   | Johannes der Täufer                                          |
| 25. Di.   | Prosper, Wilhelm, Helmut                                     |
| 26. Mi.   | Johannes und Paulus                                          |
| 27. Do.   | Ladislaus, Siebenschläfer                                    |
| 28. Fr.   | Leo II., Irenäus                                             |
| 29. Sa.   | <b>Peter und Paul</b>                                        |
| 27. Woche | Ev.: Freund der Sünder und<br>Zöllner, Luk. 15, 1—10         |
| 30. So.   | <b>3. Sonntag nach Pfingsten</b><br>Pauli Gedächtnis         |

1. 1809 † Ferd. Matth. Driver, ältester Heimat-  
schriftsteller.

1. 1927 Wirbelsturm in Auen und Holthaus.

2. 1927 † Dr. Bernhard Brägelmann - Vechta, Pro-  
fessor.

4. 1879 † Dr. theol. Laurenz Reinke - Langförden,  
Prof. der Exegese, Münster.

5. 1940 † Wilhelm Schulte - Scharrel, Pfarrer, her-  
vorragender Kenner der saterländischen  
Mundart.

6. 1865 † Joh. Heinrich Krogmann-Lohne, Begründer  
der Lohner Pinsel- und Bürstenindustrie.

6. 1915 † Karl Willoh-Vechta, Pfarrer, Heimatschrift-  
steller.

7. 1870 † A. H. Wilking - Langförden, Lehrer, Ver-  
fasser von Jugendschriften.

9. 1650 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).

16. 1804 † St. Joan Christian Garrel, Judex Essensis,  
69 Jahre, als letzter Richter in Essen.

18. 1252 Walram von Monschau, seine Frau Jutta  
und deren Mutter Sophie traten alle ihre  
Rechte in der Grafschaft Vechta an den  
Bischof Otto II. von Münster ab.

18. 1877 Großer Brand in Friesoythe (53 Häuser  
vernichtet).

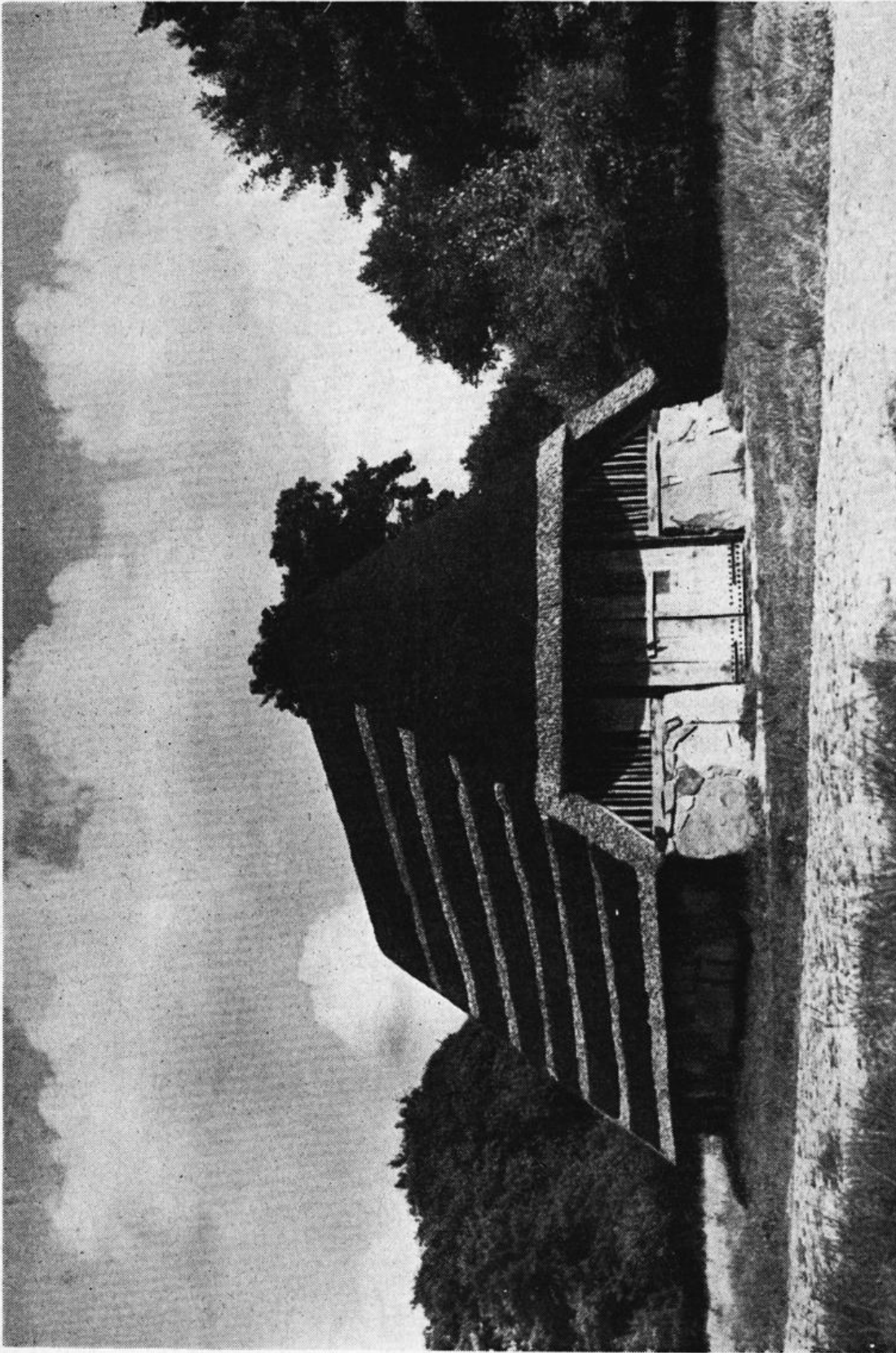
18. 1916 † Heinrich Kühling-Essen, Pfarrer, Heimat-  
forscher.

23. 1832 † Joh. Bernard Tangemann-Damme, Pfarrer  
und Dechant in Badbergen, Verfasser theo-  
logischer Schriften.

30. 1803 Übergang der Ämter Vechta und Cloppen-  
burg an das Herzogtum Oldenburg.

30. 1848 † Bernhard Mönig-Essen, Pfarrer, Heimat-  
schriftsteller.





Zu den Nebengebäuden des Hoffmannshofes zählt auch dieser Schafstall. Das Dach ruht auf einer halbhohen Findlingsmauer, die aus zwei Findlingsreihen besteht, innen und außen daher eine glatte Wand zeigt und nicht weniger als 1 m stark ist. Der Schafstall stand, bevor er ins Museumsdorf geschafft wurde, in Halter bei Schneiderkrug.



|           |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
|-----------|-----|----------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 1.        | Mo. | Fest des kostbaren Blutes Theobald                                                     | 6. 1543 Bischof Franz von Münster und Osnabrück führt durch Magister Hermann Bonnus aus Lübeck, gebürtig aus Quakenbrück, in den Ämtern Vechta und Cloppenburg das evangelische Bekenntnis ein. |
| 2.        | Di. | Mariä Heimsuchung, Otto                                                                |                                                                                                                                                                                                 |
| 3.        | Mi. | Hyazinth, Bertram                                                                      |                                                                                                                                                                                                 |
| 4.        | Do. | Berta, Ulrich                                                                          |                                                                                                                                                                                                 |
| 5.        | Fr. | Antonius von Zaccaria )                                                                |                                                                                                                                                                                                 |
| 6.        | Sa. | Thomas Morus                                                                           |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 28. Woche |     | Ev.: Der reiche Fischfang Luk. 5, 1—11                                                 |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 7.        | So. | <b>4. Sonntag nach Pfingsten</b>                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
|           |     | Willibald, Cyrillus                                                                    |                                                                                                                                                                                                 |
| 8.        | Mo. | Kilian, Elisabeth v. Portugal                                                          |                                                                                                                                                                                                 |
| 9.        | Di. | Veronika, Dieter                                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
| 10.       | Mi. | Hl. sieben Brüder                                                                      |                                                                                                                                                                                                 |
| 11.       | Do. | Pius I., Siegbert                                                                      | ☉                                                                                                                                                                                               |
| 12.       | Fr. | Johannes Gualbert                                                                      |                                                                                                                                                                                                 |
| 13.       | Sa. | Margarethe                                                                             |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 29. Woche |     | Ev.: Gerechtigkeit des Neuen Bundes, Matth. 5, 20—24                                   |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 14.       | So. | <b>5. Sonntag nach Pfingsten</b>                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
|           |     | Bonaventura                                                                            |                                                                                                                                                                                                 |
| 15.       | Mo. | Heinrich                                                                               |                                                                                                                                                                                                 |
| 16.       | Di. | Skapulierfest                                                                          |                                                                                                                                                                                                 |
| 17.       | Mi. | Alexius                                                                                |                                                                                                                                                                                                 |
| 18.       | Do. | Arnold, Friedrich                                                                      |                                                                                                                                                                                                 |
| 19.       | Fr. | Vincenz von Paul                                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
| 20.       | Sa. | Hieronymus                                                                             | ☾                                                                                                                                                                                               |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 30. Woche |     | Ev.: Zweite wunderbare Brotvermehrung, Mark. 8, 1—9                                    |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 21.       | So. | <b>6. Sonntag nach Pfingsten</b>                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
|           |     | Praxedis, Daniel                                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
| 22.       | Mo. | Maria Magdalena                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 23.       | Di. | Apollinaris, Liborius                                                                  |                                                                                                                                                                                                 |
| 24.       | Mi. | Christina                                                                              |                                                                                                                                                                                                 |
| 25.       | Do. | Jacobus                                                                                |                                                                                                                                                                                                 |
| 26.       | Fr. | Anna                                                                                   |                                                                                                                                                                                                 |
| 27.       | Sa. | Pantaleon                                                                              | ☿                                                                                                                                                                                               |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 31. Woche |     | Ev.: Warnung vor den falschen Propheten, Matth. 7, 15—21                               |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 28.       | So. | <b>7. Sonntag nach Pfingsten</b>                                                       |                                                                                                                                                                                                 |
|           |     | Innozenz I., Viktor I.                                                                 |                                                                                                                                                                                                 |
| 29.       | Mo. | Martha, Beatrix                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 30.       | Di. | Wiltrud, Ingeborg                                                                      |                                                                                                                                                                                                 |
| 31.       | Mi. | Ignatius von Loyola                                                                    |                                                                                                                                                                                                 |
| <hr/>     |     |                                                                                        |                                                                                                                                                                                                 |
| 7. 1933   | †   | Bernard Kramer - Lohne, Verfasser der Schrift über die Lohner Industrie.               |                                                                                                                                                                                                 |
| 9. 1912   | †   | Dr. theol. Bernhard Neteler-Dinklage, bekannt als Verfasser exegetischer Abhandlungen. |                                                                                                                                                                                                 |
| 10. 851   |     | Überführung der Reliquien des hl. Alexander von Rom nach Wildeshausen.                 |                                                                                                                                                                                                 |
| 10. 1534  |     | Justifizierung aufrührerischer Bauern in Münster.                                      |                                                                                                                                                                                                 |
| 10. 1840  | †   | Joh. Heinr. Niemann - Friesoythe, Arzt, Verfasser naturkundlicher Schriften.           |                                                                                                                                                                                                 |
| 10. 1900  | †   | Friedr. Schröder-Vechta, Pater, Rektor des Collegium Germanicum in Rom.                |                                                                                                                                                                                                 |
| 11. 1905  |     | Eröffnung der Neuenkirchener Heilstätte.                                               |                                                                                                                                                                                                 |
| 15. 1932  | †   | Wilhelm Lohaus-Dinklage, Ok.-Rat und Landwirtschaftsschuldirektor.                     |                                                                                                                                                                                                 |
| 16. 1774  |     | Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße).                                             |                                                                                                                                                                                                 |
| 18. 1803  |     | Huldigung der oldenburgischen Regierung in Vechta.                                     |                                                                                                                                                                                                 |
| 20. 1803  |     | Huldigung der oldenburgischen Regierung in Cloppenburg.                                |                                                                                                                                                                                                 |
| 25. 1949  | †   | August Hackmann-Cloppenburg, Dechant, Mitbegründer des Heimatbundes.                   |                                                                                                                                                                                                 |
| 29. 1915  | †   | Heinrich Gründing-Vechta, Seminarlehrer.                                               |                                                                                                                                                                                                 |



Dieser mit Krummspannen ausgestattete Holzstall, der ehemals in Osteressen stand, wurde im Museumsdorf neben das einfache Heuerhaus des Hoffmannshofes gesetzt. Zu diesem Haus paßt er auch ausgezeichnet. Man achte nur einmal, um das zu erkennen, auf den Türsturz des Heuerhauses.



# AUGUST

- |    |     |                            |
|----|-----|----------------------------|
| 1. | Do. | Petri Kettenfeier          |
| 2. | Fr. | Alfons von Liguori         |
| 3. | Sa. | Auffindg. d. hl. Stephanus |

32. Woche      Ev.: Der untreue Verwalter  
Luk. 16, 1—9

- |     |     |                                               |
|-----|-----|-----------------------------------------------|
| 4.  | So. | <b>8. Sonntag nach Pfingsten</b><br>Dominikus |
| 5.  | Mo. | Maria Schnee, Oswald                          |
| 6.  | Di. | Verklärung Christi                            |
| 7.  | Mi. | Kajetan, Donatus                              |
| 8.  | Do. | Cyriakus                                      |
| 9.  | Fr. | Petrus Faber                                  |
| 10. | Sa. | Laurentius                                    |

33. Woche      Ev.: Jesus weint über Jerusalem  
Luk. 19, 41—47

- |     |     |                                                           |
|-----|-----|-----------------------------------------------------------|
| 11. | So. | <b>9. Sonntag nach Pfingsten</b><br>Tiburtius und Susanna |
| 12. | Mo. | Klara, Hilarius                                           |
| 13. | Di. | Hippolyt und Kassian                                      |
| 14. | Mi. | Eusebius                                                  |
| 15. | Do. | Mariä Himmelfahrt                                         |
| 16. | Fr. | Joachim, Rochus                                           |
| 17. | Sa. | Hyazinth, Emilie                                          |

34. Woche      Ev.: Gleichnis vom Pharisäer  
und Zöllner, Luk. 18, 9—14

- |     |     |                                                     |
|-----|-----|-----------------------------------------------------|
| 18. | So. | <b>10. Sonntag n. Pfingsten</b><br>Helena           |
| 19. | Mo. | Johannes Eudes                                      |
| 20. | Di. | Bernhard von Clairvaux                              |
| 21. | Mi. | Franziska von Chantal                               |
| 22. | Do. | Fest d. unbefl. Herz. Mariä<br>Timotheus, Philibert |
| 23. | Fr. | Philippus Benitus                                   |
| 24. | Sa. | Bartholomäus                                        |

35. Woche      Ev.: Heilung eines Taub-  
stummen, Mark. 7, 31—37

- |     |     |                                                   |
|-----|-----|---------------------------------------------------|
| 25. | So. | <b>11. Sonntag n. Pfingsten</b><br>Ludwig, Gregor |
| 26. | Mo. | Zephyrinus, Egbert                                |
| 27. | Di. | Josef von Calasanza                               |
| 28. | Mi. | Augustinus                                        |
| 29. | Do. | Johannes Enthauptung                              |
| 30. | Fr. | Rosa von Lima, Ingrid                             |
| 31. | Sa. | Raymund, Isabella                                 |

1. 1855 Errichtung des kath. Oberschulkollegiums  
in Vechta.

3. 1818 † J. M. C. v. Ascheberg-Ihorst, letzter Direk-  
tor des Vechtaer Burgmannskollegiums, Ver-  
fasser historischer Abhandlungen.

4. 1872 † Christian Wehage - Essen, Pfarrer in  
Damme, Feldgeistlicher 1848, Begründer des  
Dammer Krankenhauses.

5. 1904 Großer Brand in Cloppenburg (Osterstraße)

8. 1684 Großer Brand in Vechta.

8. 1933 † Gerhard Ostendorf-Vechta, Justizrat 1899  
bis 1924.

11. 1888 Eröffnung der Bahn Lönigen—Essen.

11. 1902 Großer Brand in Cloppenburg.

13. 1841 † Bernhard Romberg-Dinklage, Cellist, zu-  
letzt in Hamburg.

19. 1921 † Eduard Burlage, Reichsgerichtsrat und  
Reichstagsabgeordneter.

20. 1934 erfolgte der erste Spatenstich zum Museums-  
dorf Cloppenburg.

20. 1951 † Dr. Paul Clemens-Cloppenburg, Assistent  
am Museumsdorf, Heimatschriftsteller.

21. 1875 † Dr. Heinrich Rump - Essen, Schriftsteller.

21. 1914 † Augustin Kreutzmann - Dinklage, Orgel-  
virtuose.

23. 1927 † August Schillmöller, Heimatschriftsteller.

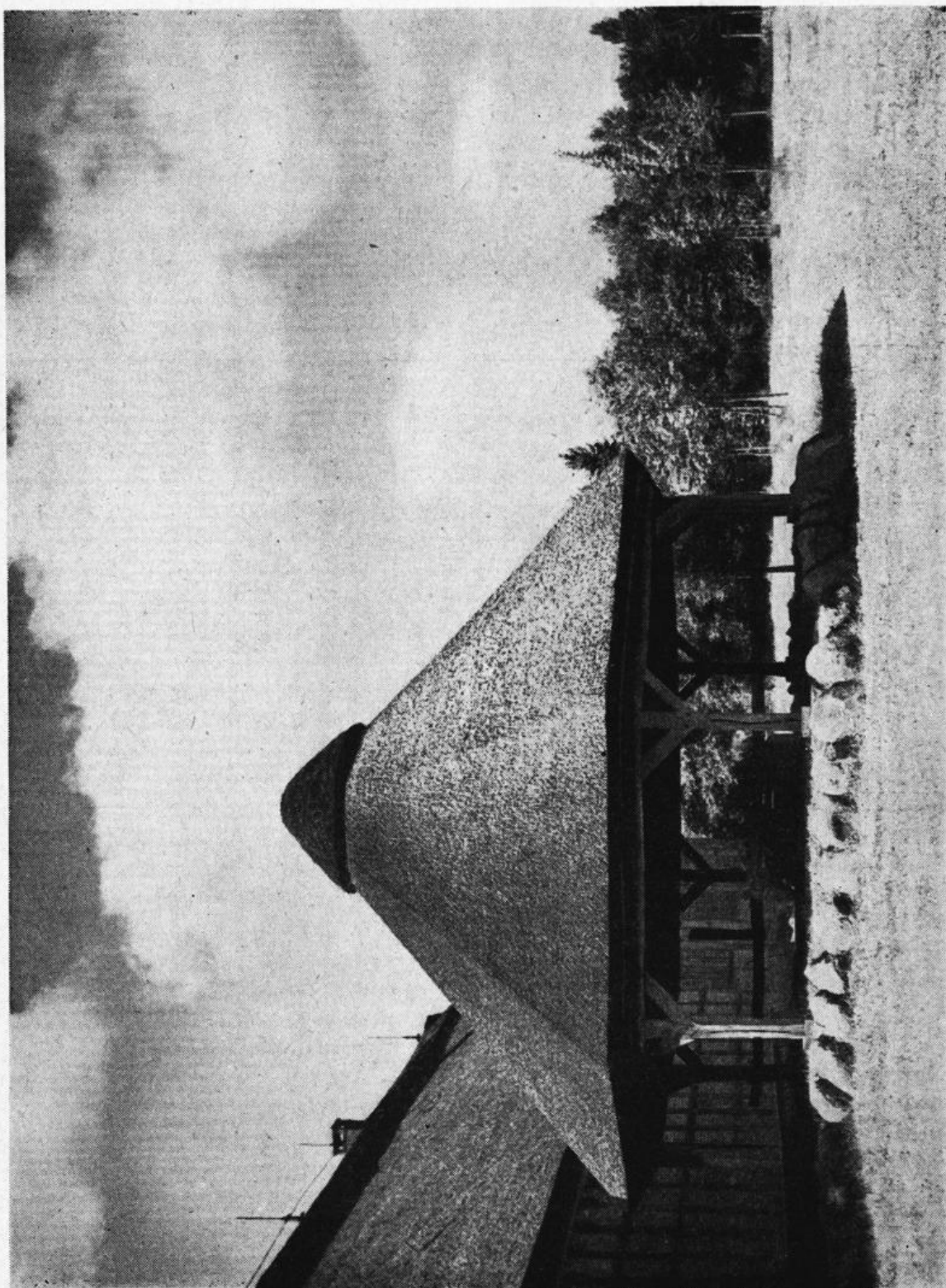
24. 1730 Gottfried Steding - Vechta, Kapitelsdirektor  
und Pfarrer.

24. 1716 Großer Brand in Cloppenburg (vom Krapen-  
dorfer Tor bis zur Mühle).

26. 1821 Großer Brand in Scharrel.

27. 1846 † Bernhard Jos. Hackstätte-Essen, Kaplan,  
Heimatschriftsteller.



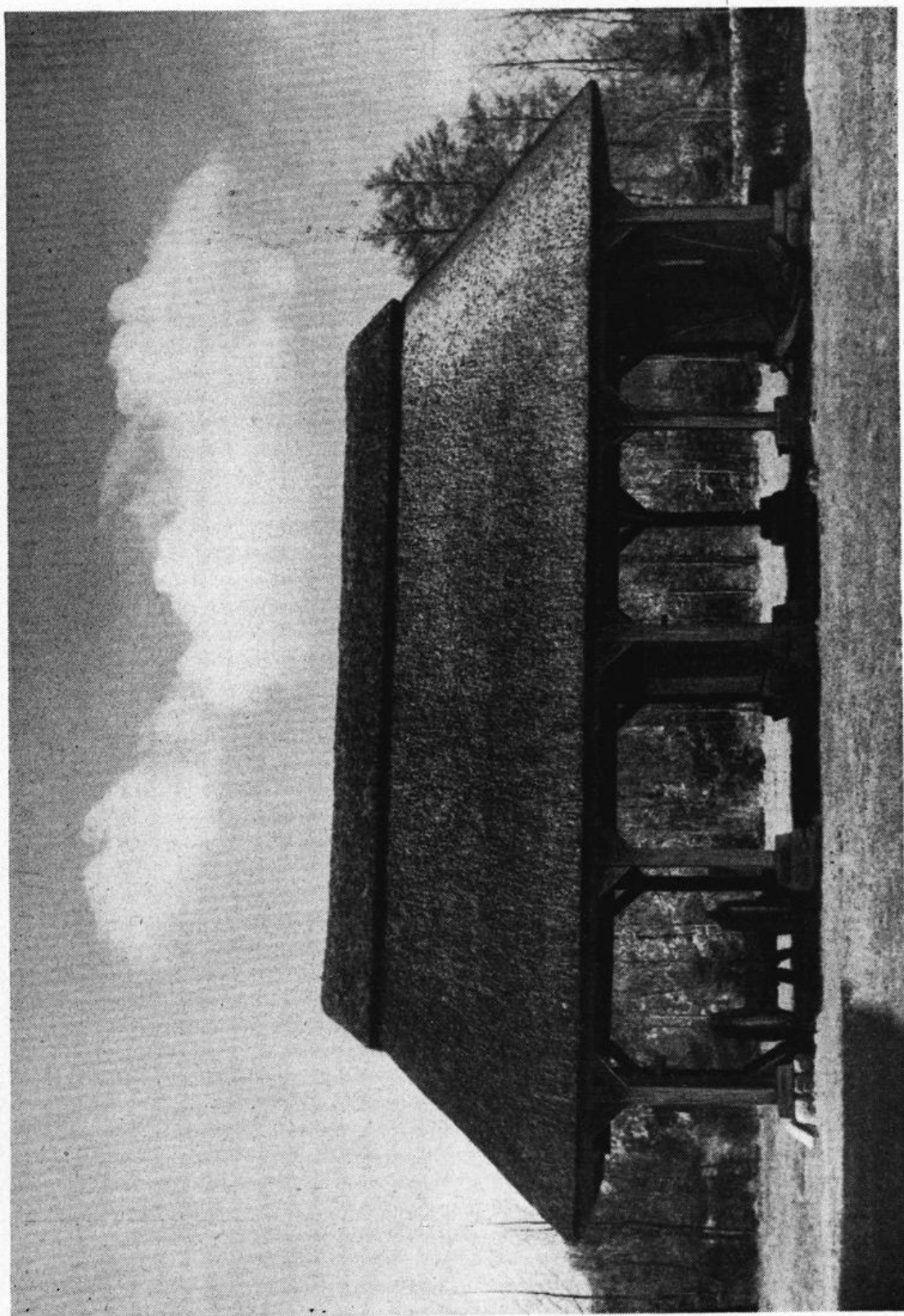


Dieser Dreschturm, der später neben den Quatmannshof gesetzt wurde, stand ursprünglich in Osteressen. Acht Ständer trugen sein Dach. Unter ihm ruhte das eiserne Göpelwerk. Im Kriege wurde er zerstört.



|           |                                                               |                                                                                                                                        |
|-----------|---------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| 36. Woche | Ev.: Gleichnis vom barmherzigen Samaritan, Luk. 10, 23—37     |                                                                                                                                        |
| 1. So.    | <b>12. Sonntag n. Pfingsten</b> )<br>Schutzengelfest, Ägidius | 1. 1824 † Trenkamp-Strücklingen, Pastor, Altertumsforscher.                                                                            |
| 2. Mo.    | Stephan                                                       | 1. 1888 Eröffnung der Bahn Vechta—Lohne.                                                                                               |
| 3. Di.    | Erasmus                                                       | 1. 1928 † Georg Vorwerk - Cappeln, Pionier der Pferdezucht.                                                                            |
| 4. Mi.    | Rosalia, Irmgard, Ida                                         | 3. 1955 † Alois Tepe-Neuenkirchen, Heimatforscher                                                                                      |
| 5. Do.    | Laurentius Justiniani                                         | 4. 1833 † Gerhard Heinrich Kreymborg-Lohne, Begründer der Lohner Industrie.                                                            |
| 6. Fr.    | Magnus, Zacharias                                             | 6. 1943 † Zu Höne-Vestrup, Pfarrer, Heimat- und Familienforscher.                                                                      |
| 7. Sa.    | Regina                                                        | 8. 1931 † Bernard Dinkgreffe - Addrup bei Essen, Dechant und Pastor Primarius, Hausprälat Sr. Heiligkeit des Papstes, zuletzt Hamburg. |
| 37. Woche | Ev.: Zehn Aussätzige Luk. 17, 11—19                           | 9. 1678 † Christoph Bernhard von Galen, Fürstbischof.                                                                                  |
| 8. So.    | <b>13. Sonntag n. Pfingsten</b><br>Mariä Geburt, Hadrian      | 9. 1926 † Heinrich Fortmann-Cloppenburg, Rektor, Gründer und langjähriger Leiter des kath. oldbg. Lehrervereins.                       |
| 9. Mo.    | Gorgonius, Korbinian ☉                                        | 12. 1875 † Franz Heinr. Deters-Lohne, Bildhauer.                                                                                       |
| 10. Di.   | Nikolaus von Tolentino                                        | 14. 1850 † Dr. med. H. Ch. A. Osthoff-Vechta, Verfasser verschiedener Schriften heimatkundlichen Inhalts.                              |
| 11. Mi.   | Protus und Hyacinth                                           | 16. 1955 † Dr. phil. Georg Reinke-Vechta, Professor am Gymnasium Antonianum, Heimatschriftsteller, Mitbegründer des Heimatbundes       |
| 12. Do.   | Mariä Namensfest                                              | 17. 1374 Eroberung der alten Burg Dinklage (Ferdinandsburg) durch Bischof Florenz von Münster.                                         |
| 13. Fr.   | Notburga                                                      | 20. 1929 † Jos. Grönheim-Löningen, Prof., Jubilarpriester.                                                                             |
| 14. Sa.   | Fest Kreuzerhöhung                                            | 26. 1929 † August Kl. Quade - Vechta, Professor am Seminar.                                                                            |
| 38. Woche | Ev.: Gottes Vatergüte Matth. 6, 24—33                         | 27. 1719 † Herbert Wichmann-Oythe, einziger Glockengießer im Lande Oldenburg.                                                          |
| 15. So.   | <b>14. Sonntag n. Pfingsten</b><br>Sieben Schmerzen Mariä     | 28. 1868 † Friedrich August Clodius-Lohne, Zigarrenfabrikant.                                                                          |
| 16. Mo.   | Kornelius, Cyprian                                            | 30. 1777 Großer Brand in Bakum, der das ganze Dorf zerstörte.                                                                          |
| 17. Di.   | Hildegard, Lambertus ☾                                        |                                                                                                                                        |
| 18. Mi.   | Joseph von Cupertino                                          |                                                                                                                                        |
| 19. Do.   | Januarius und Gefährten                                       |                                                                                                                                        |
| 20. Fr.   | Eustachius und Gefährten                                      |                                                                                                                                        |
| 21. Sa.   | Matthäus                                                      |                                                                                                                                        |
| 39. Woche | Ev.: Jüngling von Naim Luk. 7, 11—16                          |                                                                                                                                        |
| 22. So.   | <b>15. Sonntag n. Pfingsten</b><br>Thomas v. Vill., Moritz    |                                                                                                                                        |
| 23. Mo.   | Linus, Thekla ☿                                               |                                                                                                                                        |
| 24. Di.   | Gerhard                                                       |                                                                                                                                        |
| 25. Mi.   | Kleophas                                                      |                                                                                                                                        |
| 26. Do.   | Cyprian und Justina                                           |                                                                                                                                        |
| 27. Fr.   | Kosmas und Damian                                             |                                                                                                                                        |
| 28. Sa.   | Wenzeslaus, Lioba                                             |                                                                                                                                        |
| 40. Woche | Ev.: Beim Gastmahl des Pharisäers, Luk. 14, 1—11              |                                                                                                                                        |
| 29. So.   | <b>16. Sonntag n. Pfingsten</b><br>Erzengel Michael           |                                                                                                                                        |
| 30. Mo.   | Hieronymus ☾                                                  |                                                                                                                                        |





Das Wagenschauer des Quatmannshofes, das ehemals in Elstern stand, dann aber ins Museumsdorf geschafft und hier durch Artilleriebeschuss mitsamt dem großen Bauernhaus und fünf weiteren Nebengebäuden vernichtet wurde, erinnert hinsichtlich seiner leichten Bauweise an den Dreschturm dieser Hofanlage.



1. Di. Remigius
2. Mi. Leodegar
3. Do. Theresia vom Kinde Jesu
4. Fr. Franz von Assisi
5. Sa. Placidus, Meinolf

41. Woche      Ev.: Das Hauptgebot  
Matth. 22, 34—46

6. So. **17. Sonntag n. Pfingsten**  
Erntedanktag, Bruno
7. Mo. Sergius, Rosenkranzfest
8. Di. Brigitta ☼
9. Mi. Dionysius, Günther
10. Do. Franz von Borgia, Viktor
11. Fr. Protus
12. Sa. Maximilian

42. Woche      Ev.: Der rechte Gebrauch der  
irdischen Güter, Matth. 9, 1—8

13. So. **18. Sonntag n. Pfingsten**  
Eduard
14. Mo. Kallistus, Burchard
15. Di. Theresia von Avila
16. Mi. Hedwig, Gerhard ☾
17. Do. Margarete Maria Alac.
18. Fr. Lukas
19. Sa. Petrus von Alcantara

43. Woche      Ev.: Vom königlichen Gastmahl  
Matth. 22, 1—14

20. So. **19. Sonntag n. Pfingsten**  
Kirchweihfest, Wendelin
21. Mo. Hilarion, Ursula
22. Di. Ingbert, Cordula
23. Mi. Joh. v. Kapistran ☼
24. Do. Raphael
25. Fr. Crispin und Crispinian
26. Sa. Evaristus

44. Woche      Ev.: Jesus heilt den Sohn des  
königl. Beamten, Joh. 4, 46—53

27. So. **20. Sonntag n. Pfingsten**  
Christkönigsfest  
Vinzenz und Sabina
28. Mo. Simon u. Judas Thaddäus
29. Di. Narzissus, Dorothea
30. Mi. Angelus
31. Do. Wolfgang, Alfons ☾

1. 1802 † Sigismund Hoynd - Langförden, Pfarrer,  
„der Overberg des Oldenburger Münster-  
landes“.

1. 1835 Eröffnung des Postwagenverkehrs von  
Vechta nach Ahlhorn.

1. 1885 Eröffnung der Bahnlinie Vechta—Ahlhorn.

1. 1894 Gründung der landwirtschaftlichen Winter-  
schule in Dinklage, der ältesten derartigen  
Lehranstalt des Münsterlandes.

1. 1906 Letzte Fahrt der Postkutsche von Cloppen-  
burg nach Friesoythe.

3. 1948 † Julius Bröring, Verfasser eines zweibän-  
digen Werkes über das Saterland.

3. 1946 † Joseph Haßkamp, Friesoythe - Vechta,  
Amtshauptmann, zuletzt in Oldenburg.

5. 1939 † Wilhelm Kotthoff - Vechta, Direktor des  
Gymnasiums.

16. 1899 † Möhlmann - Essen, Dechant, Erbauer der  
Kirche (1870—1875) und des Krankenhauses  
(1893) in Essen.

17. 1912 † Franz Diebels - Dinklage, Seminarmusik-  
lehrer, Komponist.

19. 1945 † Franz Meyer-Holte b. Damme, Landtags-  
abgeordneter.

20. 1953 † Werner Baumbach-Cloppenburg, Oberst,  
erfolgreichster deutscher Kampfflieger.

21. 1956 † Pater Laurentius Siemer, langjähriger  
Provinzial der Deutschen Dominikaner,  
weithin bekannt als Rundfunk- und Fern-  
sehprediger.

25. 1400 Graf Nikolaus von Tecklenburg trat die  
Herrschaft über Amt und Burg Cloppen-  
burg nebst Friesoythe und Barßel an  
Bischof Otto von Münster ab.

26. 1922 † Ignaz Feigel-Cloppenburg, Bürgermeister  
und Landtagsabgeordneter.

30. 1880 † Clemens August Trenkamp-Lohne, Grün-  
der der Fa. Trenkamp.





*Diese Bleichhütte, die ehemals in Osterfeine stand, dann aber im Museumsdorf und zwar hinter dem „Quatmannshof“ neu erstellt wurde, überstand glücklicherweise den Brand dieser einzigartigen Hofanlage.*



1. Fr. **Allerheiligen**  
2. Sa. **Allerseelen**

45. Woche      Ev.: Gleichnis vom unbarmherzigen Knecht, Matth. 18, 23—35

3. So. **21. Sonntag n. Pfingsten**  
Hubert  
4. Mo. Karl Borromäus  
5. Di. Zacharias und Elisabeth  
6. Mi. Leonhard  
7. Do. Engelbert, Willibrord (92)  
8. Fr. 4 gekr. Märtyrer, Gottfr.  
9. Sa. Theodor

46. Woche      Ev.: Der Zinsgroßchen  
Matth. 22, 15—21

10. So. **22. Sonntag n. Pfingsten**  
Andreas Avellinus  
11. Mo. Martin, Bischof  
12. Di. Kunibert  
13. Mi. Stanislaus Kostka  
14. Do. Josaphat (C)  
15. Fr. Albertus Magnus  
16. Sa. Gertrud, Edmund

47. Woche      Ev.: Auferweckung der Tochter  
des Jairus, Matth. 9, 18—26

17. So. **23. Sonntag n. Pfingsten**  
Gregor  
18. Mo. Odo, Abt  
19. Di. Elisabeth von Thüringen  
20. Mi. **Buß- und Bettag**  
Felix von Valois  
21. Do. Mariä Opferung (26)  
22. Fr. Cäcilia  
23. Sa. Klemens, Felicitas

48. Woche      Ev.: Das Ende der Welt  
Matth. 24, 15—35

24. So. **Letzter Sonntag n. Pfingst.**  
Totensonntag, Joh. v. Kreuz  
25. Mo. Katharina  
26. Di. Konrad  
27. Mi. Willehad  
28. Do. Günther  
29. Fr. Saturnin (C)  
30. Sa. Andreas

1. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses  
in Cloppenburg.

4. 1258 † Johannes von Wildeshausen (Johannes  
Teutonicus).

4. 1955 † Wilhelm Niermann-Delmenhorst,  
Dechant und Propst

8. 1851 Eröffnung des St. Marienhospitals in Vechta,  
des ältesten Krankenhauses des Oldenburger  
Münsterlandes.

9. 1613 Wiedereinführung des kath. Bekenntnisses  
in Vechta.

9. 1826 † Bernhard Overberg, Förderer und Refor-  
mator der kath. Volksschulen.

10. 1918 Rücktritt des Großherzogs Friedrich August,  
Verzicht auf die Thronfolge. Oldenburg  
wurde Freistaat.

10. 1918 † Friedrich Graf v. Galen-Dinklage, Reichs-  
tagsabgeordneter.

15. 1904 Eröffnung der Bahnverbindung Dinklage—  
Lohne.

15. 1876 Eröffnung der Bahnlinie Osnabrück—Clop-  
penburg—Oldenburg (17. Oktober 1875 von  
Oldenburg—Quakenbrück).

15. 1933 † Direktor Johann Wewer-Cloppenburg, be-  
deutender Schulmann und Schriftsteller.

17. 1875 † Franz Bramlage - Lohne, Begründer der  
Lohner Korkindustrie.

18. 1885 † Bernhard Holthaus sen., Dinklage, Ma-  
schinenfabrikant, Begründer der Holthaus-  
schen Maschinenfabrik.

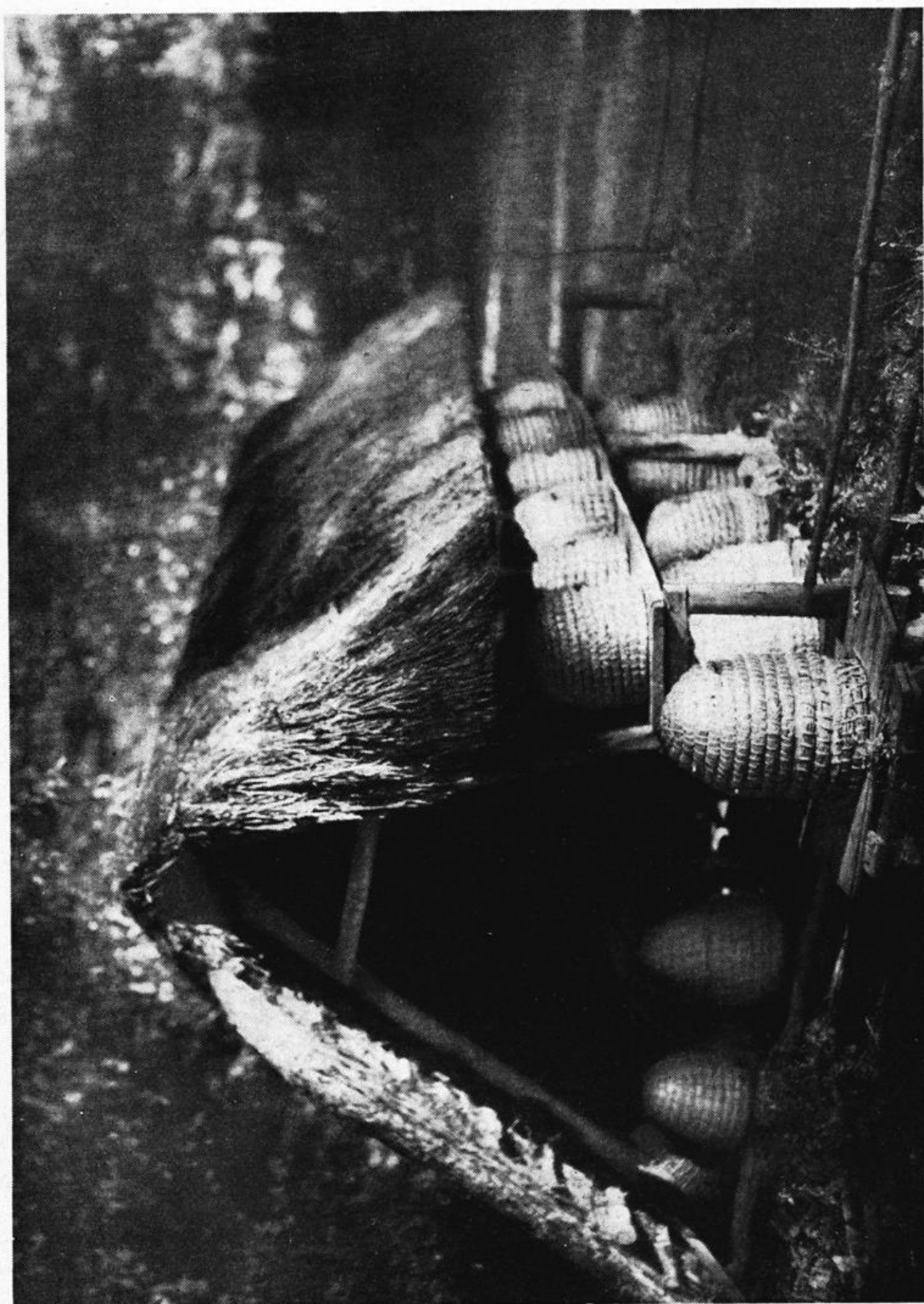
18. 1887 Großer Brand in Dinklage.

19. 1668 Das Niederstift Münster (Südoldenburg)  
wird auch kirchlich dem Bischof von Mün-  
ster unterstellt; bis dahin hatte es kirchlich  
zum Bistum Osnabrück gehört.

28. 1821 † Andreas Romberg-Vechta, Komponist, zu-  
letzt in Gotha.

29. 1896 † Anton Johannes Benker-Lohne, Bildhauer





Dieses höchst urtümlich wirkende Bienenhaus wurde vor vielen, vielen Jahren auf der Suche nach typischen bäuerlichen Bauten der heimischen Landschaft bezeichnenderweise in Varnhorn (Gem. Visbek) gefunden, wo sich bis auf den heutigen Tag noch so viel Interessantes aus der alten Zeit erhalten hat.



# DEZEMBER

|           |                                                                               |                                                                                           |
|-----------|-------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------|
| 49. Woche | Ev.: Wiederkehr Christi zum Gericht, Luk. 21, 25—33                           |                                                                                           |
| 1. So.    | <b>1. Adventssonntag</b><br>Anf. d. Kirchenj. (Geschl. Zeit), Arnold, Eligius |                                                                                           |
| 2. Mo.    | Bibiana                                                                       |                                                                                           |
| 3. Di.    | Franz Xaver                                                                   |                                                                                           |
| 4. Mi.    | Barbara                                                                       |                                                                                           |
| 5. Do.    | Reinhard                                                                      |                                                                                           |
| 6. Fr.    | Nikolaus, Bischof                                                             |                                                                                           |
| 7. Sa.    | Ambrosius, Bischof                                                            | ☉                                                                                         |
| 50. Woche | Ev.: Gesandtschaft des Täufers Matth. 11, 2—10                                |                                                                                           |
| 8. So.    | <b>2. Adventssonntag</b><br><b>Mariä Empfängnis</b>                           |                                                                                           |
| 9. Mo.    | Egbert, Valerian                                                              |                                                                                           |
| 10. Di.   | Melchides                                                                     |                                                                                           |
| 11. Mi.   | Damasus                                                                       |                                                                                           |
| 12. Do.   | Justinus                                                                      |                                                                                           |
| 13. Fr.   | Lucia                                                                         |                                                                                           |
| 14. Sa.   | Berthold, Franziska                                                           | ☾                                                                                         |
| 51. Woche | Ev.: Das Zeugnis des hl. Johannes, Joh. 1, 19—28                              |                                                                                           |
| 15. So.   | <b>3. Adventssonntag</b><br>Christiana, Reinhold                              |                                                                                           |
| 16. Mo.   | Eusebius, Adelheid                                                            |                                                                                           |
| 17. Di.   | Lazarus                                                                       |                                                                                           |
| 18. Di.   | Christoph, Wunibald                                                           |                                                                                           |
| 19. Mi.   | Friedbert                                                                     |                                                                                           |
| 20. Fr.   | Christian                                                                     |                                                                                           |
| 21. Sa.   | Thomas                                                                        | ☼                                                                                         |
| 52. Woche | Ev.: Die Stimme des Rufenden in der Wüste, Luk. 3, 1—6                        |                                                                                           |
| 22. So.   | <b>4. Adventssonntag</b><br>Beata, Jutta                                      |                                                                                           |
| 23. Mo.   | Dagobert                                                                      |                                                                                           |
| 24. Di.   | Adam u. Eva (Hl. Abend)                                                       |                                                                                           |
| 25. Mi.   | <b>1. Weihnachtstag</b>                                                       |                                                                                           |
| 26. Do.   | <b>2. Weihnachtstag</b><br>Stephanus (Offene Zeit)                            |                                                                                           |
| 27. Fr.   | Johannes Evangelist                                                           |                                                                                           |
| 28. Sa.   | Fest der unschuld. Kinder                                                     |                                                                                           |
| 53. Woche | Ev.: Das Zeichen, dem widersprochen wird, Luk. 2, 33—40                       |                                                                                           |
| 29. So.   | <b>Sonntag n. Weihnachten</b> ☽<br>Thomas von Canterbury                      |                                                                                           |
| 30. Mo.   | David, Lothar                                                                 |                                                                                           |
| 31. Di.   | Sylvester                                                                     |                                                                                           |
|           |                                                                               | 1. 1955 † P. Reginald Weingärtner O.P., anerkannter Heimat- und Naturforscher             |
|           |                                                                               | 2. 1895 † Pfarrer Dr. C. L. Niemann-Cappeln, Heimatschriftsteller.                        |
|           |                                                                               | 3. 1946 † Dr. Heinrich Zerhusen - Vechta, Amtsgerichtsrat, Mitbegründer des Heimatbundes. |
|           |                                                                               | 7. 1892 † Dr. Wulf-Lastrup, Dechant, Heimatforscher.                                      |
|           |                                                                               | 8. 1703 Ein Sturm zerstörte den Kirchturm in Dinklage.                                    |
|           |                                                                               | 8. 1919 Gründung des Heimatbundes für das Oldenburger Münsterland.                        |
|           |                                                                               | 11. 1827 Einsturz des Turmes der Löninger Pfarrkirche.                                    |
|           |                                                                               | 11. 1937 † Josef Renschen-Dinklage, Dechant, eifriger Sammler.                            |
|           |                                                                               | 14. 1932 † Bernard Bünger-Altenoythe, Pfarrer, Heimatschriftsteller.                      |
|           |                                                                               | 20. 1595 Großer Brand in Emstek, der das ganze Dorf zerstörte.                            |
|           |                                                                               | 20. 1933 † Josef Meyer-Hemmelsbühren, Ökonomierat.                                        |
|           |                                                                               | 24. 1431 † Konrad von Vechta, Bischof von Olmütz, Erzbischof von Prag.                    |
|           |                                                                               | 24. 1623 Niederbrennung des Dorfes Altenoythe durch Mansfeldsche Truppen.                 |
|           |                                                                               | 25. 1932 † Dr. Clemens Pagenstert - Vechta, Lokalhistoriker.                              |
|           |                                                                               | 30. 1934 † Heinrich Klingenberg-Lohne, Kunstmaler.                                        |





Ein Backofen (ohne Backhaus), wie er innerhalb des Oldenburger Münsterlandes nur im Saterland gebaut wurde. Dieser stand neben dem letzten Saterhaus in Hollenemoor, das bekanntlich ins Museumsdorf geschafft wurde und hier demnächst neu erstellt werden soll. Vor dem Backofen die letzte Besitzerin des Hauses: Frl. Deddens.



## ZU UNSEREN MONATSBILDERN

Im Heimatkalender 1956 erschienen zum ersten Mal nicht die eigentlichen Monatsbilder, die die Heimatkalender von 1952 bis 1955 gebracht hatten, sondern gewissermaßen als Ersatz dafür Bilder aus der oldenburgisch-münsterländischen Heimat, und zwar wurden Bilder von Bauernhäusern und Heuerhäusern der verschiedensten Art herausgestellt.

In diesem Kalender sollen die verschiedenen Nebengebäude des Bauernhauses bzw. des Heuerhauses, wie sie uns vor allem im „sächsischen“ Bereich begegnen, gezeigt werden. Im friesischen Bereich wurden diese Nebengebäude in der Regel und aus erklärlichen Gründen mit dem Hauptgebäude unter ein Dach gebracht, weshalb aber auch das Friesenhaus oftmals wesentlich größer erscheint als das größte Bauernhaus im niedersächsisch-westfälischen Gebiet.

Zu den ältesten Nebengebäuden, die wir im letztgenannten Bereich antreffen, gehören vor allem die Backhäuser und Speicher. Das Backhaus, das ehemals im Museumsdorf stand und das von dem Westermann'schen Hofe in Norddöllen hierher gebracht war, stammte aus dem Jahre 1614. Es war also schon vor dem 30jährigen Krieg erbaut worden. Leider ging es bei dem Brande des Quatmannshofes mit zugrunde. Wir können es jetzt nur noch im Bilde zeigen. Dafür ist inzwischen aber ein Ersatzstück ins Museumsdorf geschafft worden, ein Backhaus von 1663, das aus Astrup, d. i. also gleichfalls aus der Gemeinde Visbek, stammt und vom Bauern Dammann geschenkt wurde. Verwandt hiermit zeigt sich der einstöckige Speicher des Hoffmannshofes, der aus Emstek herübergeholt wurde. Im Gegensatz allerdings zu dem vorerwähnten Backhaus von 1614, das mit tiefeingesenkten Ankerbalken versehen war, zeigt der Emsteker Speicher Ankerbalken, die mit einem Zapfen durch die entsprechenden Ständer gesteckt wurden. Auf dem Gelände des Quatmannshofes steht im Museumsdorf aber

auch ein ungewöhnlich schöner zweistöckiger Speicher, der, wie das Backhaus von 1614, von dem Westermann'schen Hofe in Norddöllen nach Cloppenburg gebracht wurde. In seiner ganzen Bauart gehört er dem Visbek-Goldenstedt-Wildeshausener Kulturkreis an. An Alter steht er den beiden vorerwähnten Bauwerken nach. Er wurde nämlich erst im Jahre 1775 erbaut.

Eine große Bedeutung spielen innerhalb der Nebengebäude die Scheunen einer Hofstelle. Vor dem Quatmannshof standen bekanntlich zwei Scheunen, eine Fruchtscheune und eine Viehscheune. Auch diese fielen leider dem Kriege zum Opfer. In der Viehscheune, die man an den vielen kleinen Türen ohne weiteres erkennt, waren auch Ställe für die Schweine untergebracht, die der Bauer bekanntlich nicht mit in sein Haus nahm. Die Fruchtscheune stammte aus dem Jahre 1777, die Viehscheune aus dem Jahre 1790. Zu dem Hoffmannshof zählt eine sogenannte Zaunscheune, ein Bauwerk aus dem Jahre 1760. Es ist ein sehr urtümliches Gebilde mit sich gabelnden Ständern. Das betreffende Bild zeigt diese Scheune noch in unfertigem Zustand. Die einzelnen Gefache sind zwar bestakt, aber noch nicht durchzäunt. Es fehlt also noch das Flechtwerk, das mit Vorliebe aus Weiden hergestellt wurde. Einen Lehmewurf bekam eine solche Scheune nicht. Ein Balken im Innern dieser Scheune zeigt übrigens eine sehr interessante Inschrift in lateinischen Großbuchstaben:

1759 GELT EINTAUSENT PUNT HEU  
SIEBEN REIGESTALER!

Eine große Rolle spielten ehemals auch die Schafställe. Sie wurden höchst verschieden gestaltet. Im westlichen Münsterland, d. i. an der Grenze zum Hümmling hin, zeigten sie gelegentlich sogenannte Krummspanne, d. i. Sparren und halbhohe Ständer aus einem einzigen, entsprechend gewachsenen Stück Holz. Die Schafställe standen zum Teil unmittelbar auf der Erde auf. Gelegent-



lich zeigten sie aber auch halbhohe Wände aus mächtigen Findlingen. Bei dem Dach der Schafställe wurde gern gespart. Man verwandte dafür vorzugsweise Heide, die es in Hülle und Fülle gab, in sparsamer Weise aber Dachstroh bzw. Dachreith.

Die Krummspanne erblicken wir auch an einem Holzstall, der ebenfalls zu den Nebengebäuden des im Museumsdorf neuerichteten Hoffmannshofes zählt. Bauten dieser Art finden sich ebenso wie der vorerwähnte, mit Krummspannen ausgerüstete Schafstall nur auf magerem Boden.

Ein lediglich geständertes Bauwerk stellt der sogenannte Dreschturm dar, wie einstmals im Museumsdorf auch einer neben dem Quatmannshof stand. Er stellt eine Weiterentwicklung des Dreschhauses dar, das noch mit vollen Wänden ausgestattet ist und im Museumsdorf an den Hoffmannshof angebaut wurde. In der Regel ist er achteckig gestaltet. Gelegentlich zeigte er aber auch — so der Dreschturm des Haakenhofes in Cappeln — zwölf Ecken, wie umgekehrt die Windmühle nicht immer achtkantig — daher übrigens die Bezeichnung Achtkantwindmühle — sondern gelegentlich auch sechskantig gestaltet war. Je mehr Ecken bzw. Kanten, desto dichter kam man an das Rund heran, das man gern gebaut hätte, in Holz aber nicht bauen konnte, wohl dagegen in Stein (Turmwindmühle).

Ein geständertes Bauwerk stellte auch das Wagenschauer des Quatmannshofes, das mit diesem ebenfalls vernichtet wurde, dar. Es war in seiner Art besonders schön gebaut und zeigte dieselben schönen Maßverhältnisse, die auch der „Quatmannshof“ im engeren Sinne, d. i. das große Bauernhaus dieser Hofanlage, zeigte.

Kaum zu finden ist im Lande heute noch eine Bleichhütte. Die Bleichhütte, die im Museumsdorf neben dem „Quatmannshof“ errichtet wurde und glücklicherweise erhalten geblieben ist, ist ein besonders schön gestaltetes Exemplar eines solchen Bauwerkes. Es besteht nur aus einem

ins Freie gestellten Durk mit einem von Säulen bzw. Ständern getragenen Vordach. Es diente dem Wärter, der dafür zu sorgen hatte, daß das auf der Bleiche ausgebreitete, selbstgesponnene Leinen nicht gestohlen wurde, und seinem Hund, der mit ihm wachte. Diese kleine Bleichhütte stammt aus Osterfeine vom Hofe des Bauern Drahmman.

Ein besonders ursprünglich anmutendes Bienenhaus fand sich ehemals noch in Visbek, wo sich so viele urtümliche Bauten länger als anderswo erhalten hatten. Ein ähnliches Bauwerk sollte schon immer neben dem Quatmannshof erbaut werden; bisher aber fand sich noch keine Möglichkeit dazu.

Höchst ursprünglich wirkt schließlich der Backofen, der einst neben dem inzwischen ins Museumsdorf geschafften Saterhaus in Hollenermoor stand. Es soll auch im Museumsdorf neben dem genannten Hause wieder errichtet werden. Im Münsterland galt es sonst als Regel, daß der Backofen mit einem Backhaus zusammengefügt wurde; beide zusammen stellten auf diese Weise sozusagen ein einziges Bauwerk dar, das auch kurz als „Backhaus“ bezeichnet wurde.

Damit sind die Nebengebäude des Bauernhauses im wesentlichen erfaßt. Im nächsten Kalender sollen andere bäuerliche Bauwerke zur Darstellung gelangen.

Wenn in diesem Kalender bei der bildlichen Darstellung der Nebengebäude die des Museumsdorfes bevorzugt wurden, so lediglich deshalb, weil diese hier wie auch die Hauptgebäude allesamt in ihrer ursprünglichen Gestalt neu erstellt wurden, und weil sie gerade deshalb auch mehr als andere, die sich noch verstreut im Lande finden, die alte Pracht und Schönheit auch dieser Nebengebäude deutlich wiedererkennen lassen.

Vgl. Heinrich Ottenjann, Das Museumsdorf in Cloppenburg, Gerhard Stalling-Verlag, Oldenburg i. O. 1944.

Heinrich Ottenjann





# Stunde der Besinnung

im Garten unserer Heimat

Ein prachtvoller Tag war heute. Nun senkt sich bald der Abend, dazu ein Abend im Mai, der mich gemütlich im Grase unseres Gartens liegen sieht. Einst spielte ich hier mit den Geschwistern und mit anderen Kindern. Dort aus den Büschen lugt der hohe Kirchturm unseres Dorfes. Vor mir viel Maienblümchen, dazwischen Schafgarbe, Hahnenfuß und Wegerich. Mein Vater hat mich diese Namen gelehrt. Vor allem mußten wir alle Heilkräuter kennen. Der alte, sumpfige Graben dort, über den wir Kinder so oft sprangen, ist von Gräsern und Schilf fast zugewachsen. Um mich herum noch die alten Obstbäume, unter denen ich früher in aller Herrgottsfrühe Äpfel suchte, um sie einem geheimnisvollen Versteck zu übergeben. Neben mir, einen Steinwurf weit, Pastors schöner Busch mit 100jährigen Bäumen. Ich weiß nicht, ob auch heute noch eine Nachtigall dort schlägt und die Stare schwatzen. Ich höre nichts. Aber es sind schon dreißig Jahre vergangen, und ich springe nicht mehr über die Gräben und mache keine Verstecke mehr. Trotzdem entdecke ich Verstecke, die kein Mensch gemacht, und ich sehe Geheimnisse, die ich als Kind niemals sah. Der Garten meiner Heimat ist für mich viel geheimnisvoller, viel rätselhafter geworden, als zu der Zeit, da ich Mutter beim Jäten am Rockzipfel faßte. Und doch glaube ich, mehr Erfahrung zu haben und mehr zu wissen als damals.

Mit verschränkten Armen im Nacken liege ich nun hier und lasse meine Augen in das Laub des Apfelbaumes bummeln. Wie schön doch so ein Blatt ist, wenn man es näher betrachtet. Die Rippen, die Äderchen darin, und das verbindende Fleisch dazwischen. Man sagt, daß dieses alles aus Zellen aufgebaut sei, für meine Augen nicht sichtbar; und in der Zelle das Protoplasma als Träger allen irdischen Lebens. Aber was ist das — Leben? Ich weiß es nicht. Kein Mensch kann es mir sagen. Und alles um mich herum lebt. Millionen von Zellen werden in dieser Stunde, in diesem Garten geboren. Dies Blatt da über mir atmet, es verdaut; genau wie bei dem Organismus unseres Körpers! Und seine Nahrung saugt es sich durch die Wurzeln über Stamm, Rinde, Zweige, und der ganze Blätterwald des Baumes atmet dann jenen Sauerstoff aus, der uns Men-

schen so kostbar und wohltätig ist. Aber wie ist das eigentlich möglich, daß sich das Wasser des Bodens trotz seiner Schwere nach oben bewegt, zehn und mehr Meter hoch? Und warum wächst dieser Baum nach beiden Seiten, in den Boden hinein und zum Himmel? Welche Kraft ruft diese entgegengesetzten Wirkungen hervor? Wohin ich jetzt meine Augen schweifen lasse, hinter allen „Selbstverständlichkeiten“ sehe ich Rätsel und Geheimnisse. Da summt eine Biene heran. Nun sucht sie emsig mit ihrem Rüssel in der Blüte einer Taubnessel. Ungeduldig fliegt sie zur zweiten und dritten und — jetzt fliegt sie fort. Man sagt, daß diese kleine Biene sich in der höheren Mathematik besser auskennt als mancher Abiturient unseres Gymnasiums in Vechta oder Cloppenburg. Denn sie baut ohne Maß und Logarithmentafel ihre Wabe so, daß diese bei dem geringsten Material- und Kraftaufwand die größte Menge Honig unterbringen kann. Nun kommt ein ganzes Geschwader angebrummt. Geradeswegs geht es auf den Blütenbusch zu, der einige Meter vor mir steht. Woher steuern sie so sicher aufs Ziel? Sicherlich hat die erste Biene ihre Genossinnen durch Rundtanz oder Schwänzeltanz aufmerksam gemacht, in welchem Umkreis vom Korb der Honig zu finden ist und in welchem Winkel der Platz zur Sonne liegt. Die Bienen tun das. Wer hat sie dieses gelehrt? Und wie viele Pflanzen, Tiere und Tierchen gibt es! Würde ich den Boden, auf dem ich so betrachtend ausgestreckt bin, mikroskopisch untersuchen, so könnte ich Zehntausende von mehrzelligen Tieren, Wurzelfüßler, Geißeltierchen und anderes entdecken. Und alles lebt nach Gesetz. Dabei gehen wir, die Menschen, über die Oberfläche dahin, als ob nichts wäre, genau wie wir im Alltag oberflächlich sind und nicht die große Wirklichkeit bemerken, in der wir tatsächlich leben. Wunder über Wunder.

Inzwischen senkt sich die Sonne. Ihre letzten Strahlen bescheinen den Spiegel des Wassers im Graben und lassen mich tausend kleine Tiere über dem Wasser tanzen sehen. Ich gehe näher heran, blicke von oben ins Wasser und schaue mein eigenes Bild. Ob sich aus all dem, was ich hier schaue, nicht auch ein Größerer widerspiegelt? — Mit einem Stock prökele ich im Schlamm



herum. Am Ende des Stockes bleibt ein schmutziger Tropfen hängen. Nichts Besonderes. Aber ist er tatsächlich nichts Besonderes? Neulich habe ich solch einen nichts-sagenden Tropfen, kleiner als der Kopf einer Ameise, zwischen zwei Glasplatten unter das Mikroskop gelegt. Bei 100facher Vergrößerung sehe ich da ein ganz verworrenes Moosgestrüpp; bei 1000facher Vergrößerung wird aus dem dünnen Gestrüpp ein Wald mit Bäumen, Stämmen, Pfaden und tausend winzigen Tierchen. Sie tummeln sich darin auf freien Plätzen herum, spielen, suchen Nahrung, oder sie versuchen sich gegenseitig zu verschlingen. Eine ganze Welt im Wassertropfen! Wie mögen sich diese winzigen Tierchen, die Amöben, wie sie heißen, verständigen? Und wenn sie denken könnten! Ob sie ihre Welt auch als „die Welt“ ansehen würden und aus ihrer Winzigkeit heraus nichts Größeres sähen? Der Größere in diesem Falle bin ich, bin im Vergleich zu jenen so unermesslich groß, daß sie mich nicht zu überschauen vermögen. Trotzdem — ich bin da. Ich schaue ihrem Treiben zu und — lächele. Wie viele Tiere mögen in diesem Wasser sein, wie viele Pflanzen und Gräser und Blumen in unserem Garten, in der Heimat, wie viele auf der Welt?

Diese Welt im Kleinen ist geradezu erdrückend; nicht nur, weil sie so klein ist, sondern weil in ihr Dimensionen von unermesslicher Größe vorhanden sind und alles zielstrebig nach einem innewohnenden Ordnungsprinzip sich bewegt. Wer sich ein wenig in der inneren Struktur des Atoms auskennt, weiß, was ich meine. Genau so die Welt im Großen, die Sternenwelt. Dort drüben, neben dem Turm unserer Kirche, sehe ich den Sonnenball ganz zaghaft den Horizont küssen, und die Sterne beginnen mit ihrer Nachtwache für uns Menschen. Ganz blaß noch scheint der Abendstern. Und dort muß gleich der Polarstern erscheinen. Vor zwölf Jahren habe ich in den Weiten der russischen Steppe denselben Stern gesucht, um die Geschütze der Batterien danach einzurichten. Es war Krieg und Unordnung. Nur wir Menschen können gegen die Ordnung verstoßen. Nun aber sehe ich den großen und den kleinen Bären, Neptun, Venus, Jupiter, Saturn und viele, viele andere Sterne, wie sie mir im Garten zublinzeln. Aber sie sind gar nicht so niedlich, wie sie aussehen, oder wie sie im Gedicht, in Kirchen- oder Liebesliedern erscheinen. Viele sind tausendmal größer als unsere Erde. Die Sonne könnte

unseren Globus mehr als millionenmal umfassen. Würde jemand die Erde mit dem Monde in die Sonne verpflanzen, bei derselben Entfernung des Mondes von der Erde wie jetzt, dann würde der Mond noch immer innerhalb der Sonne um die Erde kreisen. Dabei ist dieser Gesell doch etwa 400 000 Kilometer von uns entfernt, auch wenn er uns abends so greifbar nahe erscheint. Und die Sonne erst! Würde ich mit einem Flugzeug von hier nach oben steigen, dann wäre ich in 40 Jahren noch nicht da, auch wenn ich ununterbrochen hinaufsausen würde, Tag und Nacht, und bei einer Geschwindigkeit von 500 Kilometern in der Stunde. Die Milchstraße ist noch weiter entfernt. Bei diesen großen Entfernungen rechnet man daher in Lichtjahren. Aus der Schule wissen wir, daß das Licht in der Sekunde den siebenfachen Weg um die Erde macht. Daraus also können wir die unermessliche Entfernung errechnen, die das Licht in einem Jahr zurücklegt. So gibt es Sterne, deren Licht mehrere Jahre braucht, um zu uns zu gelangen. Sie sind uns trotz dieser Weite noch nahe, wenn wir bedenken, daß andere Jahrhunderte oder Jahrtausende brauchen, und daß es sicherlich Sterne gibt, deren Licht seit ihrer Entstehung noch nicht bis zu uns gelangt ist. Und wie viele Sterne und Sternwelten gibt es, mit einer Sonne im Zentrum! Im letzten Jahre habe ich in Kalifornien durch das größte Teleskop der Erde geschaut. Mehr als eine Milliarde Lichtjahre blickt man in den Weltenraum hinein. Das Licht, das ich auf einer fotografischen Platte der Sternwarte von Mount Palomar gebannt sah, war vor mehr als einer Milliarde Lichtjahren von seinem Ursprungsort losgerast. Zu der Zeit also, als sich auf unserem Globus das erste primitive Leben zu regen begann. Unermessliche Erkenntnisse können sich daraus ergeben. Denn der kleine Lichtfleck sagt mir nichts über den heutigen Zustand dieses Sternes, sondern über den Zustand vor mehr als einer Milliarde Jahren. Ist er, dessen Lichtstrahl heute unsere Erde trifft, bereits vor Jahrtausenden erloschen? Hat er sich verändert? Hat er Konkurrenten im kreisenden Meer des Universums Platz gemacht? Millionen von eigenen Sonnensystemen werden entdeckt, und niemals kommt man an ein Ende. Tatsachen — nichts als erdrückende Tatsachen. Da pilgerst du vielleicht nach Lourdes oder Fatima, um ein Wunder zu erleben. Auch ich war da, und wir Menschen „ver-wundern“ uns, wenn dieses oder jenes Geschehnis die oberfläch-





liche Routine der Ereignisse durchbricht und damit jene Macht sichtbar werden läßt, die dahinter steckt. Für einen nachdenkenden Menschen ist jedoch nicht nur das Außergewöhnliche wundervoll, sondern alles Gewöhnliche, alles äußerlich so „Selbstverständliche.“ Denn beim Anblick des Himmels begegnen wir den großen Rätseln, den großen Geheimnissen; was ist Raum, was ist Zeit, was Unendlichkeit? Und inwieweit entspricht unsere primitive Vorstellung der großen Wirklichkeit und Ordnung? — Aber darüber möchte ich nicht sprechen, um dich nicht vollkommen deiner beunruhigenden Winzigkeit preiszugeben. Aber sind wir nicht wiederum groß, viel größer als der nächtliche Garten hier, als unser Land, als Meer, Berge und Universum zusammengekommen, indem wir unsere Kleinheit erkennen können? Niemand vermag das außer uns. Der Geist also ist es, der uns groß macht, und wir sind um so größer, je mehr wir erkennen, wie klein wir sind. Und wenn wir nun fragen würden, „wo“ Jener ist, der das alles erschaffen haben muß, der alles erhält und lenkt, so ist diese Frage auch der Beweis unserer menschlichen Beschränkung. Gott ist Geist. Würde er nicht reiner Geist sein, wäre er nicht Gott. Da er also immaterieller Natur ist, steht er außerhalb des Raumes. Er steht damit auch außerhalb unserer geschöpflich-räumlichen Fragestellung des „Wo“. Und er ist Schöpfer der Zeit, die er erst mit dem Universum als Maß aller Dinge erschuf. Nur für uns als Geschöpfe gibt es daher Vergangenheit und Zukunft. Und wie Gott sich dem „Wo“ unseres menschlichen Fragens entzieht, so auch dem „Wann“. Er ist ewig, überall und in jedem Teile ganz. Er ist in diesem Augenblick auch bei mir, sogar viel näher, als ich mir selbst überhaupt nahe sein kann. Denn er ist durch sich, aber ich bin erst durch ihn. Das ist durchaus nicht schwer zu verstehen, wenn du ein wenig nachdenkst. Die Amöben im Wasser haben mich vorhin gewiß nicht beachtet. Aber ich war dort. Ob Gott nicht ist, auch wenn wir ihn nicht beachten?

Die Stunden verrinnen. Nur spärlich blinken noch die Lichter der Häuser durch die Sträucher des Gartens. Nun muß ich heim. Und weil ich weiß, daß meine Ferientage in der Heimat morgen enden, so ist mir, als müßte ich noch einmal die Wege meiner Jungenzeit durchstreifen, auch wenn es dunkel ist. So strolche ich durch unseres Nachbarn Wiese, überspringe die verkrüppelte Hecke, betrachte die Ruine unserer alten Zug-

brücke, über die der Weg nach Schnappenburg führt. Über den Esch und den sauberen Zetel geht's ins Dorf. An vieles muß ich denken. Vor jedem Hause sehe ich im Geiste noch alte Leute, die nicht mehr sind. Kinder, wie die Zeit verrinnt! Und wo ist sie geblieben? In welchen Ozean der Unermeßlichkeit hat sie sich ergossen? Bald werde auch ich der Vergangenheit angehören — und auch du; und auch die beiden Verliebten dort im Dunkel der großen Linde. Ich wünschte ihrem menschlichen Glück eine ewige Dauer. Aber es haben sich darunter gewiß schon andere umarmt, die nicht mehr sind. — Dort ist die Kirche. Nur matt läßt sie ihr ewiges Licht durch die großen Fenster flackern. Auch dort ist Gott, sogar in ganz besonderer Weise. Die Übernatur ist gleichsam eine Erweiterung und Krönung der Natur. Wie, kann ich hier nicht sagen. So glaube ich: damit ich besser einsehe, damit ich die Geheimnisse, die mir begegnen, richtig verstehe, damit ich auf die Rätsel, die das Leben und das Weltall mir stellen, eine letzte Antwort finde. Kein Lehrer, kein Professor und kein Genie vermag mir diese letzte Antwort zu geben. Und wenn du meinst, daß all diese Geheimnisse im Universum und seiner Gesetzmäßigkeit selbst ihre Erklärung finden, so frage ich: Ist nicht das Universum, das uns alles erklären soll, gerade das größte Rätsel? Wir sollten klug sein. Und ich meine, daß wir dann am klügsten sind, wenn wir einsehen, wie beschränkt wir sind. Diese Einsicht führt auch zur Demut.

Da huscht eine Fledermaus vorbei. Fort ist sie. Sonst ist alles ruhig im Dorf, kein Mensch, kein Windhauch, und die Sterne glänzen am Himmel. Nichts höre ich, alles ist still; einsam und allein gehe ich heim. Aber — ist wirklich alles still? Ist wirklich alles ruhig? Welch eine Täuschung! In diesem Augenblick absoluter Stille müßte ich aus allen Kontinenten, aus allen Ländern und Völkern ein Sprachgewirr vernehmen, ich müßte Menschen weinen und lachen, fluchen und beten hören, müßte Jazzkapellen und Sinfonieorchester spielen hören, und aus anderen Welten würden Sphärenklänge ertönen. Sie ertönen auch, aber ich höre sie nicht. Sind sie deswegen nicht wirklich? — Alles ist ruhig, aber nur für meine begrenzten Sinne. Hätte ich nur mehr und schärfere Sinne! Aber ein wenig können wir sie künstlich verstärken. Dort im Gasthaus brennt noch ein Licht. Man ist noch munter und fröhlich. Durch die verhangenen Fenster klingt aus dem Radio eine wunderschöne



Stimme: „Grüß mir die Frauen im schönen Wien, grüß mir die Gäßchen, wo Pärchen abends heimwärts ziehn.“ — Ich höre gerne diese Melodien. Unsere Großväter konnten ihr „Püppchen, du bist mein Augensterne“ nicht auf diese Art hören. Und so denke ich, ob nicht die Mittel, die uns das Unhörbare hörbar, und das Unsichtbare sichtbar machen, ein winziger Abglanz jener Mittel sind, die Gott uns gegeben, um uns ihm näherzubringen: Gemüt und Verstand? Man darf sie bloß nicht verkümmern oder überwuchern lassen. Unsere Großväter waren noch natürlicher und daher gottverbundener als wir. Sie glaubten, sie dachten, sie „ahnten“. Achte mal auf die religiösen Sinnprüche unserer alten Bauernhäuser in Spreda, Hagstedt, Oythe oder in Steinfeld. Darin kommt dieser Geist unserer Väter zum Ausdruck, ihr reales Verständnis für den großen Zusammenhang und Sinn unseres so kurzen Lebens. Sollte dies uns Nachkommen nicht zu denken geben?

Mutter liegt wie gewöhnlich wach im Bett. Das ist Mutters Sorge. Wer kennt sie nicht? Und was sie fragte, wußte ich: Wao büst du wahn? Und dann: Wat magst du morgen tau äten? — Auch diese Fragen müssen sein. Es ist unser Alltag. Dabei denke ich an

meinen Alltag, der nun wieder beginnt. Ich fahre morgen ins Bergwerk, höre und spreche über Tarife und Löhne, um übermorgen als Zigeuner Gottes woanders zu sein. Du plagst dich vielleicht um die Erhöhung deiner Rente, ärgerst dich, daß der Milchpreis nicht mehr erhöht wurde, daß die Schneiderin dein Kleid verschnitt. Vielleicht freust du dich über deine bestandene Gesellenprüfung, über das gute Wetter oder den Stoppelmarkt. Vielleicht hast du einen deiner Lieben im Krankenhaus. — Ja, das ist unser Leben. — Aber sollten wir nicht diesen, unseren Alltag, du und ich, sollten wir nicht diese Wirklichkeiten aus jener einzigen, großen Wirklichkeit sehen, die allein unserem rätselhaften Leben einen Sinn verleiht? Das Bewußtsein, immer und überall in der Hand des gütigen Gottes zu sein, macht frei, macht mutig, macht froh, auch wenn wir in Sorgen zu ersticken glauben. Wer möchte nicht froh sein? Ich denke, auch du hast einen Garten, der uns so vieles sagt, und auch dir leuchten die Sterne. Auch du hast ein Herz und Gemüt. Und wenn ich nicht irre, so möchtest auch du deinen Kopf nicht nur haben wollen, um deinen Hut darauf zu setzen. — Gute Nacht! —

P. C. Hans Siemer

## US MÜNSTERLAND

*Dör Brauk un gröine Wisken löpp däi Bäken,  
däi Kaih' un Peer' staoht satt in'n Aobend-  
schien.*

*Burnhus un Schürn hebbt sik in't Holt ver-  
stäken —*

*Wat för äin Land mügg ik wol läiwer lien?  
Bräit liggt de Esk; äin Stall schult ünner  
Barken;*

*äin Waogen ruckert möi van't Mauerpand. —  
Blew in dien Fieraabend, blew in dien  
Warken,*

*blew ümmer, wat du büst: Us Münsterland!*

*Van Cloppenburg, Freesaythe hen nao Vechte  
tellt üöweral däi ole däge Aort.*

*Wat man dor anpackt, kummt alltied tau-  
rechte.*

*Mott man wat seggen, deiht't äin plattdütsk  
Wort.*

*Mit lechte Ogen al däi Kinnerschaoren  
spält an den Waoterpaul un barwt in'n Sand.  
Säi mäöt äinmaol dat ole Gaude waahren;  
dann bliff dat, wat dat is: Us Münsterland!*

*Van wiet süß du den Karktorn. — An däi  
Straoten*

*un Wäg' heff Krüze stellt däi fraome Sinn.  
Un as dat heet, säi schullen dorvan laoten,  
do stünnen ale vör däi Krüze in.*

*So mag dat alltied bliewen bit tauleßde:  
För Recht un hillgen Glowen Hart un Hand!  
Däi Sägen van den Herrgott is dat Beßte,  
wor wi üm bäen käönt för't Münsterland.*

Heinz von der Wall





# De Minsk van gistern un de Minsk van vandaoge

Een Satz, den man hütigendaogs allerwägens to hören un uck to läsen krigg, de lutt so: „De Minsk, de in use Tied passen will, de mott van ünnern bit baowen anners wäsen as de Minsk ut'n vöriigen Jaohrhunnert.“ — De Satz klingt in'n eerßen Ogenblick rech vernünftig; aower wenn eener so'n bäten daräower naodenkt, denn wett de Satz ganz verdächtig. — Dat kummt nich so selten vör, dat wi dissen oder den Mann ut'n vöriigen Jaohrhunnert oder ut'n Mittelalter oder ut'n Altertum mit'n Jubiläum beehren dot. Un denn schriewt alle Zeitungen, un denn prädigt alle Festprädigers, wat wi — wi Minsken van vandaoge, — nich alles lehren käänt van disse Minsken ut de fröheren un uck de ganz ollen Tied! Wenn dat stimmt, dat disse ollen Lüe för us vandaoge noch Lehrmeisters wäsen käänt, dan möt't se doch nich so ganz anners wäsen as wi Minsken in use Tied. — Un wenn wi noch'n Stoot wieter denkt, denn heet de Fraoge up eenmaol so: Wat een'n Minsken to'n richtigen, to'n goden Minsken maakt, was dat fröher anners, as dat nu is?

Un dor möt wi klipp und klaor up antworten: Nä. Fang ruhig an, disse Fraoge Punkt vör Punkt dörtokepiteln: Du kumms jümmer wedder to dit klaore Nä. — Fröher gült dat Gesetz, dat de Kinner Vaoder un Moder in Ehren hollen mößden. Schall't denn in use Tied, de jo ganz anners wäsen schall, heeten, dat de Kinner Vaoder un Moder nich mehr in Ehren hollen brukt? Fröher sä man: Ein Mann, ein Wort. Is't för de neie Tied wükllich bäter, wenn'm sick up den Mann sien Wort nich mehr verlaoten kann? Use Grootöllern sunge: „Ub immer Treu und Redlichkeit.“ Schäält wi nu seggen: Weg mit Treu und Redlichkeit, de stammt jo ut'n vöriigen Jaohrhunnert? De Ollen säen: „Fremdes Gut gedeihet nicht.“ Mott dat nu ümdreihet weern, dat et heet: Fremdes Gut, dat nimm di, wo du't kriegen kanns, je mehr, je bäter? Fröher gult as grote Ehre, wenn Mann un Froo sick de Treue hüll'n bit in'n Dod. Is denn hütigendaogs de Ehre gröter, wenn een den annern nich de Treue hollt? Goethe sä vör 150 Jaohr: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“. Schäält wi gägen disse Regel ankrakehlen: hilfreich und gut,

dat is'n muffig und verschimmelt Gesetz; use Tied kann dor nicks mehr mit anfangen?

Mi düch, wi hebbt bi lüttken nu woll noog hört, dat wi inseiht: Is doch'n ganz bedenklike Saake, den Minsken van gistern un den Minsken van vandaoge so kraß gägenanner to stellen. Gewiß, dat giff dusend Saaken, de wesselt mit de Tied. Wo de Lüe sick kleden dot, wo se ehr Hüser inricht't, wat se för Verkehrsmiddel brukt, dat ännert sick, faoken in ganz ködde Tied. Uck de Gesmack ännert sick, wat se för Biller lieden mögt, wat för Musik. Aower all disse Saaken, de sick wisseweg verännert, kaomt use Fraoge nich an de Wuddel, de Fraoge, de daor hett: Wo mott de Minsk utsehn, dat he sien'n vullen Wert un siene richtige Ordnung krigg?

Een Minsk, de nich uprichtig is, de nich van buten un binnen sauber is, de nich ehrlik is, de nich hollt, wat he tosegg, de't nich aower sik bringen deit, anner Lüe inne Not to helpen, so'n Minsk hett fröher nicks dögg, un dögg uck nu nicks. Wat in'n deepsten Grund den gooden Minsken utmaakt un uck wat den leepen Minsken utmaakt, dat hett mit gistern und vandaoge un morgen nicks to doon.

Franz Morthorst

## Im Museumsdorf

*So oft ich hier weile, erlaßt mich ein Bann:  
Hier blickt und hier redet die Heimat mich an.  
Das Fachwerk der Mauern, das stroherne*

*Dach,*

*die Birken am Weg und die Erlen am Bach;  
Des Löwenzahns Sonnen auf hellgrünem Plan,  
Des ruhigen Flusses gewundene Bahn;  
Des fröhlichen Vogelvolks bunter Gesang,  
Wie alles mich einst in der Kindheit um-*  
*klang —*

*Ja, hier ist die Zuflucht aus Hast und  
Gebraus;*

*Ein Stündchen im Dörflein — schon bin ich  
zu Haus.*

Franz Morthorst



# Zeugen feuerspeiender Berge in Süddoldenburg

Wer von Vulkanen liest oder hört, denkt zunächst an den Vesuv bei Neapel, an Ätna und Stromboli auf Sizilien oder an ähnliche gefährliche Brüder in Südamerika und am Westrande des Stillen Ozeans. Er sieht vor sich die hohen Kegel mit der feinen Rauchfahne, — die stoßweise hervorbrechenden Wolkenballen über dem kochenden Lava-see, — die von erkalteten Lavaströmen überkrusteten Bergflanken und den roten Feuerschein am nächtlichen Himmel. Oder er erinnert sich an die vielen kleinen Kuppen der Eifel, des Siebengebirges und Westerwaldes, der Umgebung von Kassel; — oder er vermutet etwas Ähnliches wie die Maare zwischen Koblenz und Trier mit ihren Randwällen aus Bims und Basalt. Aber nein — solche Zeugen, solche Perlen landschaftlicher Eigenart, sind in Süddoldenburg nicht zu finden.

Die meisten feuerspeienden Berge fördern noch einen anderen Stoff zu Tage: die Asche. Die hervorbrechenden Gasmassen reißen tonnenweise flüssige Lava aus dem Schlot, zerreiben das Fördermaterial und schleudern es hoch in die Luft zu einem Wolkengebilde, das dem „Pilz“ einer explodierenden Atombombe gleicht. Größere Brocken (Bomben) und gröbere Teile (Lapilli) fallen in der Nähe der Ausbruchsstelle zur Erde und können dort ganze Dörfer begraben und weite Flächen von Kulturland vernichten. Die ganz feinen Ascheteilchen werden aber vom Wind weit in die Ferne getrieben und bedecken dann Land und Seen mit einem dünnen Schleier. So ist z. B. beim Ausbruch des Laacher See-Kessels ein Aschenfall bis nach Marburg und zur Wetterau niedergegangen. Reste dieses Aschenregens sind beim genauen Studium der Erdschichten heute noch in solcher Entfernung vom Herd der Explosion zu finden; sie sind Zeugen der gewaltigen Kraft, die in der Zeit von 10 000 bis 9000 vor Christus den Laacher Trichter in die Landschaft sprengte. Solche Aschenschichten aus einem Vulkanausbruch längst vergangener Zeiten — lange, bevor der erste Mensch den Boden unserer Heimat betrat — liegen auch im Boden Süddoldenburgs.

Ihre beste Fundstelle ist die Ziegelei-grube Wilberding in Steinfeld. In den gleichmäßigen, grauen und sandigen Tonschichten befinden sich rund 50 Bänkchen von anderer, besonderer Ausbildung. Die einzelne Lage ist etwa 1—3 cm mächtig, meist hart und im frischen Zustand von blau-violetter Farbe. An der Luft verschwindet der Farbton schnell, und bei der Verwitterung wird das Gestein braun-geblich-rötlich und grusig-bröckelig.

Solche Bänkchen waren 1900 in den Bodenschichten Dänemarks und Schleswig-Holsteins schon länger bekannt; sie wurden auch als Aschenlagen eines Vulkanes erkannt. Die ersten Finder der gleichen Schichten in Steinfeld sind Schütte (1913) und P. Reginald Weingärtner (1918). Gagel sah 1920 in ihnen typische Aschenschichten, und der dänische Forscher Andersen bestätigte bei seinem Besuch in Steinfeld 1938 den Fund. Später haben sich dann andere Fachleute wiederholt mit Steinfeld beschäftigt. Das Ergebnis der Forschung lautet: Die Aschenschichten in Steinfeld sind Zeugen eines vulkanischen Ausbruchs. Die vielen seitdem in Süddoldenburg niedergebrachten Bohrungen auf Eisenerz und Erdöl zeigten nun, daß solche Aschenlagen sich im ganzen Untergrund Süddoldenburgs vorfinden: so z. B. in Wildeshausen, Hengstlage, Vechta, Dinklage, Neuenkirchen, in der Dammer Bergmark und anderswo. Die mikroskopische Untersuchung läßt erkennen, daß das Gestein jeder einzelnen Lage aus feinen und feinsten Glassplittern besteht; auch die heutigen Aschen der Vulkane sind aus solchen Glassplitterchen aufgebaut. Außerdem finden sich darin kleine Teile von zerbrochenen Augiten und Hornblenden und anderen Mineralien, wie sie jeder Vulkan zutage fördert. Die geringe Mächtigkeit und das feine Korn der Aschenlagen beweisen uns zudem, daß der Ausbruchsherd in sehr großer Entfernung von uns gelegen haben muß. Die genaue Lage ist aber bis heute noch unbekannt. Ein Vergleich der vielen Fundstellen von Steinfeld bis nach Jütland (Norddänemark), die Ausmessung der nach Norden zunehmenden Korngröße und Mächtigkeit der Lagen ge-





### Tabelle zur Erdgeschichte Südoldenburgs

| Geologisches Alter    | Land oder Meer | Ablagerung                 | Fundstelle                      | Veränderung                            |
|-----------------------|----------------|----------------------------|---------------------------------|----------------------------------------|
| 4) Alluvium-Gegenwart | Festland       | Talsande, Dünen            | Flußtäler                       | Abtragung, Einebnung                   |
| 3) Diluvium-Eiszeit   | Festland       | Moränen, Löß, Sande, Kiese | das gesamte Gebiet Dammer Berge | Abtragung, Aufschüttung, Stauchmoränen |
| 2) Tertiär            |                |                            |                                 |                                        |
| e) Pliozän            | Festland       | Sande, Kiese               | —                               | Abtragung, Einebnung                   |
| d) Miozän: Ober-      | Festland       | —                          | —                               | Abtragung,                             |
| Mittel-               | Meer           | Tone, Grünsande            | Twistringen Vechta              | Meeres-ablagerungen                    |
| Unter-                | Festland       | —                          | —                               | Abtragung                              |
| c) Oligozän: Ober-    | ?              | —                          | —                               | <b>leichte Faltung</b>                 |
| Mittel-               | Meer           | Tone, sandige Tone         | Vechta                          | Meeres-ablagerung                      |
| Unter-                | Festland?      | toniger, kiesiger Sand     | Vechta Dinklage                 |                                        |
| b) Eozän: Ober-       | Meer           | kieselige Tone             | Südlohne Dinklage               | Meeres-ablagerung                      |
| Mittel-               | Meer           | sandige Tone               | Dinklage Vechta                 | Meeres-ablagerung                      |
| <b>Unter-</b>         | <b>Meer</b>    | <b>sandige Tone</b>        | <b>Steinfeld Vechta</b>         | <b>Meeres-ablagerung Aschenschicht</b> |
| a) Paläozän           | Festland       | —                          | —                               | Antragung <b>Faltung</b>               |
| 1) Kreidezeit Senon   | Meer           | Mergel                     | Damme, Stemmer Berge            | Meeres-ablagerung                      |

statten doch einige Angaben: sehr wahrscheinlich lag der Herd im heutigen Skagerrak oder in der Gegend der Doggerbank. Möglicherweise war dieses Gebiet zur Zeit des Ausbruchs Festland, braucht es aber nicht gewesen zu sein. Jedenfalls ist weder in Dänemark noch in Schleswig-Holstein noch erst recht in Süddoldenburg eine Spur des Vulkanes entdeckt worden, der die Aschenmassen in die Luft geschleudert haben könnte.

Über die Zeit des Ausbruches lassen sich genauere Angaben machen. Damals war unsere Heimat Meeresboden. Der Ziegeleiton in Steinfeld ist ohne jeden Zweifel damals als Meeresschlick abgelagert worden. Die vulkanische Asche hat das Meer bedeckt, ist langsam zu Boden gesunken und wurde dort von der nächsten Schlickschicht eingebettet. Der Ziegeleiton enthält verschiedenartige Reste von Tieren und Pflanzen; sie gestatten uns die Feststellung des vergleichenden Alters. Im Laufe der Jahre wurden in Steinfeld gefunden: Haifischzähne, Wurmsspuren, Muschelbruchstückchen, Schalen von Einzellern (Foraminiferen), dreieckige Spaltalgen (Diatomeen) und endlich Holzstücke, die von der damaligen Küste her eingeschwemmt wurden. Alle diese Reste deuten auf eine Zeitperiode hin, die die Geologen in ihrer Sprache „Altzeit des Tertiärs, Eozän 1“ nennen.

In der jüngsten Phase der vorausgehenden Kreidezeit (Senon) hatte das Meer in unserer Gegend grünliche und gelbliche Mergel abgelagert (Dammer Mergel mit Eisenerz, Mergel der Stemmer Berge). Dann hatte sich der Boden gehoben und gefaltet, indes das Meer nach Norden floh. In dieser Festlandszeit wurde vieles abgetragen, und der Boden war von einer dauernden Unruhe erfüllt (Einmuldung des Dammer Eisenerzlagers). Nach Beginn der Tertiärzeit senkte sich der Boden wieder; das Meer kam langsam von Norden zurück und eroberte zum Teil sein früheres Gebiet; Süddoldenburg war

wieder Meeresboden. Bei diesen Bodenbewegungen und Schichtfaltungen, die auch viele andere Gebiete Deutschlands und Europas erfaßten, haben sich vermutlich tiefreichende Erdspalten gebildet. Auf einer solchen Spalte im Gebiete des Skagerraks oder der Doggerbank wird das Magma aus dem Erdinneren aufgestiegen sein. Das freiwerdende Gas hat die Deckschichten durchschlagen und in rhythmischen Ausbrüchen die Aschenmassen in die Luft geschleudert. Der Wind trieb die feinen Teile bis weit nach Süden, und das Meer bettete Asche um Asche ein und bewahrte uns so diese Zeugen eines feuer-speienden Berges bis zum heutigen Tage. — Eine Angabe über die genaue Zeit dürfen wir allerdings nicht erwarten. Sicher liegt das Ereignis einige Millionen Jahre hinter uns.

Die Ziegelei Steinfeld ist der südlichste Tagesaufschluß dieser Aschenschichten und deshalb für die Erforschung unserer Heimat von besonderem Interesse. Leider gestatten die augenblicklichen Abbauverhältnisse keine befriedigende Beobachtung der Schichten. Nur an der Nord-Ost-Böschung der Grube sind sie in stark verwittertem Zustand zu sehen. Die „Ziegelmacher“ lieben diese Aschenschichten weniger als die Geologen, d. h. sie wollen mit ihnen nichts zu tun haben. Und warum? Einmal können die Aschenlagen selbst sehr hart sein und deshalb beim Kollergang stören. Dann aber liegen zwischen den Aschenschichten meist immer große verkieselte Brocken — zentnerschwer und sehr zäh — und Faserkalke, die unbedingt aus dem Ziegelgut entfernt werden müssen. Der aufmerksame Besucher wird beide Gesteinsarten in Steinfeld leicht finden. Beim Vortrieb der geplanten neuen Abbausohle werden die Aschenschichten in Steinfeld aber wohl wieder voll zu Tage treten. Ein Besuch dieses einmaligen Vorkommens in Süddoldenburg dürfte sich für jeden Heimatfreund lohnen.

Fr. Oswald Rohling O. P.





# Untergrundbewegung

Die Leser dieses Aufsatzes sind von Kindheit an gewohnt, den sandigen Heimatboden unter ihren Füßen schlechthin als Inbegriff des Festen und Unbeweglichen zu betrachten. Das tun fast alle Menschen in ganz Nordwestdeutschland. Wenn aber eines Tages in ihren Wohnungen Fußböden und Wände wackeln und knistern, dann merkt jeder mit Grausen, daß seine Vorstellung grundfalsch ist. Diese plötzliche, schreckhafte Erkenntnis bei Bodenbewegungen, die nicht einmal besonders stark zu sein brauchen, ist meist so eindringlich und erschütternd, daß selbst schnellentschlossene und tatkräftige Menschen dadurch oft geradezu gelähmt werden und der Schreck sie an vernünftigem Handeln hindert.

„Warum steht so etwas in unserem Heimatkalender? Erdbeben gibt's am Mittelmeer, in Japan und Südamerika. Bei uns aber wackelt es nicht“ — denkt der Leser. „Ja, mein Lieber, weißt Du das so sicher? Zugegeben: Im engeren Oldenburger Münsterlande war es bisher zwar immer hübsch ruhig, aber gleich nebenan, da haben schon oft die Wände gewackelt.“

Erst vor wenigen Jahren, am 14. März 1951, bewegten sich z. B. gegen 10.45 Uhr die Wände in Osnabrück derartig, daß die Tapeten stellenweise Risse kriegten; Küchengeschirr klapperte in den Schränken; Stapel von Rundhölzern rollten auseinander; Fässer kullerten ohne menschliches Zutun über den Boden hin, aus dem ein Geräusch wie fernes Gewittergrummeln aufdrang. Zur gleichen Zeit rutschten im Göttinger Fernsprechkamte Tische hin und her. Bevor die Menschen jedoch so recht begriffen hatten, daß die Erde bebte, war die ganze Sache schon wieder vorbei. Aufatmend stellte man fest: „Das ist noch gut abgelaufen.“ Diese leichten Bodenbewegungen waren nämlich nur die schwachen Ausläufer eines stärkeren Bebens, das im Rheinischen Schiefergebirge zwischen Euskirchen und Brüssel Schäden anrichtete.

Ausläufer eines anderen Schadbemens am östlichen Oberrheintal-Rande wurden am 16. Nov. 1911 gegen 20.30 Uhr in Hann.-Münden, Göttingen, Heiligenstedt, Salzderhelden, Hildesheim, Hannover und Magdeburg verspürt. Am 26. August 1878 wackelte es etwas stärker in Osnabrück, im Teutoburger Walde wie auch in Pyrmont und Hannover,

wo Büchergestelle an den Wänden schwankten. Besonders erschreckte dieses Beben die Bewohner von Bad Rothenfelde, wo die Kolkquelle sich vorübergehend milchweiß färbte. Auch diese Erschütterungen erreichten ihre größte Stärke im Rheinischen Schiefergebirge. Das 18. Jahrh. war besonders bebenreich. Um die Mittagszeit des 3. September 1770 rückten uns Bodenbewegungen schon wesentlich näher. Da suchte nämlich ein lebhaftes Beben die Orte Merzen, Alfhausen, Gehrde, Neuenkirchen, Bramsche und Vörden heim durch zwei bald aufeinander folgende Erderschütterungen: „Mit der letzteren, welche die heftigste war, und die, wie man will angemerkt haben, eine halbe Minute gedauert, und ohngefähr eine Minute auf die erste gefolget sey, war eine so merkwürdige Bewegung und zugleich eine so zitternde Erschütterung verbunden, daß überhaupt die Ziegeln auf den Dächern das fürchterlichste Gerassel machten und alle sonst genannten Mobilia, Schränke, Tische und Stühle ihren Umfall, wie ein jeder in seiner Wohnung angemerkt, gedrohet haben. Mit wie vieler mit Angst und Furcht untermischter Bestürzung und Erwartung eines neuen schreckenvollen Besuches dieses unterirdischen Orcans, ein jeder die Flucht aus seiner Wohnung ergriffen, läßt sich in Kürze nicht leicht deutlich beschreiben. Ob nun gleich (dem HErrn, dem allerhöchsten Gebieter der Natur, sey herzlich Dank) diese zagenvolle Erwartung eines schleunigen allgemeinen Jammers nicht erfolgt ist, so haben doch besonders große und schwere Gebäude, vornehmlich die Kirchengewölbe an den mehresten oben benannten Oertern, hiebey merklich gelitten. Nebst diesen verdient hier unter anderen das hochadelige Haus Horst zu Alfhausen bemerkt zu werden. Nicht allein auf allen Zimmern besonders an den Querbalken abgeriebener Kalk sondern auch ein umgestürzter Aufsatz eines, auf einem geraumigen Saale dieses Hauses, befindlichen Ofens, und vornehmlich ein vom Dache herunter gestürzter Schornstein, wobey dern hohe Besitzer dieses Hauses leicht ein Unfall zustoßen können; eins sowohl wie das andere ist das deutlichste Zeugnis, von diesem gewiß sehr heftigen und merkwürdigen Erdbeben.“ — So steht es berichtet im 44. Stück „Nützlicher Beylagen zum Osnabrückischen Intelligenz Blate“.



Der 18. Januar 1767 brachte dem Osnabrücker Lande wie auch dem Wiehengebirge und Westfalen einen starken Erdstoß. Ebenso verspürte man schon zwei Jahre früher, am 18. Februar 1765, einen merklichen Stoß in Bielefeld.

Das Jahr 1756 war in Nordwestdeutschland ganz besonders bebenreich. Am 17. Februar verzeichnet Einbeck einige Erdstöße; am folgenden Morgen gegen 9 Uhr wackeln die Wände wieder etwa 1 Minute lang in Osnabrück, Hameln, Göttingen. In Einbeck, wo sich die Leute kaum vom gestrigen Schrecken erholt haben, geraten die Kirchenglocken ins Schwingen und schlagen an. Auch Uslar, Gandersheim, der Deister, Hannover und Braunschweig werden erschüttert. Der März dieses Jahres bringt den Ämtern Hoya und Syke Schrecken aus dem Untergrunde, und am 13. April bebt es wieder in Göttingen.

Die älteste nachweisbare Erderschütterung in unserer Nachbarschaft wird vom 3. Okt. 1612 für Lemgo, Herford, Bielefeld und das Bistum Osnabrück berichtet.

Die starke Beben­tätigkeit des oben erwähnten Jahres 1756 ist eine Folge der Katastrophe, die am 1. Nov. 1755 Lissabon in Trümmer legte und dort 60 000 Tote forderte. Dabei wurde die Erdkruste nämlich derart zerrüttet, daß eine Reihe von Nachbeben noch viele Monate lang Westeuropas Untergrund erzittern ließ. Das Anfangsbeben von 1755 schickte damals seine Auswirkungen von dem portugiesischen Hauptherde mit nach außen abnehmender Stärke bis Nordamerika, Schottland, Norwegen und Böhmen.

Wie kommen denn nun solche Erschütterungen der Erdkruste, die wir an der Erdoberfläche lebenden Menschen als Erdbeben empfinden, zustande? Alle Gesteinsschichten unseres tieferen Untergrundes bildeten sich aus Absätzen ehemaliger Meere in flacher Schichtlagerung. Eine Schicht legte sich im Laufe der Zeit über die andere. Jeder Steinbruch im Berglande südlich unserer Heimat zeigt aber, daß die Gesteinsschichten heute mehr oder weniger geneigt liegen. Das ist die Folge von starken Pressungen im Gesteinsmantel der Erde, wobei die ehemals waagrecht abgesetzten Schichten verkippt, verbogen und zerbrochen wurden. Diese Pressungen sind auch heute noch in der Erdkruste tätig und verschieben an dabei entstehenden, viele Kilometer langen Sprüngen (Verwerfungen) ganze Gesteinsschollen ge-

geneinander. Solche Schollenverschiebungen geschehen nun natürlich nur unter Überwindung eines ungeheuren Reibungswiderstandes. Hat so eine gepreßte Gesteinsscholle durch den auf sie wirkenden Druck das Bestreben, sich gegen eine andere zu verschieben, so tritt diese Bewegung erst ein, wenn das Verschiebungsstreben stärker geworden ist als der große Reibungswiderstand. Die dann erfolgende Auslösung der überreif gewordenen Spannung ist mit den bekannten Vorgängen beim Verrücken eines schweren Schrankes vergleichbar. Wenn man ihn ohne Anheben seitwärts drückt, dann rutscht und schurrt er manchmal so stark rubbelnd über die dabei erzitternden Dielen, daß der erschreckte Unterwohner erobst über den Lärm heraufkommt. So schurren und rubbeln auch die Gesteinsschichten an der zwischen zwei großen Blöcken der Erdkruste aufgerissenen Verwerfungsspalte bei genügender Spannung aneinander her. Damit entsteht ein Erdbeben. Die dabei auftretenden wellenförmigen Bodenbewegungen breiten sich mit nach außen hin abnehmender Stärke von der Stelle der Erdoberfläche, die senkrecht über dem Bildungsort des Bebens im Erdinnern liegt, allseits aus wie die Ringwellen um die Stelle, an der man einen Stein ins Wasser geworfen hat.

Dem aufmerksamen Leser ist es gewiß aufgefallen, daß fast alle aus Nordwestdeutschland angeführten Bebenorte im Berg- und Hügellande, zumindest aber nahe seinem Rande liegen. Das Osnabrücker Bergland setzt sich nordwärts untertauchend unter dem Tieflande fort, so daß wir ganz tief unter unseren Äckern auch festen Felsboden haben, der Erschütterungen leicht fortleitet. Darüber aber lagert bis zur Erdoberfläche eine mächtige Folge von lockeren Mergeln, Tonen und vor allem von Kiesen und Sanden. Wenn nun Erderschütterungen das Osnabrücker Hügelland erzittern lassen, so wackelt vermutlich unter uns auch der tiefe Felsuntergrund. Die dortigen Bebenwellen verlieren jedoch auf dem Wege aus der Tiefe zur Erdoberfläche in den lockeren Deckschichten ihre Stoßkraft. Sie laufen sich in der dicken Kies- und Sandbedeckung ebenso tot, wie Schallwellen in Torfstreu oder ähnlichen Lockerstoffen, mit denen man ein Zimmer schalldicht umhüllt. Das ist auch der Grund, weshalb unser Oldenburger Münsterland bislang bebenfrei blieb.

Wenn wir eben die verschiedene Leitfähigkeit von festen und lockeren Gesteinen





gegenüber den Erdbebenwellen erwähnten, so verhält sich das leichtbewegliche Wasser des Bodens und der Erdoberfläche ganz besonders merkwürdig. Daß sich am 26. Aug. 1878 das Wasser der Kolkquelle in Bad Rothenfelde verfärbte, ist völlig verständlich, weil das bei den Erdbewegungen gebildete Zerreibsel der hellen Kalke des Teutoburger Waldes das ihnen entströmende Quellwasser milchweiß werden ließ. — Am 1. November 1755, dem Tage, als im mehr als 2500 km entfernten Lissabon am frühen Morgen die Erde furchtbar bewegt wurde, wackelten gegen 11 Uhr vormittags in Holland die Wohnungen, Kronleuchter schwankten und unterirdisches Getöse schreckte die Bevölkerung. Bei uns blieb alles ruhig, auch weiter östlich von uns. In der Weser, in Teichen und Brunnen jedoch zeigten sich zwischen 11 und 12 Uhr rätselhafte Wasserbewegungen, die gewiß mit dem Beben in Zusammenhang standen, deren Erklärung im Einzelnen aber bis heute noch nicht gelungen ist. Der Zeitpunkt dieser Erscheinungen entspricht genau der nötigen Laufzeit der Erdbebenwellen von Lissabon zur Weser. So entstanden z. B. bei Dreye (oberhalb Bremens) im Weserstrom 5—6 Fuß hohe, ungestüm brausende Wellen in einer Breite von „7—8 Ruthen“. Sie übergischten flußaufwärts eine buschbestandene Sandbank. Diese zwischen 11 und 12 Uhr auftretende Erscheinung dauerte 10—12 Minuten. — Etwas weiter weseraufwärts bei Drübber (nördlich Eystrup) stürzte das Stromwasser mehrmals innerhalb weniger Minuten mit „vielm Geräusche“ auf eine Uferseite. Dabei zeigte sich nur ein Teil dieser Stromseite sehr stark bewegt, während die gegenüberliegende Seite den gewöhnlichen Anblick des ruhigen Stromspiegels bot. Ähnliche Wasserbewegungen traten zur gleichen Zeit in der Aller nahe der Okermündung sowie in der Elbe bei Hitzacker auf. Auch allseits geschlossene Tümpel und Teiche zeigten ähnliches Verhalten ihrer Spiegel wie die Flüsse. In den beiden Dörfern Felde (sw von Achim a. d. Weser) und Bassen nw. von Achim) ergoß sich aus stillen Tümpeln das Wasser einer Uferseite für einige Minuten aufs Land. — Im Nienburger Gebiete entstand bei Estorf in einem neben der Weser gelegenen Kolke ein Wirbel, der sich etwa 1 m hoch über die Wasserfläche erhob und dann mit „schrecklichem Brausen und Toben“ 15—16 Schritt weit aufs Land flutete. Das wiederholte sich sechsmal mit schwindender Wucht, ohne daß in der Ge-

gend auch nur die geringste Bodenbewegung oder mehr als ein sanfter Wind zu spüren waren. Der Wasserschwall brachte aus der Kolkentiefe versunkene Baumstämme und Sandgrund hoch, so daß später die überflutete Uferstelle mit Holzteilen und etwa 30 cm Sand bedeckt war. Noch auffälliger als in diesen immerhin doch etwas weiteren Wasserflächen war eine Erscheinung in einem Brunnen bei Dreye (nahe Bremen), wo am 1. Nov. 1755 der Wasserspiegel 6—7 Fuß hoch aufwallte und dann wieder auf seinen gewöhnlichen Stand zurücksank.

Zur Deutung dieser sonderbaren Wasserbewegungen kann man sich vielleicht vorstellen, daß die gleichmäßig schwingenden Erdbebenwellen entsprechend schwingende, leicht bewegliche Wasserteilchen so in schaukelnde Bewegung versetzen, daß dabei immer neue, aber im richtigen Zeitpunkt erfolgende, ganz schwache Anstöße sich zu einer großen Wirkung aufsummen, die zu sehr starken Gesamtbewegungen des angeschaukelten Wasserkörpers (örtliches Überschwappen von Flüssen und Teichen wie Spiegelanhebungen in Brunnen) führen. Weshalb das aber nur örtlich geschieht, jedoch nicht allemal den ganzen Fluß- und Teichspiegel erfaßt, und warum die Gewässer weiter Strecken zwischen dem Bebenherd und dem weitab liegenden Beobachtungsorte solcher Fernwirkungen unberührt bleiben, ist noch nicht geklärt.

Fritz Hamm

## Ut de School

Kaplaon hollt Lektion aower de Kinnerdöp.

„Kinder, ihr habt am Sonntag bei der Tauffeier gesehen, wie das kleine Kind vom Kaplan angehaucht wurde. Warum geschah das wohl?“

„Weil das Jesuskind in der Krippe auch von einem Esel angehaucht wurde.“

In'ne School bi Friesaythe schölt de Kinner dat Schutzengelgebett upseggen. Wat kummt dorbi herut?

„Heilliger Schutzengel mein,

Laß mich dir anbefohlen sein,

In Altenöythe steh mir bei . . . (in allen Nöten)

Franz Morthorst



# Ornithologisches

Seit einer Reihe von Jahren steht da, wo die Hunte in den Dämmer fließt, ein einsames Haus, etwas hochbeinig zwar wie ein Reiher, damit der einzige Wohnraum auch bei Hochwasser trocken bleibt, ansonsten aber, d. i. was Dachform, Verputz und Treppe betrifft, nicht übel. Das Haus wurde unter großen persönlichen Opfern von einem naturbegeisterten Studienrat zum Zwecke der Vogelbeobachtung errichtet. — Einmal hatte er es zur Brutzeit an einem bekannten Tierfotografen vermietet. Als ich diesen eines Tages traf, lud er mich ein, da er mir in der Nähe seiner Wohnung ein Rohrweihengelege zeigen könne. Nach einem solchen hatte ich, wie unser Fotomann wußte, schon lange gesucht. Als er die Frage, ob ich einen Bekannten mitbringen könne, bejahte, setzten wir den Besuchstermin fest. — Bei meinem Bekannten handelte es sich um einen Beamten, einem sehr lieben Menschen, Jäger und Naturfreund. Er war seit Monaten krank und beurlaubt. Der Arzt hatte ihm dringend einen Kuraufenthalt im Gebirge und viel, sehr viel Bewegung empfohlen. Als unser Patient dem Arzt entgegnete, daß er Bewegung auch in der Umgebung seines Wirkungskreises Damme in überreichem Maße haben könne und versprach, täglich einen mehrstündigen Spaziergang zu machen, war man bald einig. Der Urlaub sollte in Damme verbracht werden. Mit der Bewegung in frischer Luft wurde es aber nichts. Unser Patient holte sich einen Stapel Akten und zurückgelegte Arbeiten ins Haus und verbrachte seine Tage lesend. Plötzlich, gegen Ende des Urlaubs, fiel ihm dann wieder ein, daß er sich doch vorgenommen hatte, etwas für seine Gesundheit zu tun. Stracks kam er zu mir, und bat, doch mit ihm durch die Berge zu streifen. Unser erstes und leider auch einziges Unternehmen dieser Art wurde der mit dem Fotografen vereinbarte Besuch am Dämmer. Über die Straße Rüschendorf—Dielingen ging es bis zur Hunte und dann den Deich an der Hunte entlang zu dem genannten Beobachtungshaus. Mein Bekannter erwartete uns schon. Unser Patient war von der Idee, einmal einen Blick in den Horst eines nicht eben häufigen Greifvogels tun zu dürfen, begeistert. Leider wurde die Sache aber dadurch etwas kompliziert, daß unser Fotograf selbst nur einmal und zwar von der Seeseite her am Nest gewesen war.

Von der Landseite konnte er nur ungefähr die Richtung angeben. Außerdem bat er uns, ihm zu helfen, Material zum Bau einer Beobachtungshütte bis zum Weißenhorste zu schaffen. Als Lohn für diese Arbeit sollte uns dann gelegentlich eine Beobachtungsmöglichkeit von dieser Hütte aus geboten werden. Als wir dann noch mit Gummistiefeln, die bis zum Leibe reichten, ausgestattet wurden, war mir schon recht mulmig zu Mute. Jeder nahm schweigend seinen Packen mit Holzstangen, Brettern und grün betupfter Leinwand auf den Buckel. Unser Führer geleitete uns dann in den Schilf, der sich bald, je tiefer das Wasser wurde, mehr und mehr über unseren Köpfen schloß. Um uns herrschte zeitweilig fast Halbdunkel. Um weiter zu kommen, mußten wir unsere Traglast immer schön mit der Spitze voran durch das Dickicht schieben. Dann hörte der Schilf auf. Vor uns lag eine schier endlos erscheinende wellige grüne Fläche aus Schachtelhalm, Binsen, Seggen, Fieberklee und Schwertlilien. Überall lagen kleine blanke Wasserstellen eingesprengt. Irgendwo in dieser herrlichen Wildnis lag unser Ziel. Das Wasser ging uns bis über die Knie. Nebeneinander gehend — denn jeder suchte der Sicherheit halber bei jedem Schritt möglichst viel Grünzeug unter den Fuß zu bekommen — suchten wir den Weg. In der Ferne waren einige Trauerseeschwalben zu beobachten. Dort schien der offene See zu beginnen. Vom Lande war wegen der hinter uns liegenden hohen Schilfwand nichts zu sehen. Nur drei mit schwarzem brodelndem Wasser gefüllte Gassen in dem hohen Grün, unser Weg, zeigten dahin zurück. Langsam und schweigend arbeiteten wir uns in der angegebenen Richtung weiter. Unser Erholung suchender Patient stand plötzlich auf einem Bein. Das Wasser reichte ihm fast bis zum Leibe und hatte den einen Stiefel bereits gefüllt, während er den anderen krampfhaft hoch zu halten suchte. Doch langsam senkte sich auch dieser wieder, tiefer und tiefer, bis auch er voll Wasser war. Als er äußerte, jetzt umkehren zu wollen, tröstete ihn unser Führer, daß es nun doch nicht viel schlimmer mehr werden könne und ein Blick in den Horst des großen Vogels ihn voll und ganz entschädigen werde.

Nach weiteren 50 m, mitten in einem lockeren Bestand von Wasserschatelhalm,





war es dann ganz aus mit ihm. Bis zum Leibe stand unser Patient im brodelnden Wasser, langsam immer weiter suchend. Seine Traglast warf er von sich. Da, im letzten Augenblick gelang es ihm, sich auf eine kleine festere Schilffläche zu retten. Wie sehr unser Führer sich auch bemühte, ihn zu überzeugen, daß nichts besonderes passiert sei, er watete heim und verschwand nach etwa einer Viertelstunde in der vorhin erwähnten Schilfwand. Wir Überlebenden fischten den weggeworfenen Packen mit Mühe aus der Unglücksstelle und strebten dem Ziele, das nun wirklich nicht mehr weit sein sollte, zu. Kreuz und quer suchten wir schwer arbeitend und schwitzend den günstigsten Weg. Ab und zu machten wir eine Ente hoch, die erschreckt ob solch ungewohnten Besuches, quakend seewärts strebte. An einer günstigen Stelle konnten wir eine Zigarettenpause einlegen. An Land sahen wir nun über dem Schilf das bekannte Schild vom Kreisamt Diepholz mit der Aufschrift „Naturschutzgebiet“. Plötzlich hing eine Männerhose daran und bald darauf eine braune moorfarbene Unterhose. Ohne Zweifel ging also auf dem Lande eine Entkleidungsszene vor sich, denn es folgte ein Rock und zuletzt etwas Langes, schwarz und weiß Gefärbtes, das mein Leidensgefährte mit seinem zehnfachem Glase einwandfrei als ein Hemd identifizierte. Durch eine Schilflücke gewahrten wir dann auch den oberen Teil unseres Patienten, der im Adamskostüm auf dem Deiche auf und ab spazierte, um auf das Trocknen seiner Kleider zu warten. — Etwa 100 m seewärts gaukelte ein Rohrweih in der herrlichen Sommerluft, und als sich bald darauf auch noch sein Weibchen, kenntlich an dem hellen Kopf, aus dem Schilf erhob und sich zu ihrem Ehegesponns gesellte, war mir klar, daß dort der Horst sein mußte, aber auch, daß wir ihn nicht erreichen würden. Unser Weg wurde immer unergründlicher, jeden Augenblick konnte uns das Schicksal unseres Leidensgenossen erreichen. Als auch meine Stiefel restlos mit Wasser gefüllt waren, erklärte ich meinem Führer, dessen Hauptsorge offensichtlich nur noch der Rettung des wertvollen Materials galt, das wir trugen, daß ich umkehren würde. Mein Führer folgte, unsere Expedition wurde abgebrochen, und in etwa einer halben Stunde standen wir wieder auf dem festen Deich. Unser Patient saß derweilen in der Sonne und

führte einen heftigen Kampf mit Schwärmen von Mücken. Seine Kleider waren noch klatschnaß und aus den beiden Hosenbeinen tropfte eine braune Sauce. Aber was half's, er mußte wieder hinein, was nach langem Zerren und Ziehen auch gelang. Das sofort einsetzende Kältegefühl versprach unser Fotograf mit heißem Grog zu bannen. Als er in seiner gemütlichen Bude zweimal den Spirituskocher bemüht hatte, war unser Patient wieder oben auf. Damit die gefährliche Kälte ihn aber auch unterwegs nicht wieder überfalle, beschlossen wir bei Sepp am Rande des Moores noch einmal nachzuheizen. Die erfahrene Frau des alten Moorjägers wußte sofort Rat. Der Küchenherd wurde gründlich nachgeheizt und unser Patient so auf einen Stuhl vor dem geöffneten Backofen gesetzt, daß die ohnehin nicht sehr langen Beine größtenteils darin verschwanden. Eine Wolldecke wurde dann von hinten so über das Ganze gelegt, daß nur noch eine Hand und der Mund in Tätigkeit blieben. Und diese Hand hielt bald wieder ein Glas dampfenden Grog. Daneben saß Sepp, hielt tüchtig mit und füllte das Glas immer wieder. Und dabei erzählte er seine schönsten Erlebnisse, von klugen alten Rehböcken in den Dobben und im Huder Witten und von sagenhaften Entenzügen von Anno dazumal. — Nachteilige Folgen haben sich bei solcher Fürsorge für unseren Beamten nicht ergeben. —

Kurze Zeit darauf nahm er seinen Dienst wieder auf und wurde versetzt. Die Kur mußte also wohl angeschlagen haben. — Sicher wird er diese Zeilen lesen und dabei vergnüglich wieder einmal an den fernen heimatlichen Dümmer und seine unerreichbaren Rohrweihen denken.

Heinrich Schürmann

## *Bi'n Ogendoktor*

„Was Ihnen fehlt, das ist mir ganz klar: Sie trinken zuviel. Wenn Sie so weitermachen, können Sie ganz und gar blind werden. Trinken oder sehen — eins von beiden müssen Sie wählen.“

„Och, Dokter, seihn hebb ick in mien Läwen all so vüle.“

Franz Morthorst



## Neue Grabfunde bestätigen das Vorhandensein einer Hase-Hunte-Kulturprovinz in vorgeschichtlicher Zeit

Die jahrzehntelange Sammel- und Forschungsarbeit des Museumsdorfes in Cloppenburg vermittelt uns ein eindrucksvolles Bild von der Höhe und der Eigenständigkeit der Kultur unseres Heimatlandes während der letzten Jahrhunderte. Trotz dieser umfangreichen Arbeit wurde jedoch nicht vergessen, ein besonderes Augenmerk auch auf die Dinge zu richten, die noch aus der Zeit vor der Abfassung schriftlicher Quellen stammen, um auf diese Weise nach den Wurzeln und der Grundlage unserer bodenständigen Kultur zu forschen. Auch im vergangenen Jahr konnte das Museumsdorf zu seiner reichhaltigen Sammlung neue Funde hinzu erwerben. Der jüngste Neufund, der durch Herrn Lehrer Rauert unserer Sammlung zugeleitet wurde und vom Hofe des Bauern O. Abeln stammt, führt uns nach Dwergte. Nur noch eine Spatenlänge tief stand hier eine Urne unterhalb der Oberfläche. In einem hohen, doppelkonischen Gefäß mit einem Umbruch über der Mitte und eingezogenem Oberteil (Abb. 1; H.: 37 cm, gr. Br.: 37,5 cm), waren ein kleiner Schulternapf mit zwei gegenständigen waagrecht durchbohrten Ösen (Abb. 1; H.: 10 cm, gr. Br.: 11,5 cm), drei Bronzegegenstände und der Leichenbrand aufbewahrt, so daß ein reichhaltiges Urnengrab entdeckt war. Das Urnengrab, die kennzeichnende Bestattungsform des über einen großen Teil Europas verbreiteten sog. Urnenfelderkreises, ist auch in unserer Gegend während der jüngeren Bronzezeit (1200 bis 800 v. Chr.) die übliche Beisetzungsart für den Verstorbenen gewesen. Die verbrannten Knochen des Toten wurden aus dem Scheiterhaufen ausgelesen und in einem großen Gefäß, der Urne, gesammelt. Diese Urne wurde mitsamt einer Anzahl von Beigefäßen und Beigaben in einer kesselförmigen, aus dem gewachsenen Boden ausgehobenen Grube beigesetzt.

Außer dem genannten Schulternapf wurde dem Toten in Dwergte noch eine bronzene Gewandnadel mit ins Grab gelegt (Abb. 2). Diese Nadel, deren Schaft absichtlich gebogen wurde, trägt als bekrönenden Abschluß einen kleinen „Vasenkopf“ (Nadel unterhalb des Vasenkopfes und um den Vasenhals gerillt. Länge in der Sehne: 17,2 cm). Nach dieser typischen vasenähnlichen Zier wurde ihr auch der Name Vasenkopfnadel gegeben. Aber auch ein zwei-

schneidiges Bronzemesser in Dolchform mit Osengriff (Abb. 2, Lg.: 9,7 cm) wurde dem Toten als Grabausrüstung beigegeben und schließlich noch ein kleiner Doppelknopf (Abb. 2: obere Scheibe ausgebrochen), der für das Zusammenhalten von Gewandteilen bestimmt war.

Im Gebiet der Hase und Hunte weist die Keramik ganz charakteristische und eigenständige Formgebungen auf. Unsere Urne aus Dwergte (Abb. 1) gehört einer solch klar umrissenen Gefäßgruppe an, die auch ein bemerkenswertes Verbreitungsbild zeigt. Diese auffallend großen doppelkonischen Gefäße trifft man fast ausschließlich im Gebiet beiderseits der Hase an. Nach Aussage der bislang bekannten Funde wurde diese Gruppe der frühen Eisenzeit (8. Jahrh. v. Chr.) zugewiesen, doch erweitert der Dwergter Grabfund unsere Kenntnis dahingehend, daß diese Leitform einer im Hasegebiet lebenden Bevölkerungsgruppe schon am Ende der jüngeren Bronzezeit angefertigt wurde (Periode V: 9. Jahrh.).

Dem Dwergter Toten wurde noch ein anderer für das Hase-Hunte-Gebiet kennzeichnender Gegenstand als Jenseitsausrüstung mitgegeben, die schon erwähnte gebogene Vasenkopfnadel. Das Vorbild dieser Gewandnadel ist im fernen rheinisch-schweizerischen Gebiet zu finden. Die Vasenkopfnadel aus dem Hase-Hunte-Gebiet hebt sich von ihren Vorbildern durch die säbelartige Schaftkrümmung ab. Die fremde Form ist hier gewissermaßen dem eigenen Formempfinden entsprechend umgebogen und erweist sich nun als ein leicht zu erkennendes Merkmal einer bestimmten Bevölkerungsgruppe, der Anwohner des Hase-Hunte-Gebietes. Die Verbreitungskarte (Abb. 3) zeigt einmal die Fülle der Funde in unserem Raum, und zum anderen die einer Bruderform im nordjütischen Gebiet, die mit der „Hase-Hunte-Nadel“ die Kopfgestalt gemeinsam hat, sich aber durch den geraden Nadelschaft unterscheidet.

Durch einen weiteren Grabfund aus Gr.-Roscharden sind wir sogar in der Lage, eine Vasenkopfnadel zeigen zu können, die ein direktes Importstück aus dem rheinisch-schweizerischen Gebiet darstellt (Abb. 4, 1a und b). Was für eine Grabausstattung wurde



dem Verstorbenen aus Gr.-Roscharden mitgegeben?

Der Tote aus Gr.-Roscharden ist nach der gleichen Bestattungssitte wie der aus Dwergte beigesetzt worden. Ein weitbauchiges Gefäß mit deutlich abgesetztem Halsteil (H.: 30 cm, gr. Br.: 33 cm; Wandung und Oberfläche wie bei der Dwerchter Urne) diente zur Aufbewahrung des Leichenbrandes und der verschiedenen Bronzegeräte (Abb. 4). Selten sind die Urnengräber mit so zahlreichen Beigaben versehen. Die schon genannte Vasenkopfnadel dieses Grabes (Abb. 4, 1a und b; Lg. in der Sehne: 19 cm) läßt auf die einstige Wohlhabenheit des Toten schließen, da er Schmuck aus dem fernen rheinisch-schweizerischen Gebiet bezahlen konnte. Diese Gewandnadel mit der abwechselnden Rillen- und Rippenverzierung ist also ein echtes Einfuhrstück, doch auch diese Nadel ist vor ihrem Gebrauch von einem hiesigen Anwohner nach seinem eigenen Geschmack zurechtgebogen, denn nirgendwo kennt man sonst gebogene Vasenkopfnadeln als in unserem Gebiet.

Auch das Grab von Gr.-Roscharden enthält wieder ein Messer (Abb. 4, 3; Lg.: 11,5 cm), das einst mit einem Holzgriff versehen war. Dieses einschneidige Messer erinnert noch an die heute üblichen Rasiermesser. Es ist wohl nicht in unserem Gebiet angefertigt, sondern aus dem westlichen Holstein bezogen worden. Dagegen stellt die Nippzange (Abb. 4, 2; Lg.: 7,5 cm) ein einheimisches Fabrikat dar. Nach den zahlreichen Bronzebeigaben zu urteilen, gehört dieses Grab an das Ende der jüngeren Bronzezeit (Periode V. 9. Jahrh. v. Chr.).

Ein weiteres Urnengrab der gleichen Zeit aus Kl.-Ging, dessen Überführung ins Museumsdorf Herrn Lehrer Willenbrink zu danken ist, grub der Landwirt Bruns aus. Die fehlenden Bronzebeigaben wurden bei diesem Grab durch die zahlreichen Beigefäße wieder wettgemacht. Das größte Gefäß diente zur Aufnahme des Leichenbrandes (Abb. 5, 5). Es ist ein sog. Halsdoppelkonus mit scharfem, mittelständigem Umbruch und getupftem Rand (H.: gut 23 cm, gr. Br.: 25 cm). Neben dieser Urne, die sich fast 1 m tief in eine alte Binnendüne eingegraben fand, standen vier weitere kleine Gefäße, die Speise und Trank für den Toten aufnahmen. Der sog. Halsdoppelkonus ist ein Leittyp der über weite Teile Europas verbreiteten Urnenfelderkultur. Doch zeigt sich auch bei

dieser Gefäßform die gleiche, schon bei den Bronzesachen gemachte Erfahrung, daß die in unserem Raum gefundenen Gegenstände häufig eine eigenständige Ausprägung erfahren. Der Halsdoppelkonus ist also auch eine Leitform unseres Gebietes; seine Hauptverbreitung liegt im Hasegebiet. Die genaue zeitlich Einordnung ermöglicht uns das seltene, eigenartig geformte Beigefäß dieses Grabes, auf dessen konischem Unterteil flach abgewinkelt ein breiter Randteil sitzt (Abb. 5, 1; H.: 5,5 cm, gr. Br.: 13,5 cm), genannt Hutteller. Diese Gefäßform ist ausschließlich auf das rheinisch-schweizerische Gebiet beschränkt, das, wie bei den Vasenkopfnadeln, auch hier wieder anregend gewirkt hat. Die dortigen Parallelen (P. Z. 1949, Singener Grabfund, Abb. 2, 11) verschaffen uns die genaue Zeitangabe, wonach der ganze Fund wieder an das Ende der jüngeren Bronzezeit zu setzen ist. Außerdem gehören zum Grabfund aus Kl.-Ging noch ein kleiner trichterförmiger Napf (Abb. 5, 2; H.: 4,5 cm, gr. Br.: 8,5 cm), ferner ein kleiner Becher mit S-förmig geschwungener Wandung (Abb. 5, 3; H.: 6,5 cm; gr. Br.: 7 cm) und das Unterteil eines durch Schlickbewurf angerauhten Gefäßes, dessen ganze Form nicht mehr zu erkennen ist.

Ein weiterer Grabfund aus Garthe, dessen Bergung Herrn Lehrer F. Kröger zu danken ist, hat ebenfalls nur Tongefäße aufzuweisen. Das größere Gefäß, das als Urne diente (Abb. 6, 1), hat einen weitbauchigen, doppelkonischen, etwas angerauhten Unterteil, auf dem ein deutlich abgesetzter Halsteil aufsitzt (H.: 28 cm, gr. Br.: 30 cm). Es ist eine Weiterbildung des schon beschriebenen Halsdoppelkonus (Abb. 5, 5). Wieder haben wir also ein typisches Erzeugnis des Hase-Hunte-Gebietes dazugewonnen, das nun aber nicht mehr der Bronzezeit, sondern der frühen Eisenzeit (8. Jahrh. v. Chr.) angehört. Über diese Urne war eine Deckschale gestülpt, die jedoch nicht heil geborgen werden konnte (Abb. 6, 2). Daneben stand ein kleines, hochgezogen — doppelkonisches Gefäß mit kurzem Oberteil. An der Umbruchstelle sind drei Fingertupfenleisten aufgesetzt (Abb. 6, 3). Dieses Gefäß gehört zur Gruppe der sog. Harpstedter Rauhtöpfe, die eine dichte Verbreitung im Huntegebiet erreichen (H.: 21 cm; gr. Br.: 20 cm). Auch dieser Rauhtopf enthielt eigenartigerweise Leichenbrand, ist also auch als Urne verwandt worden. Unter der Knochenasche fanden sich noch zwei gut erhaltene Backenzähne, die als resorbierte Milchzähne be-

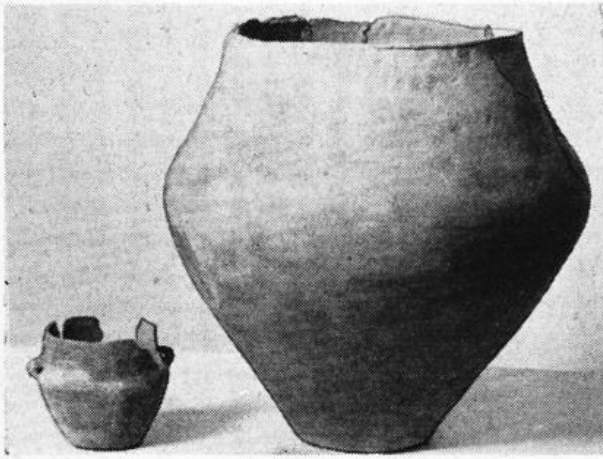


Abb. 1 Grabfund aus Dwergte

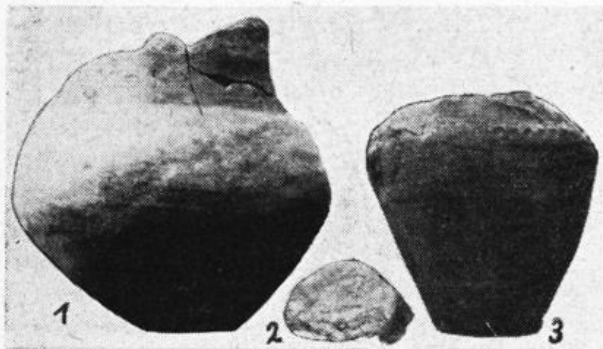


Abb. 6 Grabfund aus Garthe

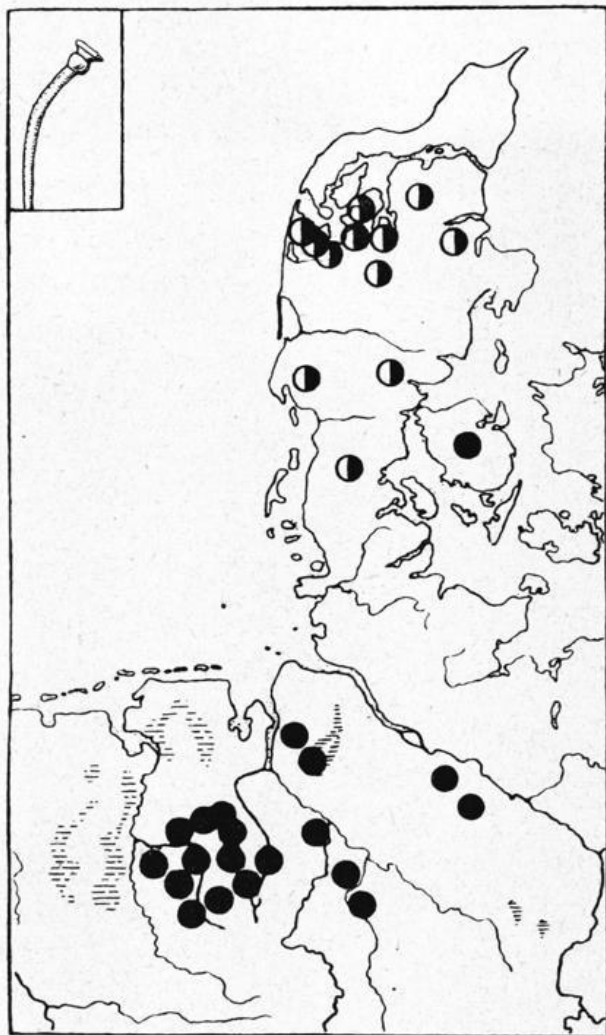


Abb. 3 Verbreitung der Gewandnadeln mit kleinem „Vasenkopf“ nach E. Sprockhoff und E. Baudou

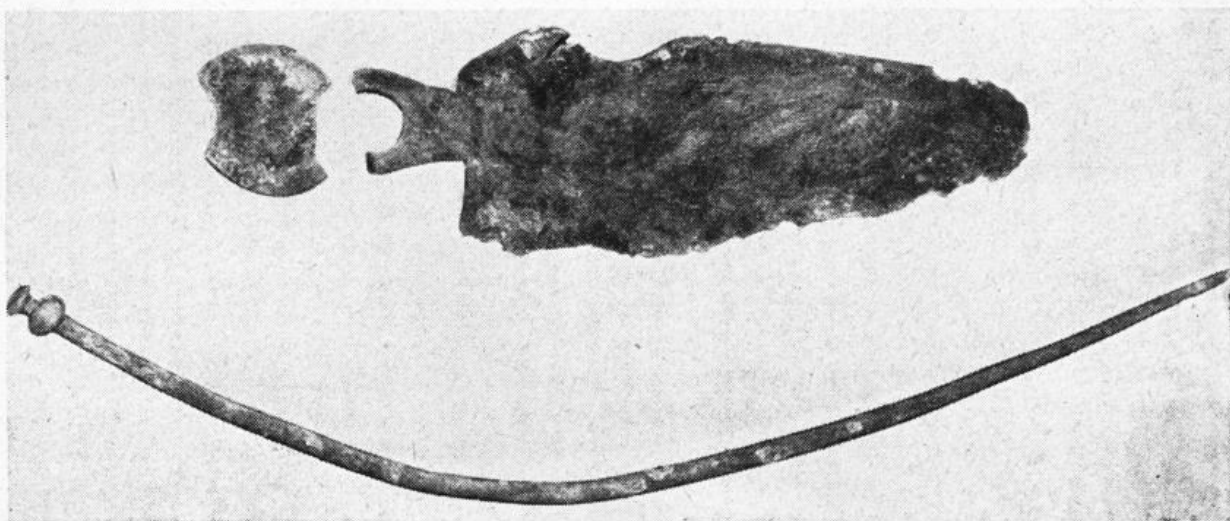


Abb. 2 Gewandnadel, Messer und Knopf aus dem Dwerchter Grabfund



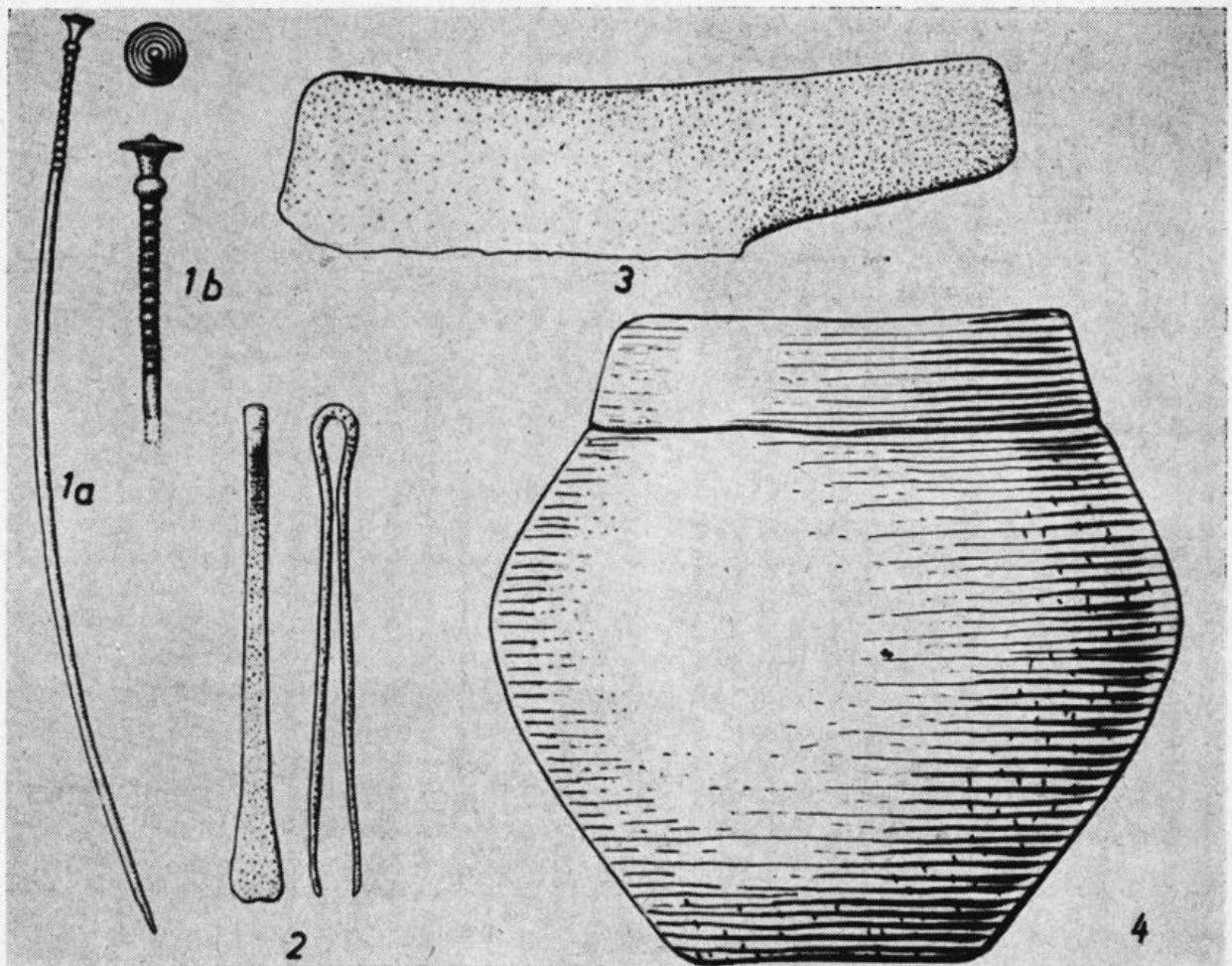


Abb. 4 Grabfund aus Gr.-Roscharden



Abb. 7 Tüllenbeile der jüngeren Bronzezeit, 1. Steinfeld  
2. Herzlake, 3. Augustenfeld

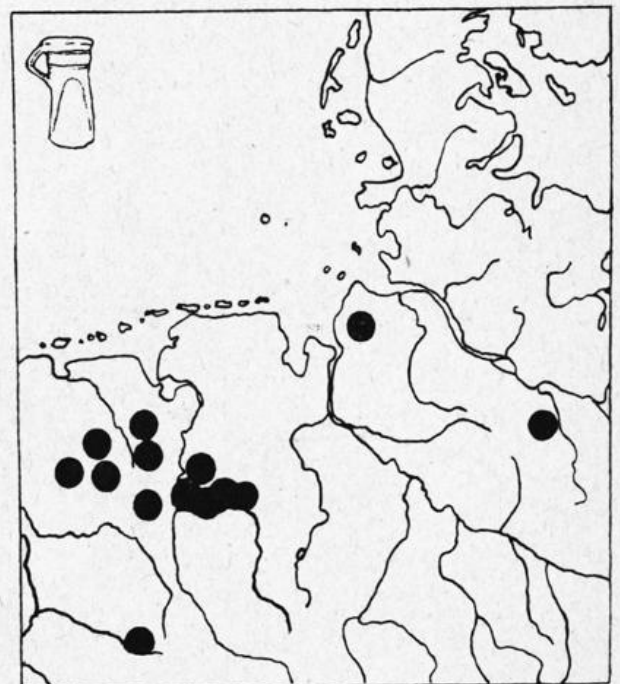


Abb. 8 Verbreitung der Tüllenbeile mit profiliertem  
Tüllenmund nach E. Sprockhoff

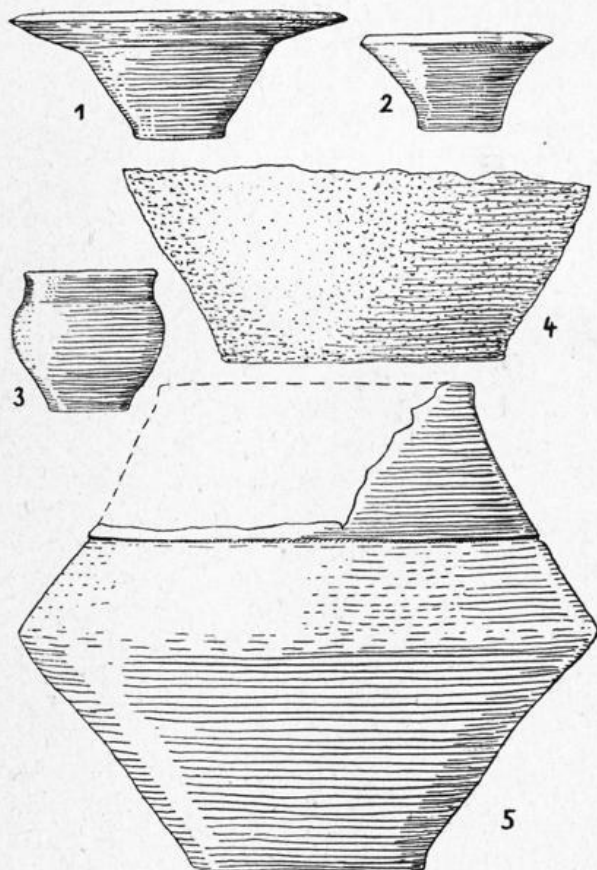


Abb. 5 Grabfund in Kl.-Ging

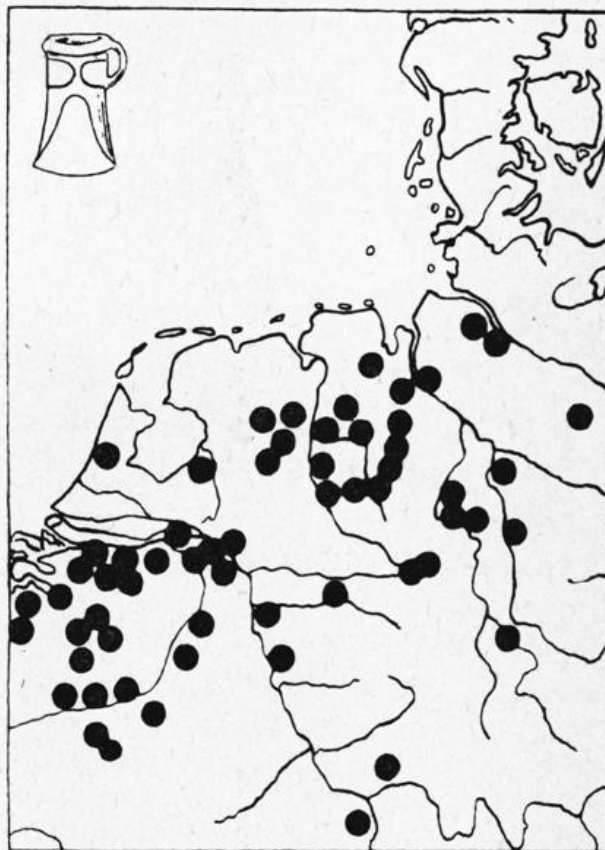


Abb. 9 Verbreitung der Tüllenbeile mit plastischer Lappenverzierung nach E. Sprockhoff



Abb. 10 Verbreitung der Tüllenbeile ohne Ösen nach E. Baudou



Abb. 11 Steinerne Axt der jüngeren Bronzezeit aus Vesenbüren bei Emsteck



stimmt werden konnten (Zahnarzt Dr. R. Berges). Dieser Befund besagt, daß in diese Urne die Überreste einer Kindesbestattung hineingelegt waren. Vielleicht war dies auch der Anlaß, ein solch kleines Gefäß zu wählen, denn der Form nach gehört diese Urne zu einem Typ, der sich sonst durch besondere Größe auszeichnet. Der Garther Fund scheint also eine Doppelbestattung — Mutter und Kind? — zu sein.

In die gleiche Zeit, der die hier besprochenen vier Grabfunde angehören, weisen auch einige bronzene Tüllenbeile. An diesen kann die eigenständige Entwicklung im Hase-Hunte-Gebiet ebenso aufgezeigt werden.

Wählen wir als Beispiel zunächst das Augustenfelder Tüllenbeil aus der Sammlung des Museumsdorfes, dessen Kennzeichen der profilierte Tüllenmund ist (Abb. 7, 3). Diese Beilform, die aus der gleichen Zeit stammt, wie der Grabfund aus Gr.-Rorscharden, ist ein Leittyp des Hasegebietes. Dort konzentrieren sich auch, wie die Karte zeigt (Abb. 8), die Funde und greifen über in das niederländische Gebiet, zu dem schon in alter Zeit eine rege Verbindung bestand.

Ein weiterer Tüllenbeiltyp besonders großer Gestalt trägt als kennzeichnende Verzierung plastisch aufgelegte Lappen (Abb. 7, 1). Für diesen Typ trifft die schon häufiger getroffene Feststellung zu, daß bei der Anfertigung wieder eine Vorform aus dem rheinisch-schweizerischen Gebiet Pate stand, nämlich das sog. oberständige Lappenbeil, von dem die Lappen als Verzierung übernommen wurden. Das Entstehungsgebiet ist offenbar im nordwestdeutsch-niederländischen Raum zu suchen, und das Kartenbild mag zeigen (Abb. 9), in welchem Ausmaß das Hase-Hunte-Gebiet auch dem Westen gegenüber aufnahmebereit war. Dieser Beiltyp greift aber auch nach Südostengland hinüber, wo sein Auftreten allgemein als Ausdruck einer Invasion vom Kontinent her gilt.

Eine dritte Tüllenbeilform mag hier noch erwähnt werden (Abb. 7, 2), die zeitgleich ist mit dem Dwergrter Grabfund. Es ist ein schlichter Beiltyp ohne Öse. Das Kartenbild (Abb. 10) veranschaulicht die enge Verbreitung im Hasegebiet und zeigt eine Anhäufung dieses Beiltyps im sog. Kattegatt-Skagerrak-Kreis (E. Baudou). Die Vorform unserer Beile ohne Öse muß wohl im Kattegatt-Skagerrak-Gebiet gesucht werden, jedoch

sind auch hier Anregung und Weiterbildung genau voneinander zu trennen, da die Beile des Hasegebietes in auffallender Weise größer geformt sind als die nordischen.

Wir sind gewohnt, uns die Geräte der Steinzeit aus Stein und die der Bronzezeit aus Bronze gefertigt vorzustellen. Daß dies nicht ganz zutrifft, verdeutlicht die kleine steinerne Axt aus Vesenbühren (Abb. 11), die zu einer im Hase-Hunte-Gebiet häufig vertretenen Axtgruppe mit gebogenem Nackenzapfen und Stiellochanschwellung gehört. Aus dem mit dieser Axt zusammen gefundenem Gefäß (Doppelkonus), sowie aus anderen Funden, geht hervor, daß diese Gruppe dem Ende der jüngeren Bronzezeit angehört. Es erhebt sich aber die Frage, ob wir es überhaupt mit einem Werkzeug zu tun haben, da dieses Beil nur geringe Ausmaße und ein kleines Stielloch aufweist. Der Gedanke an ein Kultbeil scheint nicht ganz abwegig. Mit dieser steinernen Axt haben wir wieder eine Leitform des Hase-Hunte-Gebietes kennengelernt.

Was wir hier in kurzen Zügen für das Ende der jüngeren Bronzezeit aufzeichneten, läßt sich z. T. noch überzeugender für die ganze jüngere Bronzezeit dartun. Aber nicht nur seit der jüngeren Bronzezeit stoßen wir im Hase-Hunte-Gebiet auf einen selbständigen und lebenskräftigen Formenkreis. Die Herausbildung einer eigenen Kulturprovinz setzt schon in der jüngeren Steinzeit ein und gewinnt noch an Ausdruck in der älteren Bronzezeit. Auch während der jüngeren Bronzezeit bleibt dieser eingeeprägte Kulturkreis bestehen, auf dessen Grundlage die späteren Zeiten aufbauen.

#### Literatur:

1. E. Sprockhoff: Die Südzone des nordischen Kreises.
2. K. Tackenberg: Die Kultur der frühen Eisenzeit, 1934.

Helmut Ottenjann

## *Dat Brutpaor*

Twē willt sick tor 'r Hochtied bie n' Pastor anmellen. Toeers kummt de Brut alleen. „Wo is denn dien Bräögam?“

„De steiht noch buten.“

Pastor will üm herinhaolen, süht aower foors, dat de Bräögam ganz besaopen is.

„Nu segg doch äis, Deern, wo kanns den Bräögam so besaopen hierher bringen?“

„Pastor, dat mäöt't Se verstaohn. Wenn he nöchtern is, dann nimp he mi nich.“

Franz Morthorst



# Grabhügel bei Lönningen

Die Siedlungs- und Baumaßnahmen der Gemeinde Lönningen in den Jahren 1953 und 1955 haben es mit sich gebracht, daß drei Grabhügel aus einer Gruppe von insgesamt zwölf, sowie ein weiterer Einzelhügel verschwinden mußten. Es ist das leider ein in den letzten Jahrzehnten infolge von Bau- und Kultivierungsvorhaben immer stärker in Erscheinung tretender Vorgang, wie wir ihn beispielsweise besonders deutlich in nächster Nachbarschaft bei der Durchführung des Emslandprojektes vor Augen haben. Während aber vielerorts solche vorgeschichtlichen Kulturdenkmäler — in jedem einzelnen Falle sind es ja einmalige und dadurch unersetzliche Bodenerkundungen aus schriftlosen Zeiten — ganz einfach verschwinden und somit für die Wissenschaft als Totalverlust angesehen werden müssen, konnte hier in Lönningen dank der rechtzeitigen Kenntnis von der Planung und durch die tatkräftige Mithilfe der Gemeinde sowie des Kreises in planmäßigen Ausgrabungen des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte in Oldenburg der nun einmal unvermeidliche Urkundenverlust in

einen offensichtlichen wissenschaftlichen Gewinn umgemünzt werden.

Im Bereich des Elberger Esches (Abb. 1) lag westlich der Straße von Lönningen nach Elbergen ein flacher Grabhügel, der im Jahre 1935 unter Denkmalschutz gestellt worden ist, westlich der Straße dagegen eine ganze Gruppe von zwölf Hügeln, deren Schutz zwei Jahre später erfolgt ist. Neun von diesen Grabhügeln liegen noch heute im Kiefernwald nördlich der Tannenbergsstraße. Die drei südlichen Hügel mußten den Neubauten weichen, und sie wurden deshalb im Mai/Juni 1953 untersucht, während der einzeln gelegene Hügel aus dem gleichen Grunde im Oktober 1955 in Angriff genommen wurde.

Diese beiden Grabungen führen uns durch ihre Funde und Befunde in verschiedene vorgeschichtliche Zeitabschnitte. Es soll hier zunächst der zuletzt untersuchte Grabhügel besprochen werden, bei dem wegen der etwas ovalen Form (16:20 m Durchmesser) und seiner nur geringen Höhe (0,8 m) mit einer gewissen Berechtigung Zweifel daran aufkommen konnten, ob hier nicht vielleicht

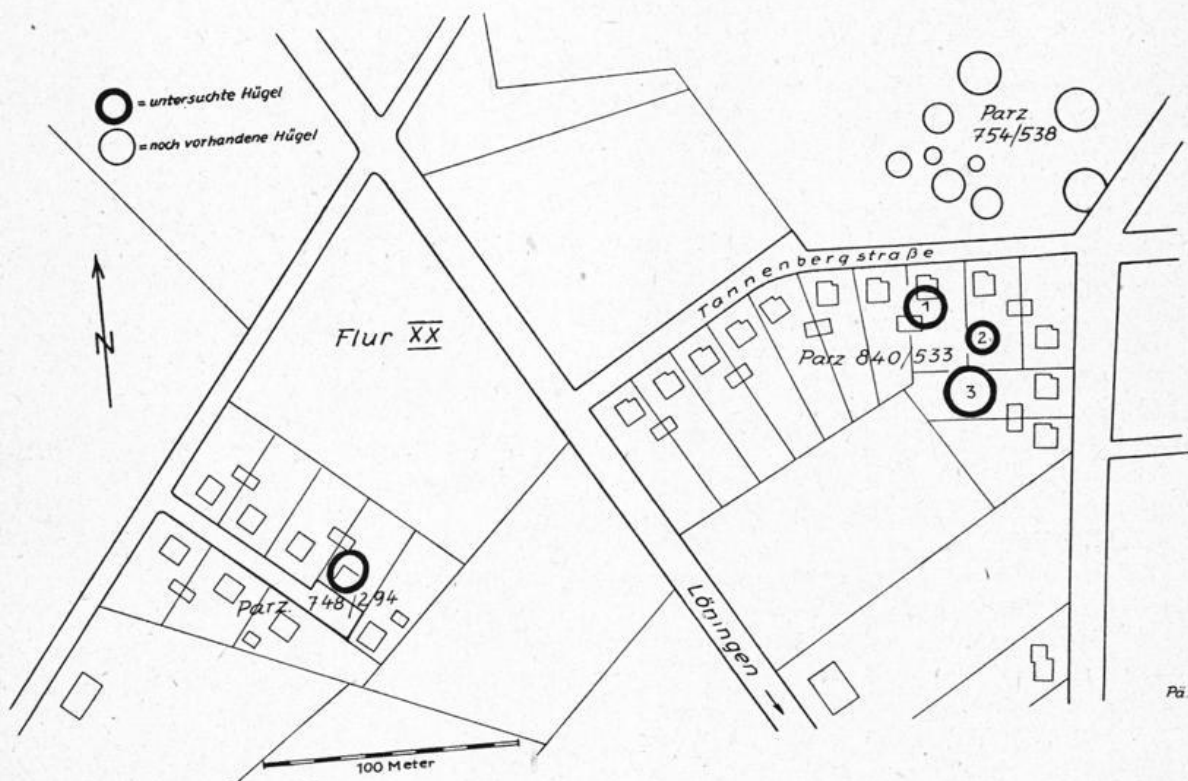


Abb. 1 Plan der Grabhügel am Elberger Esch bei Lönningen



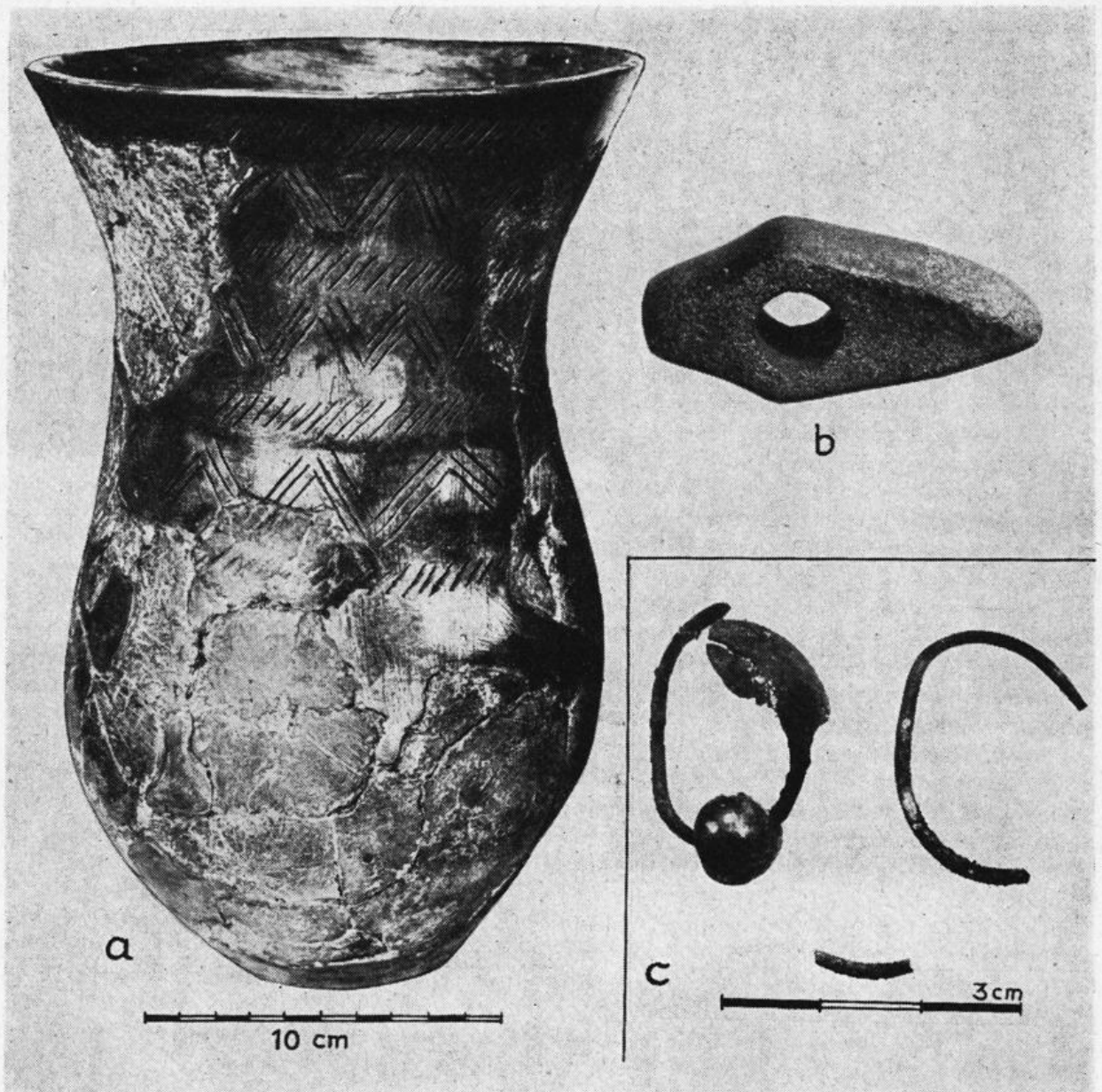


Abb. 2 a und b: Verzierter Becher und Streitaxt aus dem Hügel mit Körperbestattung westlich der Straße.  
c: Segelohrring aus Bronze mit blauer Glasperle und Stück eines weiteren Ohrringes aus dem Hügel mit Brandbestattung östlich der Straße

nur eine kleine Dünenerhebung vorliege. Offenbar war auch früher der außerordentlich stark interessierte Löniger Apotheker und Heimatforscher König der gleichen Meinung gewesen, da dessen Grabungsspuren, die in fast allen Hügeln des engeren und weiteren Bereiches anzutreffen sind, hier bei diesem Hügel fehlen.

Daß es sich aber um keine bloße Düne handeln konnte, zeigte sich schon nach den ersten Spatenstichen. Gemengte Erde mit kleineren Steinen bildete den Hügelkörper. Nur schwer war in diesem sehr durchlässigen Boden zu erkennen, wo einstmals die alte Erdoberfläche gelegen hatte. Indirekt

konnte sie aber bereits am ersten Grabungstage durch die Lage der Funde erschlossen und bestätigt werden. Eine Streitaxt aus Felsgestein und die Scherben eines verzierten Tongefäßes (Abb. 2a, 2b) wurden in nur 45 cm Tiefe angetroffen und zeigten an, daß nur ein ganz flacher Hügel über die zu ebenen Erde auf einer kleinen natürlichen Bodenwelle niedergelegte Bestattung errichtet worden ist. Es handelt sich um die erhaltenen Beigaben einer Männerbestattung und zwar um eine Körperbestattung, bei der vom Toten selbst jegliche sichtbaren Spuren vergangen waren. Daß es sich aber um ein Körpergrab gehandelt haben muß, kann auf

chemischem Wege durch die Untersuchung von Bodenproben festgestellt werden<sup>1)</sup>. Aus der Lage der Streitaxt und der daraus folgenden Richtung des Axtstieles kann mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden, daß der Tote in ONO-/WSW-Richtung lag, und zwar mit dem Kopf nach ONO. In 80 cm Entfernung von der Axt, in der angenommenen Gegend der Füße des Bestatteten, lagen die Reste des Tonbechers, eigenartigerweise bei vollständig ungestörtem Grabbefund doch bereits in Scherben, z. T. ohne direkten Zusammenhang und vor allen Dingen nicht vollzählig vorhanden (bei der Herauspräparierung mittels Spachtel und Pinsel konnten keine Teile übersehen werden). Der Becher muß also bereits in zerbrochenem Zustand zum Toten gelegt worden sein.

Bis auf einige in der Hügelerde verstreute Scherbenstückchen von anderen Gefäßen, atypische Feuersteinabschläge und Holzkohleteilchen konnten keine Funde beobachtet werden. Auch weitere Befunde, etwa Pfostenlöcher, Steinsetzungen, Ringgräben usf. waren nicht zu erkennen; lediglich einige dunklere Verfärbungen, offenbar die Spuren alter Tierbauten und -gänge, zogen sich in unregelmäßiger Anordnung durch den Hügelkörper und seinen Untergrund im gewachsenen Erdreich.

Die Streitaxt aus graugrünem Felsgestein (Abb. 2b) hat eine gefällige Form, eine gebogene, etwas herabgezogene Schneide, leicht konkav eingezogene Ober- und Unterseite und einen leicht herabgezogenen Nacken. Der Bereich des Schaftloches ist kantig verstärkt, die Durchbohrung selbst ist sauber zylindrisch ausgeführt (L = 11,1, Br = 5,  $\sigma = 2,15$ ).

Der aus den braunen, mürben Scherben in mühevoller Arbeit wieder zusammenge-

setzte Tonbecher (Abb. 2a und 3a) zeigt ein ebenmäßig und elegant geschwungenes Profil. Der Gefäßboden ist kreisrund etwas eingedrückt, so daß ein schwach ausgeprägter Standingring entstanden ist. Die Verzierung aus eingeritzten Linien zeigt eine Abfolge von umlaufenden Bändern aus parallelen, schräg gestellten Einstichen im Wechsel mit Winkelbändern. Die Höhe des Gefäßes ist trotz des fehlenden Randes gegeben aus der Abfolge der Verzierungselemente, aus formenkundlichen Erwägungen und aus dem Vergleich mit anderen entsprechenden Gefäßen (vgl. Abb. 3 b, c, d, f).

Auch ohne die Streitaxt würde bereits der Tonbecher das Grab sowohl zeitlich als auch kulturell einwandfrei der sogenannten Einzelgrabkultur<sup>2)</sup> zuweisen. Dieses am Ende der Jungsteinzeit neben der bei uns bodenständigen Megalithkultur in Erscheinung tretende und sich von dieser im Hinblick auf Grabform, Keramik und Gerät deutlich abhebende Bevölkerungselement ist nach neueren Untersuchungen<sup>3)</sup> nun auch bei uns im oldenburgischen Raum nicht mehr so schwer faßbar, wie es noch 1939 in kartenmäßiger Darstellung den Anschein hatte (Prof. Jacob-Friesen, Einführung in Nieders. Urgeschichte, S. 80, Abb. 90). Erfreulich ist auch, daß nun auch der südoldenburgische Raum zu den einst vom Pastor Wulff aus einem Hügel bei Lastrup geborgenen Becherscherben (Abb. 3e) jetzt diesen schönen, geschlossenen, und dadurch besonders wertvollen Grabbefund von Lönningen gebracht hat. Dieser Fund bestätigt auch, wie aus der Abb. 3 augenfällig klar wird, daß innerhalb dieser Becherkultur bei uns im Raum zwischen Wildeshausen und dem Hümmling (Surwold) sich eine lokale Sonderausprägung innerhalb der Einzelgrabkultur abzeichnet,

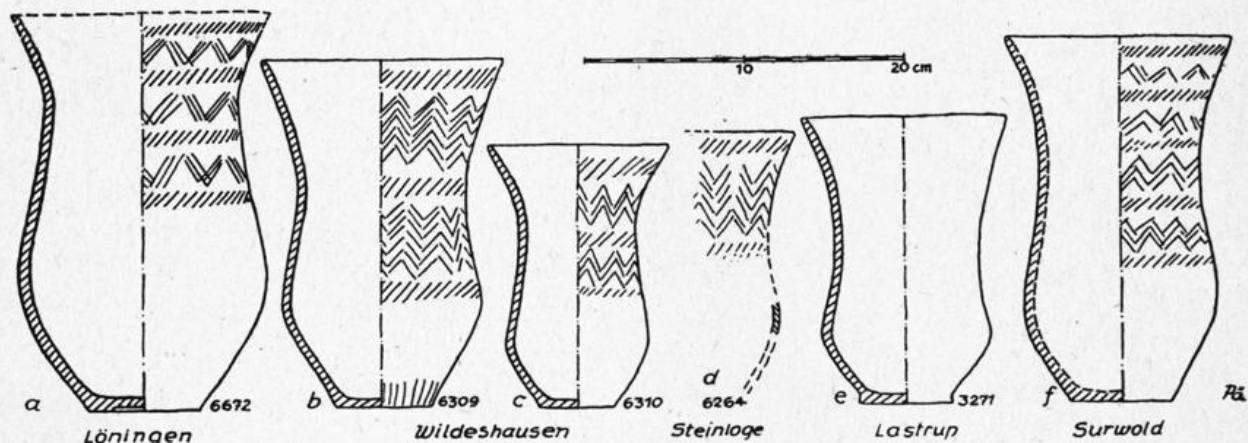


Abb. 3 Der Lönninger Becher und seine stilistisch sowie räumlich nächsten Verwandten



die sich bei der Keramik, dem am leichtesten zu formenden und deshalb aussagefähigsten Werkstoff in der Form und Verzierung bzw. in der Kombination von beiden deutlich ausdrückt.

Diese Bestattung von Lönningen unter einem nur flachen Hügel ohne besondere Grabgrube einfach auf der ehemaligen Erdoberfläche zeigt so recht deutlich, wie so manche einzeln gefundene Streitaxt sicherlich auch einmal zu gleichartigen flachen Hügelgräbern gehört haben mag, die im Laufe der Zeit durch Überpflügen schnell so weit eingeebnet wurden, daß der Pflug die Beigaben an die Oberfläche gebracht hat, wobei natürlich nur die Steinsachen, aber nicht

deutlich in Erscheinung tretenden Eingrabungen des Apothekers König etwas gestört, glücklicherweise nicht so weitgehend, daß der ganze Befund unklar geworden wäre.

Die Abbildung 4 stellt einen dieser Hügel (Hügel 2) leicht schematisiert dar: An den Profilstegen (1) war der Hügelaufbau und der Vorgang der Bestattung klar zu ermitteln und zu rekonstruieren. Erkennbar ist die alte Oberfläche mit ihrer ehemaligen Humusschicht (5), dem darunter liegenden Bleichsand (6) und der dazu gehörigen schwach ausgeprägten Ortsteinschicht (7) analog der jetzigen Hügeloberfläche (2, 3 und 4). Besonders die Ausbildung der alten Oberfläche deutet auf ehemaligen Heide-

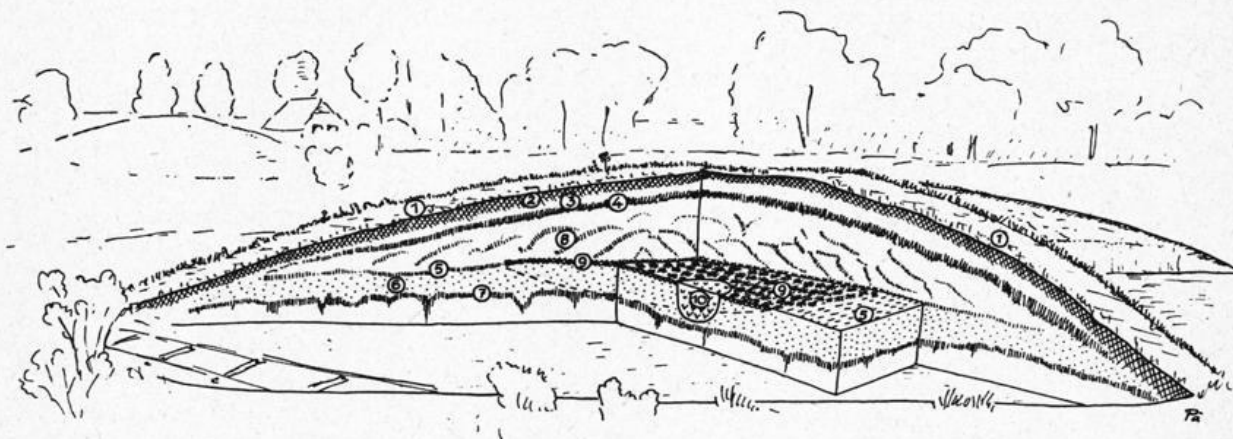


Abb. 4 Schematischer Aufbau der eisenzeitlichen Grabhügel östlich der Straße: 1) Profilstege des Hügels, 2) Humusschicht, 3) Bleichsandschicht und 4) Ortsteinschicht der heutigen Oberfläche, 5) Humusschicht, 6) Bleichsandschicht und 7) Ortsteinschicht der ehemaligen Oberfläche, 8) Hügelaufbau aus Heideplaggen, 9) Holzkohlenschicht des Scheiterhaufens mit Leichenbrand- und Beigabenresten, 10) Erdgrube mit „Knochenlager“ der Beisetzung

die brüchigen Scherben beobachtet worden sind.

Während uns dieser Hügel in die Zeit vor 3500 bis 4000 Jahren, an das Ende der Jungsteinzeit zurückgeführt hat, brauchen wir bei den untersuchten Hügeln östlich der Straße nur reichlich 2000 Jahre zurückzuwandern, in die Jahrhunderte vor Christi Geburt, als die Bewohner unseres Gebietes bereits längst als Germanen anzusprechen sind, die zur Gruppe der Istväonen und hier bei Lönningen wohl zum Stamm der Chasuarier (= Haase-Anwohner) gerechnet werden dürfen.

Im Bereich der Tannenbergsstraße waren bzw. sind die Grabhügel von 6 bis 18 Meter Durchmesser und 0,4 bis 1,3 Meter Höhe ganz einwandfrei und leicht als urgeschichtliche Grabanlagen zu erkennen. Die hier untersuchten Hügel waren für je eine Bestattung errichtet; sie sind nicht, wie zumeist anderwärts durch Nachbestattungen, wohl aber durch die noch jetzt im Grabungsbefund

bewuchs hin. Diese lag etwas höher als die jetzige Umgebung der Grabhügel, so daß der Schluß nahelegt, daß zur Aufrichtung des Hügels das Material aus der unmittelbaren Umgebung genommen worden ist. Im Hügelzentrum zeigt eine dickere Holzkohlenschicht (9) im Bereich der alten Humusschicht die Stelle, an der auf einem Scheiterhaufen der Tote verbrannt worden ist. In dieser Holzkohlenschicht (von 5:3,5 m Ausdehnung) könnte anhand von Überresten des Leichenbrandes die Lage des Toten in ungefähr ONO/WSW-Richtung erschlossen werden. Bronzerestchen, darunter kleine buckelartige Gebilde, die auf Schmuck oder Kleiderbesatz hindeuten, lagen ebenfalls in diesem Bereich. In eine kleine, durch die Holzkohlenschicht des Scheiterhaufens gegrabene Grube (10) wurden die gröberen Leichenbrandstücke gelegt, und zwar nicht, wie sonst zumeist üblich, in einer Urne, sondern als sogenanntes Knochenlager. Doch könnte durchaus ein Behälter aus vergäng-

lichem Material, Stoff, Leder oder Holz, vorhanden gewesen sein. Über dem Platz des Scheiterhaufens und des eigentlichen Grabes wurde dann der Hügel errichtet, und zwar, wie an den Profilen besonders schön deutlich wurde, aus großen Heideplaggen (8), die bereits scharf schneidendes, spatenähnliches Grabegerät voraussetzen. Diese Heideplaggen wurden um einen Mittelpunkt herum dachziegel- bzw. schuppenförmig aufgeschichtet.

Durch die im Knochenlager des Hügels 1 gefundenen Beigaben (offensichtlich ein Frauengrab) lassen sich diese Hügel noch genauer datieren, als es sich durch den alleinigen Grabbefund hätte tun lassen. Es fanden sich da ein sogenannter Segelohrring aus Bronze mit löffelförmig gestaltetem Ende mit einer dunkelblauen Glasperle auf dem Bronzedraht, sowie zwei weitere Teile eines gleichen Ringes (Abb. 2c). Diese Beigaben weisen dieses Grab und damit auch die anderen in ihrer Anlage gleichartigen Grabhügel in die vorchristliche Eisenzeit, etwa in

den Zeitraum zwischen 400—300 vor Chr. Geburt<sup>4)</sup>.

Dieser kurze Bericht mag andeutungsweise gezeigt haben, wie berechtigt diese nur noch vereinzelt erhalten gebliebenen vorgeschichtlichen Bodendenkmäler zu uns reden können. Darüber hinaus wird auch klar geworden sein, daß es ja die Grabstätten unserer Vorfahren sind, deren Betreuung und Schonung eine selbstverständliche Pflicht von uns allen sein sollte.

1) und 3) J. Pätzold. Ein reichhaltiger Grabhügel der Einzelgrabkultur von der Katenbäcker Heide bei Wildeshausen und weitere oldenburgische Keramikfunde der Becherkulturen. Oldenb. Jahrbuch 54, 1954, Teil II, S. 3 ff (zu 1 besonders S. 26).

2) K. W. Struwe. Die Einzelgrabkultur in Schleswig-Holstein und ihre kontinentalen Beziehungen. Offa-Bücher 11, 1955.

4) K. Tackenberg. Die Kultur der frühen Eisenzeit. 1934.

Johannes Pätzold

## „Visbeker Braut und Bräutigam“

### Zur Entstehung und Deutung der Sage

Die Sage von den zu Stein gewordenen Brautleuten in der Ahlhorner Heide lautet in den beiden Fassungen, die von L. Strackerjan in der Sammlung „Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg“<sup>1)</sup> veröffentlicht worden sind:

„Einst sollte ein Mädchen aus Großenkneten (Heinefeld) von ihren Eltern gezwungen werden, eines reichen Bauern aus Visbek Sohn zu heiraten, da sie ihn doch nicht liebte. Als nun die Braut mit ihrem Brautgefolge zur Hochzeit nach Visbek zog und den Turm der Visbeker Kirche erblickte, da betete sie, daß der liebe Gott sie lieber in Stein verwandeln möge, als daß sie zu der verhaßten Ehe gezwungen werde. Und so geschah es. Sowohl die Braut mit ihrem Gefolge als der Bräutigam, der ihr von Visbek entgegen kam, mit den Seinigen stehen in Stein verwandelt da. — Häufig wird auch erzählt, die Braut habe einen anderen Jüngling geliebt, sei auch wiedergeliebt worden, aber der Vater habe seine Werbung wegen seiner Armut zurückgewiesen. Als der Brautzug nun über die Ahlhorner Heide zog, begegnete ihm der abgewiesene Freier und sprach nochmals den Vater an. Aber dieser erwiderte: Sie soll

nicht werden dein, und wenn ihr auch werdet zu Stein. Und alsbald verwandelten sich alle Personen in beiden Zügen in Steine.“

L. Strackerjan ist allerdings nicht der erste, der die Sage schriftlich fixiert hat; als frühestes Zeugnis für ihr Vorhandensein gilt das Gedicht eines Pastors Lamprecht, das in den „Oldenburgischen Blättern“, Jahrgang 1818 mitgeteilt ist<sup>2)</sup>. Dies Gedicht, das im Stil einer romantischen Schauerballade gehalten ist, wird dann wenige Jahre später von Kohli in seinem „Handbuch einer historisch-geographischen Beschreibung des Herzogthums Oldenburg“ (1825) erwähnt: „Ein sehr merkwürdiges Altertumsstück sind die nahe bei dem Dorfe (es handelt sich um Visbek) befindlichen, in grader Richtung aufgerichteten großen Steine, die in einiger Entfernung einer menschlichen Gestalt ähneln, woraus die hiesige Volkssage eine Metamorphose gemacht und sie in die Geschichte zweier unglücklich Liebender verwebt hat, die ein vaterländischer Dichter ganz artig besungen hat“<sup>3)</sup>.

Lamprechts Ballade unterscheidet sich von Strackerjans Aufzeichnung der Sage vor allem dadurch, daß jene nur von einer Steinverwandlung der Braut weiß. Wir gehen





nicht fehl, wenn wir vermuten, daß der Schluß der Erzählung, demzufolge den Hochzeitszug des Bräutigams das gleiche Schicksal ereilt, ein späterer Zusatz ist, der zuerst bei Nieberding (1840)<sup>4)</sup> begegnet. Gestützt wird diese Annahme durch den Befund der Ortsbezeichnungen in frühen Landkarten; so ist auf einem detaillierten Kartenwerk über Wildeshausen aus der Zeit von 1806—1808 die „Braut“ bereits als „die Brutt Stein Reihen“ eingetragen, während alle anderen Steinsetzungen der Gegend (die Glaner Braut ist damals überhaupt noch nicht erwähnt) einfach als „Stein Reihen“ erscheinen<sup>5)</sup>. Auch haben die Steindrucke, die der oldenburgische Hofmaler Ludwig Strack 1827 von den Denkmälern angefertigt hat<sup>6)</sup>, für den Bräutigam lediglich die Beschriftung „Heidnisches Denkmal bei Engelmansbach“, während die zweite Darstellung als „Die Fischer Braut“ gekennzeichnet ist. Mit dem Angeführten dürften die frühesten Zeugnisse für das Vorhandensein der Sage im wesentlichen erfaßt sein. Vor den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts läßt sich die Überlieferung nicht nachweisen<sup>7)</sup>, doch ist mit dieser Feststellung über deren Alter nichts ausgemacht, hat man doch damals erst begonnen, dergleichen Volkserzählungen Beachtung zu schenken.

Die Frage, warum die Denkmale in der Ahlhorner Heide als „Braut“ und „Bräutigam“ bezeichnet sind, ist von A. Schmeyers behandelt worden<sup>8)</sup>. Schmeyers möchte auf Grund sprachwissenschaftlicher Feststellungen in dem Wort „Braut“ (ähnlich dem englischen „border“) eine „Rand oder Hangbezeichnung“ stehen, doch scheinen mir die aufgewiesenen sprachlichen Zusammenhänge wenig tragfähig und erst recht nicht geeignet, die Entstehung der Sage deutlich zu machen<sup>9)</sup>.

Wie ist es nun zu erklären, daß man von jenen Steinsetzungen, die nach unserer Kenntnis der Dinge Grabanlagen aus der jüngeren Steinzeit sind, erzählt hat, sie seien zu Stein gewordene Menschen, Braut und Bräutigam? — Gewiß wird sich auch in früheren Zeiten denen, die diese Steinsetzungen sahen, die Frage aufgedrängt haben, woher diese Ansammlung von Findlingen stammt, warum sie sich gerade an jenem Ort befindet. Als Antwort auf solches Fragen darf unsere Sage gewertet werden. Damit ordnet sich diese einer weitverbreiteten Gruppe volkstümlicher Überlieferungen zu, die man als ätiologische (griechisch *aitia*

„Grund“, „Ursache“) Sagen bezeichnet, Sagen, die Ursprung oder Herkunft rätselhafter Naturerscheinungen und merkwürdiger Kulturdenkmale aufhellen wollen. Immer wieder hat man zur Deutung auffallender Steinsetzungen und Felsgebilde das Motiv von der Steinverwandlung zur Hilfe genommen.

Es begegnet etwa schon im Alten Testament der Bericht von der Gattin Lots, die zur Strafe für ihren Unglauben zur Salzsäule erstarrte (Genesis 19, 26). Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Genesis hier an vorhandene Felsbildungen anknüpft, so erläutert G. von Rad in seinem Kommentar die Stelle wie folgt: „Es ist wahrscheinlich, daß in dem merkwürdigen Tod von Lots Weib ein ätiologisches Sagenmotiv vorliegt, d. h., daß eine bizarre Felsformation Anlaß zu diesen Erzählungen gegeben habe. Durch die starke Erosion entstehen dort leicht solche Säulen aus Steinsalz, die dann allerdings auch schnell wieder zerfallen. Schon in alter Zeit hat man sich solche Gebilde gezeigt und auf Lots Weib gedeutet“<sup>10)</sup>. Oder, um eine weitere Parallele anzuführen: in der antiken Literatur findet sich die Sage von Niobe<sup>11)</sup>, die für einen Frevel gegen die Götter in einen Stein verwandelt wurde. Für diese Überlieferung dürfte greifbarster Ausgangspunkt ein Felsen am Sipylus sein, der von der Ferne aussehen soll, wie eine trauernde Frau<sup>12)</sup>. Die Sagen von Menschen, die zu Stein geworden — sie begegnen uns in vielfältiger Ausgestaltung in den Sammlungen aller deutschen Landschaften<sup>13)</sup> — stehen also in der Tradition eines weitverzweigten und weitverbreiteten Erzählgutes. Nicht möglich ist es jedoch zu klären, ob diese Sagen unter der Einwirkung antiker oder alttestamentlicher Überlieferung entstanden sind, oder ob sie sich selbständig dort gebildet haben, wo der Mensch sich Rechenschaft über die Herkunft solcher Stein- und Felsbildungen zu geben versuchte.

Erzählungen, die im engeren Sinne als Varianten der Sage von den versteinerten Brautleuten in der Ahlhorner Heide bezeichnet werden können, finden sich allerdings nur in Norddeutschland. Die meisten dieser Aufzeichnungen — sie sind zusammengestellt in einer Abhandlung von John Meier „Brautstein und Ahnengrab“<sup>14)</sup> — stammen aus dem vorigen und aus diesem Jahrhundert. Unabhängig von solchen Erzählungen ist „Brautstein“ (häufig auch andere Wortverbindungen: Brutdanz, Brutbarg, Brutkop-



pel) auch Ortsbezeichnung, nicht selten, wie in der Ahlhorner Heide, für Steinsetzungen aus vorgeschichtlicher Zeit. Flurname und Sage — ohne vollständig zu sein, bringt J. Meier 62 Belege — sind in der Verbreitung auf Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Mecklenburg, Sachsen, Pommern (vereinzelte Belege auch in Westfalen, Thüringen und Westpreußen) beschränkt. Die öfters wiederkehrende Bezeichnung von vorgeschichtlichen Grabanlagen als „Brutsteen“, „Brutkoppel“ . . . verweist auf einen Zusammenhang, den die bereits angeführte Untersuchung von J. Meier herausgestellt hat, d. i. darauf, daß in früheren Zeiten die Ehe an solchen Grabstätten abgeschlossen wurde. Dieser Brauch gründet in der den urtümlichen Kulturen eigenen Anschauung, daß die Abgeschiedenen in die Feste der Familie wie auch der größeren Gemeinschaften einzubeziehen seien. So besteht eine Verbindung zwischen Totenkult und Hochzeitsbrauch, wenn in der nordischen Saga Werbung und Eheschließung auf dem Grabhügel abgehalten wurden<sup>15)</sup>, oder wenn es noch vor wenigen Jahrzehnten auf den Färöer Sitte war, nach dem Hochzeitsgottesdienst auf dem Friedhof zu tanzen<sup>16)</sup>.

Auch in Überlieferungen, die an Brautsteine anknüpfen, ist die Erinnerung an diese Beziehung möglicherweise bewahrt; so heißt es — um ein Beispiel anzuführen — von der Brutkoppel bei Seekamp in Schleswig-Holstein<sup>17)</sup>:

„Brutkoppel, so heißt eine Koppel beim Hof Seekamp im Gute Clausdorf. Da liegt ein großer Stein und rings um ihn her im Kreise sind andere, kleinere gesetzt (vorgeschichtliche Steinsetzung). Und der Ort hat den Namen davon erhalten, weil in alter Zeit, da es noch keine Kirche gab, hier sich die Brautleute mit ihren Eltern und Verwandten versammelten, auf den großen Stein sich setzten und dann getraut wurden.“

Interessanter noch ist die folgende Erzählung aus dem Amt Rendsburg (Schleswig-Holstein)<sup>18)</sup>, weil diese nicht nur den Brauch, Steinsetzungen als Trauungsort zu benutzen, erwähnt, sondern zugleich auch das Motiv von der Steinverwandlung:

„Ni wied von de Bursted' Achtern Barg' liggt de Brutdanz-Koppel . . . Dar hebbt se in ganz oln Tieden er Hochtieden fiert, an de Sted. As awer de Kark in Jevenstedt bu't wess is, do hebbt de Preesters dat ni mehr hebb'n wullt. De Lüd sünd dar awer doch

noch ümmer hengahn. Un mal hebbt se dar ok wedder fiert un danzt, Brut un Brüdigam in de Midd un de annern rund üm er rüm. Do is de Preester ut Jevenstedt dar öwer kamen un hett er verflucht, un de leev Gott hett er alltosamen in Steen verwannelt. So sünd se dar noch lang to sehn wess, dat Brutpaar in de Midd und de annern rund üm er rüm.“

In beiden angeführten Aufzeichnungen bleibt allerdings unklar, ob man sich in der Zeit, in der die Sagen erzählt wurden, noch bewußt gewesen ist, warum man diese Steinsetzung zur Trauung benutzt hat, oder ob es sich um Überlieferungen handelt, deren Sinn nicht mehr deutlich war. Man steht bekanntlich heute der Annahme, daß in dem Traditionsgut des Volkes uralte Anschauungen unverfälscht bewahrt seien, weitaus mißtrauischer gegenüber, als dies im vorigen Jahrhundert der Fall war. So weiß man auch in anderen Erzählungen, die in den Zusammenhang mit der Sage um die Steindenkmale in der Ahlhorner Heide gehören, nicht mehr um die Identität von Trauungs- und Bestattungsort. Schon Ch. D. Rhode<sup>19)</sup>, der eines der frühesten Zeugnisse für das Vorhandensein der Brautsteine bringt, kann mit der Ortsbezeichnung nichts Rechtes mehr anfangen, wenn er über den Brutkamp bei Albersdorf schreibt: „So scheint auch die Benennung des Ortes, da dieser Acker die Braut-Kamp heißt, etwas sonderliches anzudeuten und ist vielleicht von unsern alten Über-Elbischen Sachsen als Miteinwohner des Landes Dithmarschen hie insonderheit für junge Hochzeitsleute, Braut und Bräutigam, denen Götzen oder dem Teuffel geopfert worden.“

Aber vielleicht ist dadurch, daß die Erinnerung an das Brauchtum um die Grabstätten verblaßte, erst die Voraussetzung dafür geschaffen worden, daß unsere Erzählung sich bilden konnte. Den Vorgang der Sagenbildung selbst aufzuzeigen, erlaubt die dürftige Überlieferung nicht mehr. Es ging im Vorhergehenden lediglich darum, auf Motive hinzuweisen, die beim Entstehen der Erzählung wirksam geworden sein mögen. Als solche erkannten wir einmal ein weitverbreitetes Erzählgut, das an vorhandene Felsbildungen anknüpfend, diese als verwandelte Menschen erklären möchte und dann zweitens die Bedeutung, die den Grabanlagen im Hochzeitsbrauch zugekommen ist. Durch die Rolle, die die Steinsetzungen als Ort der Eheschließung gespielt haben, ist am ehesten zu verstehen, warum man





von versteinerten Brautleuten — nicht von beliebigen anderen Menschen — erzählt hat. Altes Brauchtum mag also auch auf die von der Sage gegebene ätiologische Deutung eingewirkt haben. Eine Erörterung darüber, ob es sich bei der Sage von den Steindenkmalen in der Ahlhorner Heide um eine selbständige Bildung handelt, oder ob diese erst später als Ganzes, d. h. als fixiertes

Gebilde, an die Steinsetzungen herangetragen worden ist, würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Sie könnte auch wohl erst geleistet werden, wenn geklärt worden ist, wie das heimische Erzählgut mit dem der Nachbarlandschaften verflochten ist, und wie weit es sich diesem gegenüber abgrenzt.

- <sup>1)</sup> 1. Auflage (1867) Bd. 2, Nr. 521.
- <sup>2)</sup> Wieder abgedruckt in: G. Reinke, Wanderungen durch das Oldenburger Münsterland 2. Heft (1921) p. 84 ff.
- <sup>3)</sup> Bd. 2, p. 285, das Zitat ist gekürzt.
- <sup>4)</sup> Nieberding, Geschichte des ehemaligen Niederstifts Münster (1840) p. 89 f.
- <sup>5)</sup> Mitteilung von Dr. Johannes Pätzold, Oldenburgisches Museum für Naturkunde und Vorgeschichte.
- <sup>6)</sup> Abbildungen dieser Steindrucke: Germanenerbe Jg. 1937 p. 7 f.
- <sup>7)</sup> Die späteren Dichtungen, die sich mit der Sage befassen, sind für den Zusammenhang dieses Aufsatzes ohne Wert.
- <sup>8)</sup> Oldenburger Jahrbuch 1930 p. 92 ff.
- <sup>9)</sup> So Rütthning, Oldenburgische Geschichte (1937), p. 12.
- <sup>10)</sup> G. von Rad, Das Alte Testament Deutsch, Teilband 2/4 (1953) p. 188 f. Von Rad ist sich allerdings bewußt, daß solche Deutung das Vorhandensein der Salzsäule, „die dasteht zum Gedächtnis der ungläu-

bigen Seele“ (Sap. Sal. 10, 7), nicht erschöpfend erklärt.

- <sup>11)</sup> Etwa Ovid, Metamorphosen VI, 146 ff.
- <sup>12)</sup> Doch ist diese Deutung umstritten, vgl. A. Lesky in: Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. 17 Sp. 644 ff.
- <sup>13)</sup> Eine Zusammenstellung dieser Sagen: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens Bd. VIII, Sp. 419 ff.
- <sup>14)</sup> Halle 1944.
- <sup>15)</sup> Sammlung Thule Bd. 9 p. 36, die Saga von Gunnlaug Schlangenzunge.
- <sup>16)</sup> Weitere Belege: K. Ranke, Rosengarten, Recht und Totenkult, o. J., p. 124 f.
- <sup>17)</sup> K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein und Lauenburg (1845) Nr. 130.
- <sup>18)</sup> G. Fr. Meyer, Amt Rendsburger Sagen (1926) Nr. 28.
- <sup>19)</sup> Ch. D. Rhode, Cimbrisch-Holsteinische Antiquitäten-Remarques (1720) p. 74, vgl. Die Kunde, Jg. 1935 p. 219 f.

Bernward Deneke

## *Däi leßden Daoge van Seegmanns Gerd*

Dat geef in use Land maol äine läipe Tied; säi is noch gaor so lange nich her. Man wull do dat Krüz herutrietten ut dat Harte un ut den Sinn van ale Lüe. Siet Hunnerte van Jaohren har dit Täiken use Ollern un Vöröllern ehr Läwen dör Hülpe, Trost un Fräen gäwen. Aower dat schull nu nich mehr wäsen; äin änner Täiken was upstaohn, dor schullen däi Mensken sik nu an hollen.

Man ümmer noch nömden säi äöwerall use Gägend dat „schwatte Münsterland.“ Un as dat äines Daoges heet, däi Krüze müssen ut däi Schaulen verschwinnen, do güng äin Sturm äöwer dat Land, däi ale Klocken lüen löt, äin Sturm, däi an ale Fenster un Dörns kloppde un Bur un Hürmann, jung un olt, wachröp.

Ich will nich dorvan schriewen, wo dat kaomen is, dat an'n Enne däi Krüze in däi Schaulen bleewen, ik will blot vertellen, wo jüst in disse Tied däi olle Seegmanns Gerd tau Dode köm. Häi was all'n bäten staokig up däi Bäine, un dat schwore Dagwark buten in Sünne un Külle har üm wat kräöpelig un laohm maakt. Häi mök sik, — weil dat Aorbeiden nu äinmaol in üm seet — hier un dor up Seegmanns Hoff tau dauhn, un däi Bur, wat sien Brauderssöhn was, löt üm sienen Willen.

Wenn Seegmanns Gerd sik änners nich vull ut dat maoken dö, wat in däi Welt passeerde — dit Näie, dat nicks Gaudes was un wor säi nu allerwägens van spröken, güng uk üm an.

Säi seeten in däi Käöken an'n Disk tau saome, däi Maohltied was daohn, un Jan, däi Junge, vertellde, wat häi vanmorgen bi'n Schmidt hört har: In't Naohwerdörp was bi Nacht äin Weggkrüz stückenschlaon worden.

„Wat seggst du dor?“ frögen ale, un häi müß't noch'n maol seggen.

„Ehren Naomen hebbt säi dor woll nich bi schräwen, däi dat daohn hebbt“, sä däi Bur un schlög mit däi Fuust up däi Diskkante, dat däi leddigen Teller sprüngen. „So wiet is't nu all kaomen!“

Gerd sä nicks, häi stünd still up un güng nao buten hen. Däi Novemberwind reet däi Blör van däi Böme, un af un tau füllen Draopen ut däi däipen Wulken. Gerd markde do nich väl van, häi güng as in'n Drom. Häi müß äöwer ales naodenken. Recht un Glowen wassen in Gefaohr. Un wat kunn man dorgägen dauhn? Wat kunn häi, äin ollen, kräöperligen Mann, dorgägen dauhn? Up äinmaol schöt üm wat dör den Sinn, wor häi tauerst bold äöwer lachen müß; aower as häi dor wieder äöwer naodachde, füllt



üm dat ümmer mehr mit. Ännern Morgen was häi frauh up däi Bäine. Häi trück sien en gauden Rock an, sett'de den Sönndagshaut up, un as däi Bursfrau üm frög, wor dat hengaohn schull, lachde häi blot äin bäten vör sik hen.

Äine gaude halwe Stunne läöter was häi bi dat Krüz, äöwer dat säi bi Nacht herfallen wassen.

Hier wull häi hen.

Seegmanns Gerd kennde dit Krüz van fröiher her; ut Äikenholt was dat maakt wäsen, fast un hoch un schwor. Un wo seeg dat nu ut? Däi Corpus was ganz wegg, un däi beiden Balken hängen uk schäif tau-saome, un äöwerall wassen noch däi Stäen tau säihn, wor säi sik mit Haomer un Äxen utlaoten harn. . . .

Aower ümmer was dat noch äin Krüz, un unnen an den Faut dorvan leegen all weer Astern un Harwstrausen.

Wat stünd häi, Seegmanns Gerd, hier noch herüm —? Was't nich Tied, dat häi dor mit anfüng, wat häi sik vörnaohmen har? Häi güng langsaom den Pattwegg nao, däi an däi Straoten langes löp. Un as häi äin Endken hen was, draihde häi sik üm un köm weer taurügge. Äin paor Träe vör däi Stäe, wor dat Krüz dicht an däi Straoten ünner äinen bräiden Böikenbom stünd, trück häi sien en Sönndaogshaut af, keek dat Krüz an, güng mit bloden Kopp doran vörbi un settde dann den Haut weer up. Dat was däi olle, gaude Bruk hier in't Land, aower in disse Tied was man dor wat van afkaomen.

Häi güng nich wiet hendaol, do draihde häi van näien üm, un ales wedderhaolde sik.

Dat was dat jo, wat häi wull —: Ummer-tau an dat Krüz vörbigaohn, den Haut af-nähmen un dat Täiken gröiten, wat säi ut däi Schaulen verbannen wullen. Väle Lüe kömen äöwer disse Straoten, un vale Lüe seegen üm so dauhn. Uk dat wull häi. Se-ker föierden uk wekke van däi Herren, däi dat nu tau seggen harn, hier vörbi, dachde Seegmanns Gerd; un was't nich gaud, wenn uk säi dat maol tau säihn kreegen? Viel-licht — dachde häi, vielleicht — verstaoh't säi us dann äin bäten . . .

Dit was äine Saoke, wor man Utduur tau hebben müß. Un häi har disse Utduur Dag vör Dag mök Seegmanns Gerd nu Vör-middaogs un Naohmiddaogs den Wegg hier-hen, sien en gauden Rock an, den Sönndaogs-haut up, un güng äöwer den Patt up un daol, ümmer an't Krüz vörbi, wor häi jedes Maol up däi süftige, bold fierlike Aort den Haut afnöm. Manges wassen dor uk woll wekke,

däi lachden äöwer üm, man dat störde üm nich. Dit was äine Saoke, wor man Utduur tau hebben müß un uk äin bäten Maut. —

Länger as äine Wäken dö häi dat nu all. Äin Maondag was't nu bold Tied för Gerd, nao Hus tau gaohn. Däi Sünne har sik däip in'n Westen schlaopen leggt. Wind köm up. Däi Äikböme schmeeten ehre leßden Eckeln up däi Straoten oder an'n Rand in't Gräs. Gerd was up sien en Wegg äben vör dat Krüz, häi greep all nao sien en Haut — do bruusde äin schworen Lastwaogen vörbi, däi kreeg siene linke Schullern tau packen un stöttde üm mit äinen Ruck bisiet, dat häi lang hen schlög un mit däi Bost up äinen Stäin füllt. Hai rögte sik nich mehr un bleef dor liggen.

So hebbt säi üm äin bäten dornao fun-nen; van den Lastwaogen was nicks mehr tau säihn. Säi bröchden üm in äine Kutsch-ken nao Hus hen, un erst, as dor däi Dok-tor vör üm stünd, köm häi weer tau Ver-stand. Däi Doktor kunn nich väl helpen. Seegmanns Gerd leeg up'n Bedde in siene Kaomer un schläpde sik tüschen Läwen un Dod van äinen Dag nao'n ännern. Dat Äten schmeckde üm nich mehr, in däi Schullern un in däi Sieten seet däi Piene, un schlaop-en kunn häi uk nich recht. Man klaogen dö häi nich.

Dann was dor äin Dag, do köm däi Bur noch laot an'n Aowend in däi Kaomer van sien en Unkel, däi däip in däi Küssen leeg un vör sik hen drömde. Häi stickde däi Kes-sen an un sä un settde sik dorbi gaor nich erst up den Stauhl:

„Ik kaom van Cloppenburg, Unkel Gerd. Dor was äine grote Versammlung. Säi hebbt dat taurügge naohmen —! Hörst du, Unkel Gerd —? Däi Krüze bliewt in däi Schaulen!“

Wenn Seegmanns Gerd däi ersten Wörte uk nich recht mitkrägen har — dornao was häi munter. Däi Bur müß üm ales vertellen, wo dat taugaohn was, un häi frög tauleßde ümmer weer:

„Is't waohr? Is't würlklik waohr —?“

Un sien' Ogen glänzden in't Lecht van däi Kessen. —

Den ännern Morgen was häi dot, sacht un liese inschlaopen, aohne dat äiner wat markt har. —

Up'n Karkhoff staiht nu äin Krüz ut Äikenholt up sien Graff, dat bold so utsütt — wenn't uk lüttker is — as dat, wor häi in däi leßden Daoge van sien Läwen so faoken tau Ehr un Gröitnis den Haut vör afnaohmen har.

Heinz von der Wall







Aus: „Die Abenteuer des Freiherrn von Münchhausen“, gedruckt von A. Bagel, Düsseldorf

# Münchhusen up Schloß Doorn<sup>1)</sup>

Dei Freiherr van Münchhusen,  
at Lögenbaron bekannt,  
dei reet, man kreeg dat Grusen,  
eis maol dört Münsterland.

Hei nöhmt nich Tom noch Tögel,  
doch seet hei stolt tau Peerd  
dat löp, as günk't mit Flögel,  
man seeg nich maol den Steert.

Hei reet woll nao sin Schwaoger,  
den Heern van't Doorner Schloß.  
Dei was so grot un haoger,  
doch listig as dei Foß.

„Stieg aff van din Stafetten“,  
lacht dei üm in't Gesicht:  
„Din Klepper, will ik wetten,  
heff all dei laome Gicht.“

„Du hols mi woll förn Griesen,  
ho, ho, man sinnig an.  
dat will'k die äben wiesen,  
wat düsse Gaul noch kann.“

Hei giff dat Peerd dei Spoorn  
un straakt üm öwer'n Kopp,  
dann nimp hei van Schloß Doorn  
dei Treppen in Galopp.

Dei Freifrau heff jüst Gäste,  
Bekannte van Gaut Vehr.  
Dei taofeln up dat Beste,  
dat günk dr' hoch tau kehr.

Well kump dann dor so fierlik  
un hoch tau Peerd in'n Saol?  
Münchhusen is't, manierlik  
verbögt hei sik egaol.

„Min Peerdken, willt wi't waogen?“  
Hei trek sin Puckel risk  
un aohne grot tau fraogen  
sett hei dann up'n Disk.

Kin Tass'n fallt herünner,  
kien Wienglas wat dr' sprink.  
Dei Gäste nimp dat Wunner,  
't geiht immer rund in'n Krink.

Münchhusen fank an't praolen,  
wat bei gi för min Peerd?  
Doorn-Heer, kanns du't betaolen,  
Din Gaut is't mackelt weert.

Un gews du mi ganz Baoken,  
ganz Vechte un noch mehr,  
den Tuschke kann ik nich maoken,  
min Peerd gäw ik nich heer.

Nu laot't mi wieder trecken,  
dor bin ik tau geboren.  
bi Gott, dei schönste Plecken,  
dat is för mi Gaut Doorn.

Dör't Fenster geiht't nao buten,  
verwägen is sin Maut,  
kin Hufschlag dröpp dei Ruten,  
Münchhusen schwenkt sin'n Haut.

Maria Schröder

<sup>1)</sup> Daren bei Vechta

„Derselbe Vorgang spielte sich der Sage nach beim Grafen Przobofsky in Litauen ab, wo aber Münchhausen (vgl. das beigefügte Bild) mit seinem Pferd durch das Fenster sprengt.“





# Zweckgebundene Grundstücke als „Öffentliches Eigentum“ im Oldenburgischen Münsterland

Es ist üblich, daß bei der Aufstellung von Flächennutzungsplänen, von Durchführungsplänen in Aufbaugemeinden oder bei Flurbereinigungen Grundflächen für den Gemeingebrauch in erforderlichem Umfange vorgesehen oder bereitgestellt werden. Die Notwendigkeit solcher Maßnahmen erscheint uns heute selbstverständlich, sie ist aber nicht eine Erkenntnis des neuzeitlichen Planungswesens, sondern hat in Oldenburg bereits vor mehr als 150 Jahren ihren Niederschlag in gesetzlichen Bestimmungen gefunden. Sowohl die „Instruktion für den Gemeinheitskommissar“ vom 7. Mai 1804 als auch die „Gemeinheitsteilungsordnung“ vom 16. Dezember 1806 enthalten Bestimmungen darüber, in welchem Umfang für allgemeine Zwecke Flächen bei Marken- und Gemeinheitsteilungen auszuscheiden oder von der Verteilung an die Markgenossen bzw. Gemeinheitsinteressenten auszuschließen waren. Im einzelnen bestimmte die Gemeinheitsteilungsordnung dazu:

„Es gehört zur Gemeinheit und wird zur Vermessung und Teilung gezogen alles dasjenige Feld, das von den Gemeinheitsinteressenten bisher zur Ausübung ihrer gewöhnlichen und außerordentlichen Berechtigungen gebraucht werden durfte, mithin aller in den Grenzen der Gemeinheit liegender Grund und Boden, der nicht entweder zu den herrschaftlichen Forstgründen gehört, oder irgendeinem Privatmann zum wahren, völligen Eigentum — als Kulturplacken oder Plaggenmatt, oder zur ausschließlichen Benutzung auf eine unbestimmte Zeit als Torfmoor — eingegeben ist. Der Untergrund solcher Torfmoore, die bereits völlig abgegraben sind oder doch in wenigen bestimmten Jahren abgegraben werden müssen, gehört mit zur Gemeinheit, jedoch muß dem Besitzer die Benutzung bis zur völligen Abgrabung, mithin auch die Überfahrt bis zur selbigen, vorbehalten, oder er anderweitig entschädigt werden. Von der wirklichen Verteilung werden jedoch nach angestellter Untersuchung und mit Rücksicht auf die eintretenden Umstände ausgenommen:

- a) kleine, in den Dörfern belegene Plätze,
- b) öffentliche Heer- und Landstraßen, gemeine Dorf- und Feldwege und Privatwege einzelner Interessenten zu ihren Häusern und Ländereien, letztere je-

- doch nur, wenn ihre Beibehaltung oder Anlegung notwendig befunden wird,
- c) Sandhügel und andere Plätze zur nötigen Wegerde,
- d) Lehmgruben, Sandgruben und Plätze, wo guter Ton für Töpfereien und Ziegeleien liegt,
- e) Viehtränken, Flachsrothen und andere Wasserbehälter, deren Beibehaltung zum gemeinen Gebrauch nötig befunden wird,
- f) Flüsse und größere Bäche.“

Im allgemeinen entstand bei Markenteilungen folgendes Grundeigentum:

1. Die in das unbeschränkte Eigentum der Markgenossen übergehenden Placken als Abfindungen für einen Eigentumsanteil an der im Gesamteigentum der Markgenossenschaft stehenden Mark. Durch diese Abfindung sind, wie in den Einweisungsurkunden ausdrücklich gesagt wird, alle Eigentums- und sonstigen Rechte an der Mark abgegolten worden.
2. Die dem Anteil des Staates an den Marken entsprechenden Grundflächen (tertia marcalis oder decima marcalis). Diese Flächen kamen durch staatliche Förderung der Landeskultur zur Einweisung an kleinere, nicht markenberechtigte Grundbesitzer, an Neubauern oder blieben zur Aufforstung im Staatseigentum.
3. Wege und Wasserzüge. („Die Wege müssen mit den aus dem Dorfe kommenden Straßen und den an die Gemeinheit grenzenden Dörfern oder Heerstraßen in einen bequemen Zusammenhang gebracht, die Wasserzüge aber auf die möglichst vorteilhafte Art dem nächsten Fluß oder Bach zugeleitet werden“).

Ferner wurden entsprechend den angeführten Bestimmungen

4. Zahlreiche „Placken“ für allgemeine Zwecke ausgeschieden.

Die Zahl und die Zweckbestimmung der letzteren war, dem örtlichen Bedürfnis entsprechend, in den einzelnen Marken sehr verschieden. Überwiegend handelte es sich



um Wegerdeflächen. Die Zweckbestimmung der übrigen für den allgemeinen Gebrauch bestimmten Flächen läßt erkennen, daß sich die wirtschaftlichen Verhältnisse seit der Zeit ihrer Entstehung grundlegend gewandelt haben. So wurden Flächen bereitgestellt, die folgenden Zwecken dienen sollten:

- a) zur E n t n a h m e von Wegerde, Deicherde, Sand, Lehm, Mergel, Einstreu usw.
- b) zur V e r w e n d u n g als Flachsrothe, Viehtränke, Waschpohl, Entenpohl, Strumpfwäscheplatz, Schafwäscheplatz, Feuerlöschteich, Lösch- und Ladeplatz, Torfhockenplatz, Torflagerplatz, Düngestätte, Heulagerplatz, Heutrockenplatz, Scheunenplatz, Bullenweide, Wendestelle, Zimmerplatz, Kirchenplatz, Schulplatz, Marktplatz, Spielplatz, Schützenplatz, Mühlenplatz usw.
- c) zur N u t z u n g durch den Auskündiger als Entschädigung für seine Dienstleistungen.

Nachdem die Landesvermessung zur Neuregelung des Abgabenwesens in Oldenburg in den Jahren 1836 bis 1855 und anschließend die Bodenschätzung in den Jahren 1858 bis 1862 durchgeführt worden waren, erfolgte die Aufstellung der Katasterbücher. In die Flurbücher wurden die einzelnen Parzellen nach Fluren und Nummern geordnet eingetragen, die Mutterrollen sollten nach Artikeln geordnet die Flächen der einzelnen Eigentümer nachweisen. Die zur Entnahme von Wegerde bestimmten Placken waren in die Mutterrolle als „Öffentliches Eigentum“ einzutragen. In einer Verfügung der Regierung vom 8. November 1862 wurde besonders betont, daß diese Flächen nicht Eigentum des Staates seien, auch nicht Eigentum der Bauerschaften oder Markgenossenschaften, welche nach Teilung ihrer Mark nicht mehr bestanden. Diesen Vorschriften entsprechend wurden neben den Wegerdeflächen auch die übrigen Zweckgrundstücke als „Öffentliches Eigentum“ im Kataster nachgewiesen. Dagegen sollten zu diesen Placken nicht die zu den Staatswegen (Chausseen) gehörenden Bermen und Landstreifen gerechnet werden, weil diese nach den Bestimmungen der Wegeordnung den Staatsforstgründen gleich zu achten und deshalb als Staatsgut zu verzeichnen seien.

In der Praxis war diese Maßnahme unbefriedigend, weil damit nicht festgestellt

wurde, wer als Eigentümer über diese Flächen verfügen konnte. Diese Lücke füllte das Markgesetz von 1873 aus. In Durchführung des Art. 218 des revidierten Staatsgrundgesetzes von 1852 war die Regierung endlich ihrer Verpflichtung nachgekommen, dem Landtag einen Gesetzentwurf zur Regelung der Markenverhältnisse vorzulegen. Die Markenteilungen waren aber schon so weit fortgeschritten, daß eine umfassende Gesetzgebung für das Teilungsverfahren nicht mehr erforderlich war. Von 218 Marken waren zu dieser Zeit 154 vollständig geteilt, 30 in ein Teilungsverfahren einbezogen und nur noch 34 ungeteilt. Man konnte sich daher in erster Linie darauf beschränken, die rechtliche Grundlage dafür zu schaffen, daß der Staat im Interesse der Landeskultur jederzeit, auch ohne Zustimmung der Markgenossen, verlangen konnte, daß sein Anteil an einer Mark vorweg ausgeschieden wurde. Daneben traf das Markgesetz im Art. 3 § 2 eine Bestimmung über das „Öffentliche Eigentum“. Es wurde dabei davon ausgegangen, daß weder der Staat noch die Markgenossen daran gedacht haben, jemals Ansprüche auf die Flächen, die bei Markenteilungen für allgemeine Gebrauchszwecke ausgeschieden waren, geltend zu machen. Falls wegen dieser Flächen in Einzelfällen eine besondere Bestimmung getroffen worden war, sollte es dabei bleiben. In den übrigen Fällen ließ sich die Gesetzgebung von allgemeinen Rücksichten leiten und bestimmte, daß das Areal, wenn und soweit es für den allgemeinen Gebrauch nicht mehr benötigt wird, denjenigen Gemeinden als Eigentum zufallen soll, in deren Bezirk es belegen ist. Da die Markgenossenschaften zwei Drittel, der Staat ein Drittel zu diesen Flächen beigetragen hatten, hätte es näher gelegen, entsprechende Anteile an die Markgenossenschaften und an den Staat zurückfallen zu lassen. Die Markgenossenschaften waren aber mit der Beendigung der Teilung aufgelöst und die Markgenossen mit ihren Ansprüchen auf die Mark bei der Teilung abgefunden. Sie konnten daher als Eigentümer der entbehrlichen Flächen des „Öffentlichen Eigentums“ nicht mehr in Frage kommen. Im übrigen hätte dies in den meisten Fällen in keinem Verhältnis zu den hervorgerufenen Weiterungen gestanden. Die Bauerschaften kamen ebenfalls als Eigentümer nicht in Frage, weil sie nach Art. 1 § 4 der revidierten Gemeindeordnung und Art. 3 des Einführungsgesetzes zur rev. Gem.-Ordnung von 1873





als Realgenossenschaften aufgehoben worden waren. Ihre Rechtsnachfolger waren die Gemeinden.

Die durch das Markgesetz getroffene Regelung, nach der die Flächen für den Fall des Entbehrlichwerdens den Gemeinden zugewiesen wurden, wobei der Staat auf seinen Anteil verzichtete, war allerdings nicht erschöpfend. Abgesehen davon, daß über den Zeitpunkt des Entbehrlichwerdens der zum allgemeinen Gebrauch ausgeschiedenen Flächen Zweifel auftreten konnten, fehlte es bis dahin an einem Rechtssubjekt für diese Grundstücke. In der Regel wurde davon ausgegangen, daß die Gemeinden schon vor dem Zeitpunkt, zu dem die Grundstücke entbehrlich wurden, über die Grundstücke Verfügungsberechtigt waren. Dabei wurde die einschränkende Bestimmung im Art. 3 § 2 des Markgesetzes von 1873 („wenn und soweit es dazu später nicht mehr gebraucht wird“) so ausgelegt, daß die Verfügungsbefugnis der Gemeinden nicht ausgeschlossen, sondern nur beschränkt sein sollte und die Gemeinden bei dem Verfügen über die genannten Grundstücke die Zweckbestimmung zu berücksichtigen hätten. Die Frage, in welchem Zeitpunkt die Grundstücke in das Eigentum der Gemeinden übergehen, war früher von untergeordneter Bedeutung, rückte aber mit dem Fortschreiten der Kultivierung in den Vordergrund. Bei dem erheblichen Umfang dieser Flächen — waren doch in einzelnen Gemeinden des oldenburgischen Münsterlandes bei Markenteilungen bis zu 50 ha für Wegerdeplacken, Lehmstiche usw. ausgewiesen worden — ließ sich nicht verkennen, daß es wirtschaftlich notwendig war, sie nicht ungenutzt liegen zu lassen. In der Begründung zu dem Entwurf des Gesetzes von 1927 zur Änderung des Markengesetzes von 1873 wurde besonders darauf hingewiesen, daß den Gemeinden die Möglichkeit gegeben werden müsse, die Flächen, solange sie für den Zweck, für den sie ausgeschieden waren, nicht gebraucht wurden, durch Verpachtung der Kultivierung zuzuführen. So wurde durch das Gesetz von 1927 klargestellt, daß das Eigentum an diesen Flächen, sofern nicht bei der Teilung etwas anderes bestimmt ist, bereits mit Beendigung des Teilungsverfahrens an die Belegenheitsgemeinde übergeht. Jedoch durften die Grundstücke ihrer Zweckbestimmung nicht entzogen werden, solange sie hierzu gebraucht wurden. Diese Verfügungsbeschränkung soll aber nicht ausschließen, daß die Grundstücke er-

forderlichenfalls für andere öffentliche Zwecke in Anspruch genommen werden können, z. B. bei Anlegung oder Verbreiterung von Wegen, Wasserzügen, Eisenbahnen, Chausseen usw.

Die alten Katastermutterrollen werden bei der jetzigen Aufstellung der neuen Liegenschaftsbücher unter Einarbeitung der Ergebnisse der Reichsbodenschätzung geschlossen. Die in den Mutterrollen eingetragenen Flächen des „Öffentlichen Eigentums“, die der Eintragungspflicht in das Grundbuch nicht unterliegen, werden in den neuen Liegenschaftsbüchern der Katasterämter in Auswirkung der behandelten gesetzlichen Bestimmungen als Eigentum der Gemeinden nachgewiesen. Dabei ist Voraussetzung, daß bei der Markenteilung nicht bereits über das Eigentum an den genannten Zweckgrundstücken Bestimmung getroffen worden ist. Hierüber sind für jedes der im südoldenburgischen Münsterland vorhandenen rund 3300 Grundstücke Erhebungen auf Grund der Markenteilungsakten anzustellen. Nicht anwendbar sind selbstverständlich die genannten gesetzlichen Bestimmungen auf Grundstücke, die nicht einer Markenteilung entstammen, sondern vom Staat, von Gemeinden, Kommunalverbänden usw. für ihre Zwecke erworben und unter Ausscheidung aus dem Grundbuch ebenfalls als „Öffentliches Eigentum“ im Kataster verzeichnet sind.

Otto Harms

### Good to Foote

Vaoder St., so'n lüttke nägentig Jaohr olt, geht van Falkenrott nao Vechte to.

„Vaoder, wo kumms du denn her?“

„Van Baoken.“

„Hes denn de ganze Tour to Foote maakt?“

„Wat woll anners? Glöws du denn, dat ick uppe Hann'n lopen bin?“

Franz Morthorst

### Gleichberechtigung der Frau?

Moder is krank; Vaoder spält „Krankenschwester“. He kaakt Moder wat to drinken. De Kraom is gewaltig bitter wudden.

„O jes, Vaoder, dat kann'k doch gaor nich daolkriegen.“

„Wenn't nich wullt, denn laot't. Denn smiet ick mi do Zucker in un sup't sülvén.“

Franz Morthorst



# Die Flurbereinigung im alten Amt Friesoythe

Das alte Amt Friesoythe, das nördlichste Gebiet des heutigen Kreises Cloppenburg, mit den Gemeinden Altenoythe, Barßel, Bösel, Stadt Friesoythe, Markhausen, Ramsloh, Scharrel, Neuscharrel und Strücklingen unterscheidet sich von den übrigen Kreisen des Verwaltungsbezirks in vielerlei Hinsicht, nicht zuletzt durch seinen großen Anteil an Moorflächen, den Mangel an Geestackerland und an Waldflächen.

## Bodennutzung im alten Amt Friesoythe um 1895

| Gemeinde     | Größe<br>ha | Odland<br>% | Acker<br>% | Wiesen<br>und<br>Weiden<br>% | Holzungs-<br>Wege u.<br>Gewäss.<br>% |
|--------------|-------------|-------------|------------|------------------------------|--------------------------------------|
| Altenoythe   | 6448        | 74          | 9          | 13                           | 4                                    |
| Barßel       | 8616        | 77          | 10         | 8                            | 5                                    |
| Bösel        | 10 461      | 48          | 7          | 40                           | 5                                    |
| Friesoythe   | 8541        | 71          | 11         | 10                           | 8                                    |
| Markhausen   | 4132        | 73          | 14         | 3                            | 10                                   |
| Ramsloh      | 3931        | 76          | 13         | 8                            | 3                                    |
| Scharrel     | 5903        | 71          | 19         | 7                            | 3                                    |
| *)Neusch.    | 1412        | 2           | 26         | 67                           | 5                                    |
| Strücklingen | 3658        | 60          | 17         | 16                           | 7                                    |

\*) Neuscharrel ist eine Aussiedlung nach dem großen Brand von Scharrel im Jahre 1821 (siehe Kalender 1955).

Die vorstehende Zusammenstellung von 1895 zeigt deutlich das Übergewicht an unkultivierten Ländereien und den kleinen Anteil an Kulturfläche. Ein Vergleich mit der Flächengröße des ehemaligen Markengrundes, die 38 130 ha oder 72 Prozent der Gesamtfläche betrug, stimmt etwa damit überein. Noch im Jahre 1863 konnte Bösel in seiner topographischen Beschreibung des Amtes Friesoythe berichten, „daß nur die schmalen Sanduferstreifen der Soeste, Lahe, des Barßeler Tiefs und der Marka dem Menschen Wohnplätze bieten, während die weiten Moore ihm nur Torf und in den Heideflächen Weideplätze für Schafherden liefern. Von eigentlicher Moorkolonisation ist noch nicht viel vorhanden.“ Erst die Aufteilung des Markengrundes und der Bau des Hunte-Ems-Kanals mit seinen Abzweigungen hat die Vorbedingung für eine planmäßige Siedlungstätigkeit durch den Oldenburgischen Staat eingeleitet.

Die großen Hochmoorflächen wurden bei der Markenteilung vielfach streifenartig aufgeteilt und in großem Umfang durch Brandkultur zum Buchweizenanbau genutzt oder

der Torfnutzung zugeführt. Nach und nach wurden Teile für die Fehnkultur oder, nach Einführung der künstlichen Düngemittel, für die deutsche Hochmoorkultur nutzbar gemacht. Der Rest blieb der Schafweide vorbehalten oder wurde verkauft und der Torfindustrie zur Verfügung gestellt.

Dennoch konnten die Kultivierungs- und Abtorfungsmaßnahmen mangels einer gründlichen Entwässerung nicht voll zur Auswirkung kommen. Nur selten kam der Kulturstand über eine „Halbkultur“ hinaus. Auch der Bau der Thülsfelder Talssperre, die der Regulierung des Wasserhaushalts dienen sollte, war nur ein kleiner Schritt vorwärts. Erst in der neueren Zeit, als das Emslandprogramm tatkräftig angepackt und das alte Amt Friesoythe in dieses Vorhaben einbezogen wurde, war der Weg für umfangreichere Maßnahmen frei. Sie mußten im Saterland noch auf das Leda-Jümme-Projekt abgestimmt werden, das ebenfalls eine Verbesserung der Vorflutverhältnisse anstrebt.

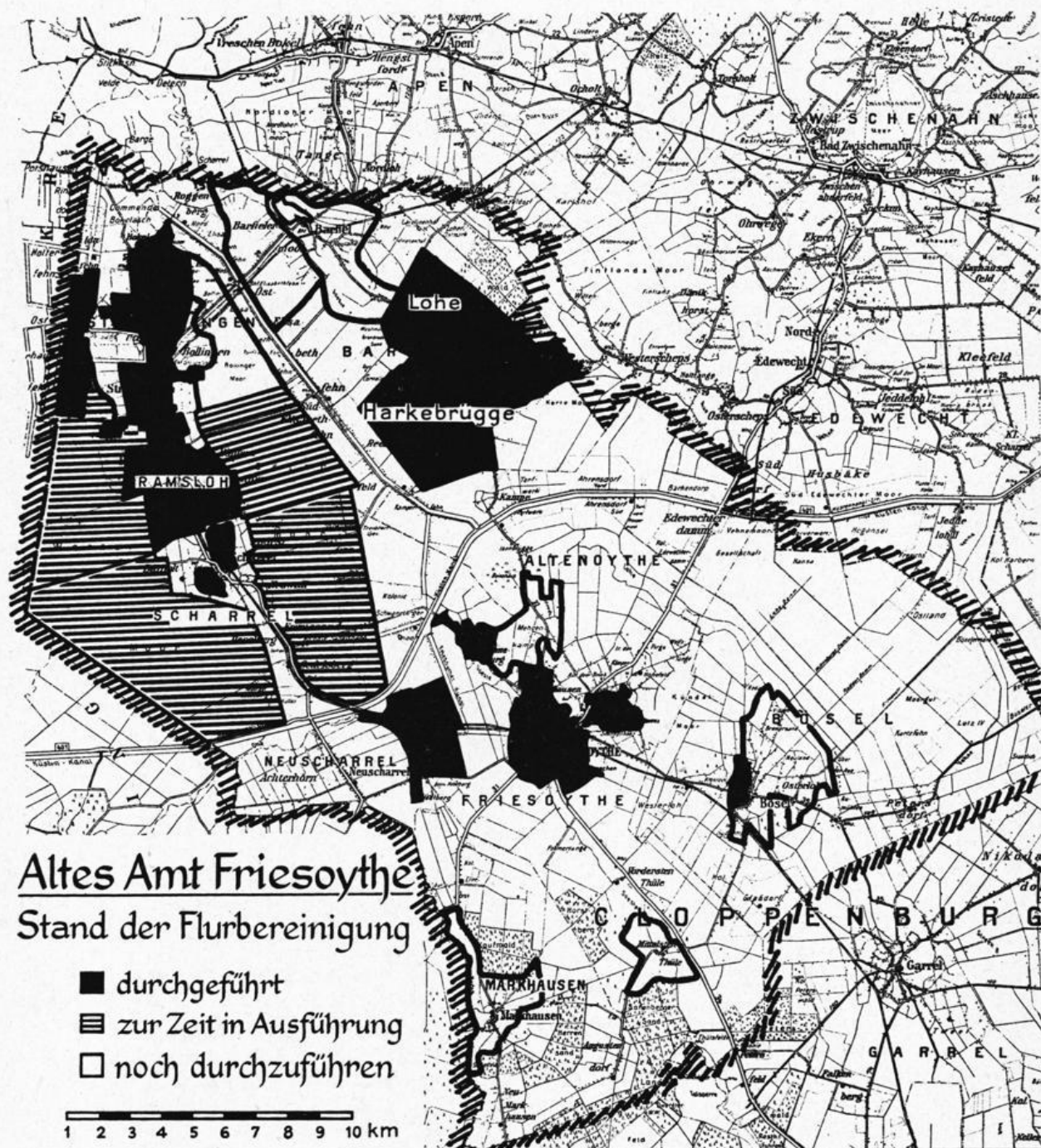
Die maßgebenden Stellen, die mit der Durchführung beauftragt wurden, waren überzeugt, daß alle Maßnahmen nur dann voll zum Zuge kommen konnten, wenn sie in Verbindung mit einer Flurbereinigung durchgeführt wurden.

Schon das alte oldenburgische Verkoppe lungsgesetz befaßte sich mit der Verkoppe lung von Moorflächen, und zwar wollte man die Besiedlung der vor allem im Saterland und im früheren Amte Damme vorkommen den langen und schmalen Moorparzellen be treiben. Dazu führte der Ausschuß des Land tages im Jahre 1897 aus, „daß selbst eine schlecht durchgeführte Verkoppe lung die wirtschaftliche Lage sehr vieler Moore um das Doppelte verbessern hilft.“ Trotz dieser Ergänzungen zum Gesetz ist jedoch keine Moorverkoppe lung in Angriff genommen worden.

Erst durch die neueren Gesetze und im Zuge der Emslandmaßnahmen konnte man an die Verwirklichung der alten Pläne herangehen. Man folgte damit dem Beispiel der holländischen Ortschaft Staphorst, die sich ebenfalls zu einer Langstreifenflur entwik kelt hatte, und zwar auf Grund eines alten Gewohnheitsrechtes, des „Anschußrechtes“ oder im friesischen Sprachgebrauch „Up trecksrecht“ genannt. Hier führte man befestigte Wege ins Moor und teilte die Flur







in Blöcke ein. Ein gut ausgebautes Grabensystem sorgt für die Entwässerung.

Ein besonders gutes Beispiel ist in Harkebrügge-Lohe zum Abschluß gebracht worden, bei dem neben einer Neueinteilung der Bauerschaften neue Siedlerstellen geschaffen werden konnten und außerdem die Ortslage durch Ausbau mehrerer Gehöfte aufgelockert wurde. Falls nur geringe Moortiefen oder keine Moorbedeckung vorhanden war, konnten große Flächen ortsteinhaltiger Böden tiefgepflügt und in ertragreiche Kulturland umgewandelt werden. Auch die Landschaftspflege fand durch Anpflanzung von Windschutzstreifen und Vogelschutzgehölzen Berücksichtigung.

#### *Stand der Flurbereinigung im alten Amt Friesoythe*

| Flurbereinigungs-<br>gebiet | Größe<br>ha | Flurstücke<br>vorher | nachher        | Jahr der<br>Ausführ |
|-----------------------------|-------------|----------------------|----------------|---------------------|
| Wechselwiesen               |             |                      |                |                     |
| a. d. Sagter Ems            | 35          | 148                  | 162            | 1861                |
| Böseler Esch                | 71          | 314                  | 79             | 1883                |
| Altenoyther Esch            | 140         | 660                  | 130            | 1912                |
| Scharreler Esch             | 137         | 978                  | 180            | 1913                |
| Fünfhauser Esch             |             |                      |                |                     |
| Schwaneburg                 | 45          | 88                   | 20             | 1919                |
| Burkamp Friesoythe          | 5           | 27                   | 26             | 1921                |
| Esch- u. Wiesenländ.        |             |                      |                |                     |
| Friesoythe                  | 562         | 1999                 | 700            | 1929                |
| Ramsloh-                    |             |                      |                |                     |
| Hollener Esch               | 924         | 2871                 | 893            | 1931                |
| Langenstraßer u.            |             |                      |                |                     |
| Klauener Moor               | 464         | 156                  | 298            | 1933                |
| Utender Esch                | 58          | 561                  | 66             | 1935                |
| Idafehn-Kanal               | 212         | 146                  | 141            | 1936                |
| Regulierung                 |             |                      |                |                     |
| der Marka                   | 87          | 100                  | 82             | 1946                |
| Stadt Friesoythe            | 20          | 343                  | 266            | 1946                |
| Weg in                      |             |                      |                |                     |
| Schwaneburg                 | 30          | 38                   | 18             | 1947                |
| Strücklingen-               |             |                      |                |                     |
| Bollingen                   | 321         | 1139                 | 407            | 1952                |
| Harkebrügge-                |             |                      |                |                     |
| Lohe                        | 2014        | 694                  | 332            | 1953                |
| Bibelte                     | 344         | 601                  | 190            | 1954                |
| Wittensand                  | 621         | wird                 | 1956           | abgeschl.           |
| Oster- und Westermoor       |             |                      |                |                     |
| Scharrel/Ramsloh            | 12 000      | z. Z.                | in Ausführung. |                     |

Die vorstehende Zusammenstellung zeigt den gegenwärtigen Stand der Flurbereinigung. Aus ihr geht hervor, daß zwar im Jahre 1861 eine kleine Fläche von 35 ha, die als Wechselwiese genutzt wurde, in uneingeschränktes Eigentum übergeführt worden ist, daß im übrigen aber bis 1900 nur der Böseler Esch verkoppelt wurde. Die Haupttätigkeit der Flurbereinigung im alten Amt Friesoythe setzte erst in der neuesten Zeit ein.

Die großen Schwierigkeiten, die mit einer großzügigen Flurbereinigung in Mooregebieten verbunden sind, dürfen nicht verkannt werden. Sie hängen mit den großen Kosten zusammen, die die Entwässerungsmaßnahmen und die Auflockerung der Ortslage verursachen, die aber letzten Endes die Voraussetzung zu einem vollen Erfolg darstellen.

Alle auszuführenden Verbesserungen sind schon deswegen lohnend, weil es sich dabei um eine Intensivierung von Betrieben handelt, die zur Zeit kaum existenzfähig sind, obwohl sie in Großräumen mit einer hochentwickelten Landwirtschaft gelegen sind. Daher sind sich alle beteiligten Stellen darüber einig, daß die Gesundung der Landwirtschaft im alten Amt Friesoythe nur über den Weg einer umfassenden Verbesserung der Ländereien führt.

Unsere Karte zeigt den gegenwärtigen Stand der Flurbereinigung. Diese wird in großen Gebieten des saterländischen Moores bereits durchgeführt, während noch kleinere Flächen in Bösel, Thüle, Markhausen, Altenoythe, Barbel und Strücklingen als flurbereinigungsbedürftig angesprochen werden müssen.

Als Endzustand wird eine ausgeglichene Kulturlandschaft angestrebt, die durch Häusergruppen mit Baumbestand, Hecken und kleine Wälder belebt ist, in der Äcker und Wiesen gute Erträge liefern, und in der Natur- und Landschaftsschutz zu ihrem Recht kommen.

Fritz Diekmann

### **Wehmütiger Abschied**

„Ja, Opa, wenn wi beiden us denn gor nich wedderseihn schullen . . .“

„Och, Kaplaon, denn is dr uck'n Fleit an gelägen.“

Franz Morthorst





# Maimorgen im Museumsdorf

Im Gelände des Museumsdorfes hat der Mai seine Herrschaft angetreten. Die kleinen Sonnen des Löwenzahns leuchten auf den Wiesenflächen, alle Bäume tragen ihr pfingstliches Feierkleid. Zum ersten Mal „erlebt“ der Dorfkrug hier einen Frühling. Im hellgrünen Rahmen der Pappeln und Birken bietet er einen wundervollen Anblick, einerlei, von welchem Punkt aus man ihn ins Auge faßt. Aus einer hohen Pappelkrone hallt der Ruf des Pirols über die im Sonnenlicht liegenden Gebäulichkeiten hin. Dieser Ruf ist alljährlich das Zeichen, daß die Vogelwelt jetzt wieder vollzählig zur Stelle ist. In der Tat braucht der Beobachter sich nicht lange zu bemühen, um all seine gefiederten Freunde wieder anzutreffen. Von neuem macht er die Feststellung, daß im Museumsdorf die Stimmen der Gartensänger mit den Stimmen der Wälder und Feldwege auf das schönste zusammenklingen. Aus allen Ecken ertönt das schmetternde Lied des Zaunkönigs. Der kleine Fürst wird lange suchen müssen, bis er ein so vortrefflich passendes Revier findet wie das Museumsdorf. Die Reithdachbauten mit den Holzstapeln daneben, die Brücken und die krausen Wurzeln des Ufergebüsches — da kann er huschen und schlüpfen nach Herzenslust. Die weichen, süßen Verse des Fitislaubsängers erwecken den Eindruck, als ginge man zwischen Birken und Vogelbeersträuchern einen Feldweg entlang. Sein naher Verwandter, der Weidenlaubsänger, assistiert ihm mit seinem beharrlich wiederholten „Zilp zalp“, so gut er es eben vermag! Am Hoffmannshof „orgelt“ die graue Grasmücke. Mit dem Hinweis auf die Orgel ist die Singweise dieser Grasmücke vielleicht am besten charakterisiert. Ihr Lied gefällt einem von Jahr zu Jahr besser. Gewisse Spezialisten halten die graue Grasmücke für unsern vollendetsten Sänger überhaupt. Darüber läßt sich natürlich streiten; aber wer diese Grasmücke zu seinen Gartenbewohnern zählen darf, der hat damit sicher etwas voraus. Eine sehr ernste Konkurrenz findet sie schon in ihrer Schwester, der Mönchsgrasmücke. In der zweiten Hälfte ihrer Strophe entlockt sie der kleinen Kehle einen Satz Flötentöne von wunderbarer Klangfülle. Auch diese Grasmücke ist im Museumsdorf alljährlich vertreten. Merkwürdig weit hallt der Sang

des Baumpiepers. Diesen Vogel muß man nicht bloß hören, sondern auch sehen. Sein Gehaben ist gar zu interessant. Trillernd wie eine Lerche steigt er empor und kehrt dann unter außerordentlich lauten Ruftönen in einem prächtigen Gleitflug zum Ausgangspunkt zurück. Auch diesen Sänger der Waldränder und der zerstreut liegenden Flurgebüsch möchte man innerhalb eines Stadtgebietes kaum erwarten; aber im Museumsdorf fehlt er nie. Wie steht es mit der Nachtigall? Was die ganze Gliederung des Geländes vermuten läßt, das ist Tatsache: die Nachtigall hat im Museumsdorf kaum jemals gefehlt. Ihr herrliches Morgen- und Abendlied erklingt auch in den benachbarten Gärten; aber die beste Nistgelegenheit findet sie doch im stillen Ufergebüsch des Dorfes. Es ist nicht notwendig, unsere gewohnten Sänger im einzelnen zu würdigen. Auf den Dachfirsten schwatzen die Stare, Meisen läuten aus allen Richtungen; die silbernen Bachstelzen hüpfen auf den Sandwegen, und der Buchfink weiß sich mit seiner kräftigen Stimme überall bemerkbar zu machen. Der Hausrotschwanz, wenn auch musikalisch wenig begabt, trägt ohne Scheu sein ärmliches Liedlein vor und läßt sich von dem gesanglich überlegenen Gartenrotschwanz keineswegs zum Schweigen bringen. Alljährlich weckt es eine besondere Freude, daß neben dem weichen Flötenlied der Amsel auch der überaus vielgestaltige Gesang der Graudrossel zu vernehmen ist. Vollends in die freie Wildbahn fühlt man sich versetzt, wenn aus dem Gestrüpp am Rande plötzlich das laute „Gock“ des Fasans hervordringt, oder wenn über dem Dorfteich die trompetenden Schreie wilder Enten ertönen. Der Teich zeigt noch ein besonders liebliches Idyll: Regelmäßig brütet auf der Insel ein Wasserhühnchenpaar. Die Kreuzerfahrten der von den woligen Jungen begleiteten Mutter bilden ein ungemein amüsantes Schauspiel, an dem jung und alt sich immer wieder ergötzen. Noch kommt hinzu der Kuckucksruf, das Gurren der Waldtauben und das „Rätschen“ des Eichelhäfers. Wirklich, man hat im Museumsdorf eine Vogelkollektion beisammen, wie man sie in solcher Nähe und auf so engem Raum kaum irgendwo reichhaltiger antreffen wird.

Franz Morthorst





Bildstock aus Ehren bei Lönningen, 1755?

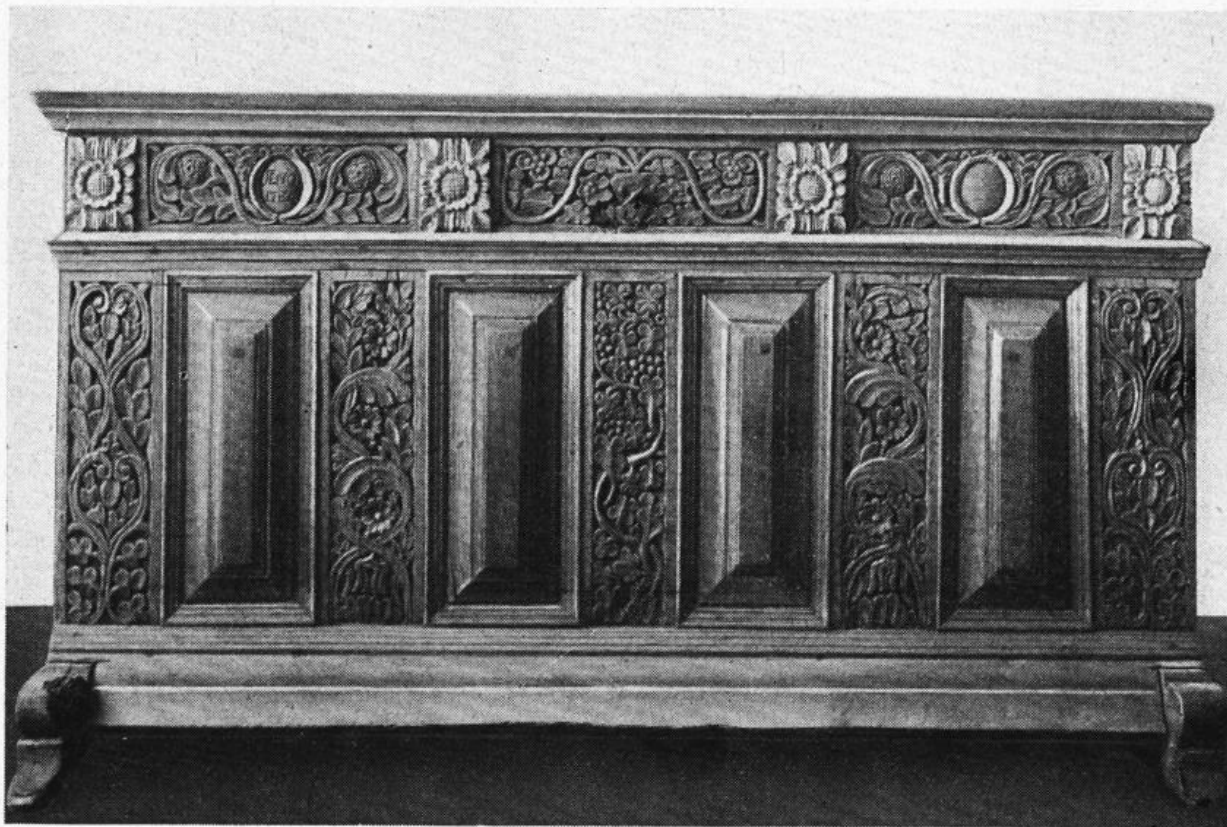


# Ein Meister der Volkskunst von außergewöhnlicher Gestaltungskraft

In der großen Bauernmöbelsammlung des Museumsdorfes befinden sich einige Stücke, die aus der Reihe der übrigen irgendwie herausragen, und auf die ich bereits mehrfach aufmerksam gemacht habe: zum ersten Mal im Oldenburgischen Hauskalender 1948, Seite 41 ff., sodann wieder, und zwar noch ausführlicher, in meinem Buche: Alte deutsche Bauernmöbel, das 1954 vom Landbuchverlag Hannover und vom Becker-Verlag Uelzen herausgebracht wurde, auf Seite 63 ff. Es handelt sich dabei um zwei offene Anrichten und eine Kufentruhe. Zu diesen ist inzwischen ein neues Möbel, und zwar ein Kleiderschrank aus dem Jahre 1760, hinzugekommen. Beachtung verdienen im Zusammenhang mit diesen Möbeln aber auch zwei Bildstöcke, die beiderseits der Grenze, die sich zwischen Südoldenburg und dem Hümmling hinzieht, gefunden wurden. Aus diesem Grunde habe ich aber auch in meinen beiden, oben erwähnten Abhandlungen,

bereits auf diese beiden Bildstöcke hingewiesen. Die erwähnten Möbel fanden sich allesamt auf dem Hümmling. Sie entstammen auch alle derselben Zeit, und zwar der Zeit um 1750 bis 1760. Sie dürften allesamt innerhalb eines Zeitraumes von rund 10 Jahren geschaffen worden sein. Aber auch die beiden Bildstöcke entstammen, das kann mit ziemlicher Sicherheit gesagt werden, genau derselben Zeit. In der Burg Arkenstede wurden die genannten Möbel — mit Ausnahme der Truhe — und auch die Bildstöcke an einer einzigen Querwand aufgebaut, so daß nun die Besucher des Museumsdorfes alle Stücke immer wieder mit einander vergleichen können.

Was die Herkunft dieser Möbel und der beiden Bildstöcke betrifft, so habe ich in den oben erwähnten Abhandlungen immer wieder die Vermutung ausgesprochen, daß allesamt von einem und demselben Meister gefertigt seien. Diese Vermutung trifft auch



Truhe von 1755

für den Kleiderschrank von 1760 zu. Man braucht nur die Schnitzereien an diesen Möbeln aufmerksam zu betrachten und miteinander zu vergleichen, um diese Vermutung bestätigt zu finden. Es handelt sich dabei sowohl um die Ranken, die die einzelnen Möbelstücke zieren, als auch um die figürlichen Schnitzereien, die sich an der Anrichte aus dem Jahre 1757 ebenso wie an dem Kleiderschrank aus dem Jahre 1760 zeigen.

Ein Meister, der diese figürlichen Schnitzereien fertigte, konnte auch die beiden Bildstöcke schnitzen, die die Flucht nach Ägypten darstellen. Wie aber der Meister, der all diese Dinge fertigte, hieß und wo seine Werkstatt stand, ist bisher nicht bekannt geworden. Es wäre aber gewiß möglich, das noch festzustellen, wenn sich einer, der die Zeit dazu fände, nur die Mühe geben wollte, dieser Frage auf den Grund zu gehen. Und es würde sich lohnen, das einmal festzustellen. Aber wenn die Werkstatt des fraglichen Meisters wahrscheinlich auch auf dem Hümmling stand, so zeigt sich der Meister doch sehr stark von der münsterländischen Seite her beeinflusst. Vor allem zeigt sich eine große Verwandtschaft mit den Arbeiten des Löniger Meisters.

Auf eins ist in dieser Hinsicht ganz besonders hinzuweisen, daß sich die Weintraube, die im Bereich der münsterländischen Volkskunst nur innerhalb der Schnitzereien des Löniger Meisters begegnet, auch auf den Möbeln unseres Meisters eine Rolle spielt. Im übrigen aber ist der Einfluß, der von der friesisch-holländischen Seite herührt, an diesen Möbeln ganz besonders stark zu spüren. Für diesen Einfluß, der verständlicherweise im Emsland bzw. auf dem Hümmling noch stärker zu spüren ist als im Oldenburger Münsterland, spricht einmal die Tatsache, daß die Schnitzereien und die gewundenen Säulen der beiden Anrichten mit einer dunkelroten Farbe, einer Art Menigfarbe, versehen wurden. Wahrscheinlich waren auch die Schnitzereien der Truhe von 1755 und des Kleiderschranks von 1760 ur-

sprünglich rot gefärbt. Einer der beiden Bildstöcke zeigt sogar eine mehrfarbige Oberflächenbehandlung. Woher die farbige Behandlung all dieser Sammelgegenstände, vorzugsweise der Bauernmöbel, die doch allesamt aus dem harten Eichenholz gefertigt sind, stammt, bzw. wie sie zu erklären ist — den oldenburgisch-münsterländischen Möbeln eignet sie ja nicht — habe ich in meinem Buch „Alte Deutsche Bauernmöbel“ im einzelnen zu erklären versucht. Jedenfalls wurden die Hartholzmöbel regelmäßig geschnitzt, und zwar nur geschnitzt, während die Weichholzmöbel, die es aber im südoldenburgischen Raum nicht gibt, ebenso regelmäßig, z. B. in Süddeutschland, bemalt wurden. Für den friesisch-holländischen Einfluß sprechen aber auch die Tulpen, die wir hie und da, so bei der Truhe von 1755 und bei dem Kleiderschrank von 1760 in das Rankenwerk eingestreut finden, die schließlich jedoch auch auf den Bildstöcken über den köstlich gestalteten Figuren der „Flucht nach Ägypten“ schwebend, dargestellt sind. Dafür sprechen weiterhin die vielen figürlichen Schnitzereien, die vor allem die offene Anrichte von 1757, dann aber auch der Kleiderschrank von 1760 zeigen, und die im Oldenburger Münsterland sonst nie begegnen, die aber besonders eindrucksvoll auch auf den Bildstöcken zutage treten. Für den friesisch-holländischen Einfluß ist ferner bezeichnend die Tatsache, daß oben in der Mittelranke des Kleiderschranks von 1760 eine Figur erscheint, die die holländische Tonpfeife raucht. Endlich aber ist, was den friesisch-holländischen Einfluß betrifft, noch etwas zu erwähnen: Die vielen Ranken des Kleiderschranks von 1760 erscheinen aufgelegt bzw. aufgeleimt. So etwas findet sich im Bereich der münsterländischen Volkskunst nirgendwo. (Nebenbei sei bemerkt, daß dieser Kleiderschrank mit seinen vielen Ranken von den Holländern als „Rankenkast“ bezeichnet wird). Aufgeleimt erscheinen aber auch die Ranken an der offenen Anrichte von 1757 und an der Truhe von 1755. Dagegen sind die Ranken der offenen







Offene Anrichte von 1762



Offene Anrichte von 1757





Kleiderschrank von 1760

Anrichte von 1762 aus dem darunter liegenden Holz herausgeschnitten. Das ist wieder echt münsterländisch. Man sieht also deutlich, daß der Meister aller sechs Sammelgegenstände hinsichtlich seiner Arbeitsweise von zwei Seiten her beeinflußt wurde, von der Seite des Oldenburger Münsterlandes — speziell die Löniger Kultur erwies sich als besonders stark und zeigte daher auch einen entsprechenden Aktionsradius — und von der friesisch-holländischen Seite her. Er gehört sozusagen zwei verschiedenen Welten an und steht mit dem einen Fuß auf der einen und mit dem andern Fuß auf der anderen Seite.

Aus allem geht hervor, daß der fragliche Meister es wirklich verdient, ganz besonders

herausgestellt zu werden, und daß es ein Glück war, daß es eines Tages, wenn auch erst nach vielen, vielen Jahren gelang, all die genannten Gegenstände in den Besitz des Museumsdorfes zu bringen, und daß es sich verlohnen würde, wenn eines Tages jemand versuchte, den Namen dieses Meisters noch festzustellen und herauszufinden, wo genau seine Werkstatt stand. Vielleicht würde er bei dieser Gelegenheit auch noch auf den einen oder anderen Gegenstand stoßen, der ebenfalls von dem Meister unserer Möbel und Bildstöcke gefertigt wurde, wodurch sich das Bild vervollständigen und sich das Wissen um die Persönlichkeit dieses einzigartigen Meisters vertiefen würde.

Heinrich Ottenjann

## *Das Museumsdorf eine „Oase der Stille“*

Nach einer Erklärung für das ungewöhnlich reiche Vogelleben im Museumsdorf braucht man nicht lange zu suchen. Die Lebensbedingungen sind hier eben gar zu günstig. Hier gibt es zahllose versteckte Plätze zum Nesterbau, hier gibt es Atzung, und vor allem: hier herrscht im Vergleich zum übrigen Stadtgebiet die den Vögeln so sehr erwünschte Stille. Gewiß, hier verkehren Menschen genug, und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr, was man im Hinblick auf den Zweck des Museums ja auch begrüßen muß; aber der laut polternde und fauchende Straßenverkehr hallt nur von weitem herein. Die Forstverwaltungen wissen schon, was sie tun, wenn sie die motorisierten Fahrzeuge durch Schlagbäume und Warnschilder vom Innern der Waldungen fernhalten. Mit diesen vor lauten Störungen geschützten Wäldern ist auch das Museumsdorf weitgehend zu vergleichen. Es ist durchaus denkbar, daß mit der sicher zu erwartenden Zunahme des geräuschvollen Straßenverkehrs innerhalb des Stadtgebietes das Vogelleben im ruhigen Museumsgebiet sich noch stetig bereichern wird; denn je mehr Störungen sich überall geltend machen, um so lieber wird den Vögeln das ungestörte Plätzchen.

Ganz ungezwungen läßt sich hier ein Gedanke anknüpfen, der heutigentags immer häufiger und dringlicher ausgesprochen wird: Auch der Mensch braucht die Stille. Der Ruf

nach der Stille ist sehr vielstimmig geworden, und vor allem die Ärzte stimmen nachdrücklich ein. Von maßgeblicher Stelle wurde kürzlich die Parole von den „Oasen der Stille“ verkündigt und an keine geringere Adresse gerichtet als an die obersten Regierungsinstanzen. Die Ruhelosigkeit hat sich zu einer wahren Volksnot entwickelt. Dem aufregenden Arbeitstempo, wie es in alle Berufe eingebrochen ist, kann man aber nichts Heilsameres entgegenstellen als Gelegenheiten zum wirklichen Ausruhen. Dazu bedarf es aber nicht nur der arbeitsfreien Stunden, sondern eben auch der ruhigen Plätze. Und ein besonders glücklicher Umstand ist es, wenn gewisse „Oasen der Stille“ ohne Verkehrsmittel, zu Fuß, erreicht werden können. All diese Bedingungen sind erfüllt im Cloppenburg Museumsdorf. Man muß es dankbar begrüßen, daß der Parkplatz für die ständig anrollenden Autobusse und Privatwagen vor den Toren und nicht vor dem Dorfkrug angelegt wurde. Neben seiner Aufgabe als Pflegestätte heimatlicher Kultur kann das Museumsdorf ohne weiteres die zweite, hochbedeutsame Funktion übernehmen, den ruhebedürftigen Menschen die Gelegenheit zum Ausspannen und zur Freude am Leben der Vogelwelt in einem schönen Gelände zu bieten.

Franz Morthorst







Bildstock vom Hümmling, nicht datiert

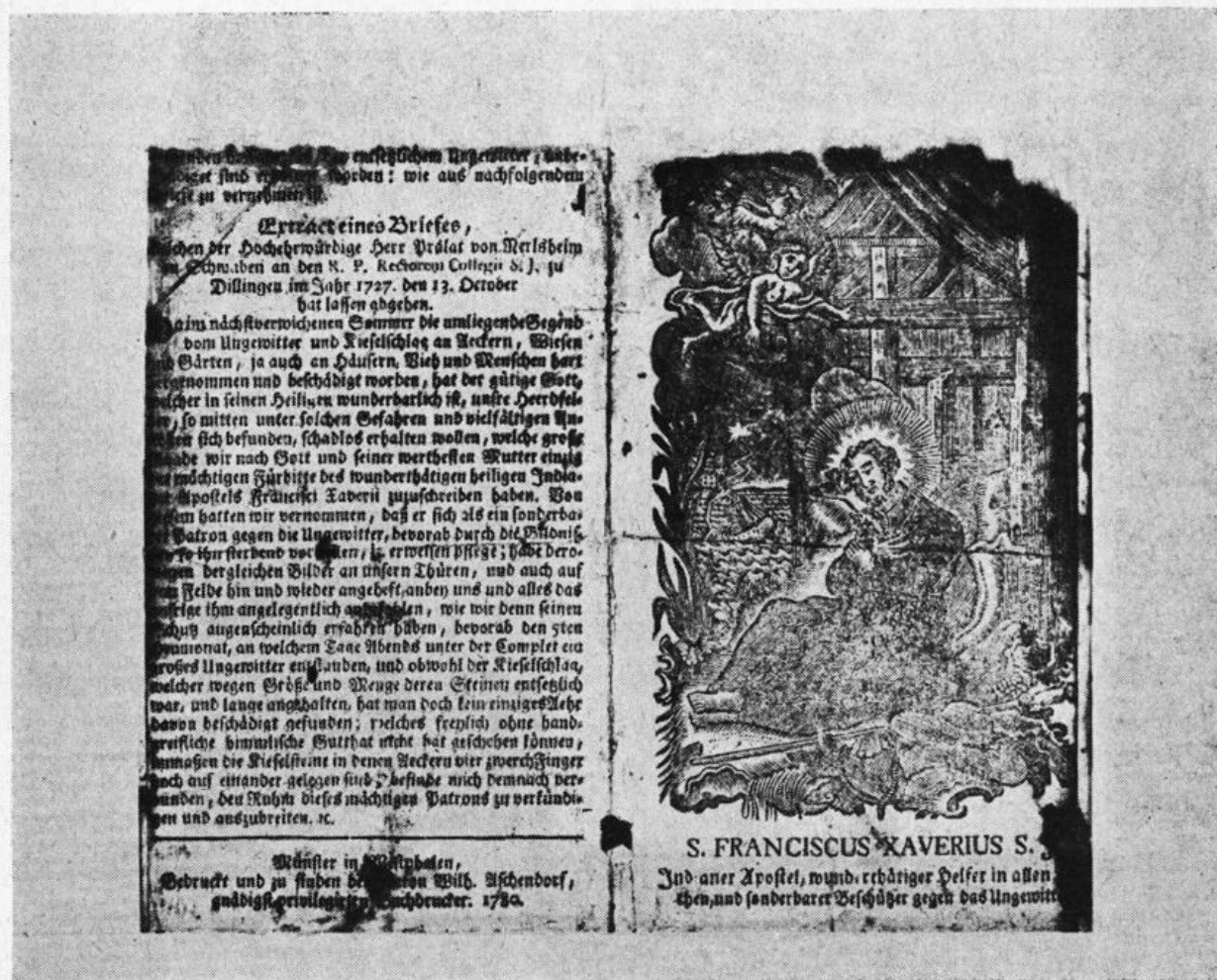
# Ein Wettersegen

aus dem Besitz des Museumsdorfes

Seit der Frühzeit des Christentums bezeugen Legende und Kult die Anschauung, daß die Wunderkraft der Heiligen nicht nur mit deren Person — den Reliquien oder der verklärten Gestalt im Jenseits — verbunden ist, sondern auch auf ihre Darstellungen übergeht<sup>1)</sup>. In der Tradition dieses Glaubensgutes, das die Wirkmächtigkeit von Person und Bild als identisch vorstellt, steht ein Wettersegen, der sich im Besitz des Museumsdorfes in Cloppenburg befindet, ein vierseitiges Schriftchen, das — wie dem Text zu entnehmen ist — 1780 bei Anton Wilh.

Aschendorf in Münster gedruckt wurde. Wahrscheinlich hat dieser Segen, dessen Inhalt im folgenden näher beschrieben werden soll, früher einmal in einem Buch — vielleicht in einem Gebet- oder Andachtsbuch gelegen; die starken Faltungen, die das Papier aufweist, deuten darauf hin; gegenwärtig ist das Blatt gerahmt und — damit der Text vollständig gelesen werden kann — auf beiden Seiten mit Glas versehen, liegt also zwischen zwei Glasscheiben. Das Druckwerk zeigt auf der ersten Seite eine Darstellung des hl. Franz Xaver, des bekannten Missionars und Glaubenspredigers (gestorben 1552, Fest: 3. Dezember): Der Heilige lagert, versunken in die Betrachtung

<sup>1)</sup> Vgl. dazu die Zusammenstellung bei H. Günter, Psychologie der Legende (1949), Register unter „Bild“.



Wettersegen von 1780 mit Darstellung des hl. Franz Xaver



eines Kruzifixus, vor seiner einfachen Hütte. Im Gegensatz zu diesem Bild der Innerlichkeit steht die Unruhe der Natur; wir sehen im Hintergrund ein von Blitzen bedräutes Schiff, das schwer mit den aufgewühlten Wogen des Meeres zu kämpfen hat. Auf diese Darstellung, hier der betende Heilige, dort der Aufruhr der Elemente, weist ein Text, der sich unter dem Bilde findet: „S. Franciscus Xaverius S. J. Indianer Apostel, wunderthätiger Helfer in allen Nöthen und sonderbarer Beschützer gegen das Ungewitter.“ In ähnlicher Weise, wie auf dem Segen, ist St. Franz Xaver oft dargestellt; vor allem in den Jesuitenkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts; aber auch in der Andachtsliteratur begegnet diese Szene, die eine bestimmte Situation aus dem Leben des Missionars, nämlich seine Sterbestunde auf der Insel Santschao, wiedergibt <sup>2)</sup>).

Das Bild des sterbenden Franz Xaver stellte im Volksglauben die schützende, helfende Macht des Heiligen dar; im Sinne des eingangs Gesagten sollte es seine Stelle vertreten. Als Zeugnis für diese Anschauung dürfen die beiden legendenhaften Erzählungen gewertet werden, die sich auf den beiden letzten Seiten des Segens befinden und von dem „Wunderwerk der Bildniss des sterbenden Heiligen Francisci Xaverii wider das Ungewitter“ berichten. Zunächst wird erzählt, wie ein Kleriker auf einer Reise bei einem plötzlich hereinbrechenden Gewitter von der schützenden Wirkung der Heiligendarstellung erfuhr. Des weiteren ist ein Brief abgedruckt, in dem ein Prälat aus Nersheim in Schwaben mitteilt, daß die Gegend um sein Kloster durch das Bild vor schwerem Schaden bewahrt wurde. Der Inhalt dieses Schreibens ist im folgenden unter Auslassung einiger unwichtiger Stellen angeführt:

„Von Franciscus Xaverius hatten wir vernommen, daß er sich als sonderbarer Patron gegen die Ungewitter, bevorab durch die

Bildnisse, so ihn sterbend vorstellen, zu erweisen pflege; habe derowegen dergleichen Bilder an unseren Thüren, und auch auf dem Felde hin und wieder angeheft, anbey uns und alles das unsrige ihm angelegentlich anbefohlen, wie wir denn seinen Schutz augenscheinlich erfahren haben, bevorab den 5ten Heumonat an welchem Tage Abends unter der Complet ein großes Ungewitter entstanden, und obwohl der Kieselschlag, welcher wegen Größe und Menge deren Steine entsetzlich war, und lange angehalten, hat man doch kein einziges Aehr davon beschädigt gefunden: welches freylich ohne handgreifliche himmlische Gutthat nicht hat geschehen können . . .“

Der Segen zerfällt also in zwei Teile: Das Bild — und in Verbindung damit die Gebete, die noch zu erwähnen sind — sollen dem Unwetter wehren, die beiden legendenhaften Berichte, die uns als Quelle für die mit dem Segen verknüpften Glaubensvorstellungen dienen, dem Gebrauch des Segens Autorität verleihen.

Über die kultgeschichtlichen Zusammenhänge, in die die Franz-Xaverius-Verehrung — und somit auch unser Wettersegnen — einzuordnen ist, hat Georg Schreiber in einer ausführlichen Untersuchung „Deutschland und Spanien“ betitelt <sup>3)</sup> gehandelt; dort ist dargestellt, wie die iberische Halbinsel in jahrhundertelanger Ausstrahlung auf die Volksfrömmigkeit der deutschen Lande eingewirkt hat, wie spanische Heiligengestalten, Ignatius von Loyola, Theresia vom Kinde Jesu und nicht zuletzt auch Franz Xaver hier zu echten Volksheiligen geworden sind, deren Schutz sich Bauern und Handwerker in mannigfachen Anliegen unterstellten. St. Franz Xaver ist auch sonst in Deutschland als Patron gegen Blitz- und Hagelschlag bezeugt; so weiß eine Überlieferung aus Mönchen-Gladbach aus dem Jahre 1715, daß ein drohendes Unwetter ferngehalten wurde, indem man die Bilder Mariens und Franz Xavers öffentlich

<sup>2)</sup> Zu diesem Sterbebild, vgl. G. Schreiber, Deutschland und Spanien (1936) S. 205 ff.

<sup>3)</sup> Vgl. Anm. 2.

aufstellte <sup>4)</sup>). In Süddeutschland findet sich das Bild des Heiligen öfters an Hauswänden; die Darstellung hat gleichfalls den Zweck, gegen Ungewitter zu schützen. Auch der hier behandelte Segen wird früher weiter verbreitet gewesen sein, als das aus der geringen Anzahl der Exemplare, die auf uns gekommen sind, geschlossen werden kann; bisher ist allerdings nur ein solcher Segen, der sich im Besitz der Abtei St. Walburg Eichstätt, befindet, bekannt geworden <sup>5)</sup>).

Es wäre noch zu fragen, wie St. Franz Xaver zu diesem Patronat gekommen ist. Hier dürfte der Hinweis auf eine legendenhafte Überlieferung von Wichtigkeit sein, der zufolge der Heilige die Stadt Tolo, die

<sup>4)</sup> A. Schüller, Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde 29 (1932) S. 34.

<sup>5)</sup> Vgl. G. Schreiber, Volk und Volkstum, Bd. 2 (1937), S. 123 f. Druckort und -jahr des Segens, der sich auch sonst von dem Exemplar, das sich im Besitze des Museumsdorfes befindet, unterscheidet, sind nicht angegeben; Schreiber weist ihn dem Ende des 18. Jahrhunderts zu.

sich vom Christentum abgewandt hatte, durch ein Unwetter zerstört haben soll. Von dieser Überlieferung heißt es in dem nach dem Vorbild der Oratio an Heiligenfesten gestalteten Gebet des Segens: „O gerechter Gott, . . . Du hast dem heiligen Xaverius die Worte in den Mund gelegt, mit welchen er einen greulichen Steinregen und feurige Donnerkeile aus den Wolken herab gerufen hat, damit die Stadt Tolo, so nach Bekenntniss des Christenthums wieder zu dem heidnischen Götzendienst abgefallen, Deinen billigen Zorn sollte empfinden . . .“. Der Missionar hat sich also zufolge der Legende als Herr über Donner und Blitz erwiesen, und es ist anzunehmen, daß das Ereignis von Tolo ihm den Ruf als Schutzmacht gegen das Unwetter eingebracht hat, wie denn auch häufiger die Patronate der Heiligen von ihrer Legende abhängig sind.

Bernward Deneke

## Die alte Windmühle

*Es rauschen und raunen die Winde  
und singen ihr stürmisches Lied,  
ich möchte mich drehen geschwinde,  
und kann nicht bewegen ein Glied.*

*Wie war ich vor Zeiten behende  
und drehte mich hurtig geschwind,  
wie hab ich getanzt ohne Ende  
wo immer sich regte der Wind.*

*Der Himmel, er hing voller Geigen,  
wir trieben ein neckisches Spiel,  
ich hüpfte und tanzte den Reigen,  
es wurde mir nimmer zu viel.*

*Ich habe in endlosen Jahren,  
den Menschen nur Nutzen gebracht;  
dann kamen die Wagen gefahren,  
beladen mit kostbarer Fracht.*

*Dann macht' ich in emsigem Schaffen,  
die goldenen Körner zu Schrot;  
doch über dem Tanzen und Raffen,  
ereilte mich schließlich der Tod.*

*Die Flügel sind längst mir zerfallen,  
vom Sturme die Laken zerfetzt,  
die Winde mit ihren Vasallen,  
sie haben zu Tod mich gehetzt,*

*Wenn heuer die Winde mich kosen  
und streicheln mit zärtlicher Hand,  
ja, wenn sie mich stürmisch umtosen,  
dann schaue ich weinend ins Land.*

*Wie war ich vor Zeiten behende  
und drehte mich hurtig geschwind;  
doch nun ist mein Leben zu Ende,  
das wecket auch nimmer der Wind.*

Maria Schröder







Die alte Windmühle in Bakum

# Bleibe treu der Väter Art, Gott segnet den, der sie bewahrt!

Ein Beispiel für den Umbau des heimischen Bauernhauses

Nach dem letzten Kriege wurde auf unseren heimischen Bauernhöfen der in Jahrzehnten angesammelte bauliche Nachholbedarf drückender als je empfunden. Schon vorher hatten höhere Ansprüche an Wohnlichkeit, Forderungen neuzeitlicher Hygiene, sowie der Zwang zur Arbeitseinsparung und technischen Durchrüstung den Bauernhausbau zu einem Problem gemacht. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war die Weiterentwicklung der althergebrachten Form auf breiter Grundlage versäumt worden. Es ging überhaupt der Wille verloren, die Neu- und Umgestaltung einem klaren Ziele zuzuführen. Erst nach 1930 — hierzulande in fruchtbarer Wechselwirkung mit dem Werden des Museumsdorfes in Cloppenburg — trat ein langsamer Wandel dieser betrüblichen Lage ein (vgl. Heimatkalender, Jg. 1955, S. 111ff.).

Heute aber kann man erneut die Meinung hören, daß dem Problem des Bauernhausbaues nur noch praktischer Wert zukäme. Die gestalterische Bedeutung im Sinne der Überlieferung und schöpferischen Weiterentwicklung wäre von der Zeit überholt worden. Die meisten heimischen Bauernhäuser seien ohnehin unrettbar verschandelt. Es gebe von der echten Sorte bereits viel zu wenig für eine erfolgversprechende Erhaltung der angestammten Bauernhauslandschaft. Diese Meinung ist sogar von „berufener“, um nicht zu sagen behördlicher, Seite vertreten worden. Mit solch leichtfertigen Urteil kann die Frage nicht abgetan werden. Verantwortungslose Oberflächlichkeit hilft hier nicht weiter.

Bei genauem Hinsehen stellt sich nämlich der Hundertsatz äußerlich unberührter Häuser als verhältnismäßig hoch heraus, selbst wenn die Masse der kleinen Heuerhäuser unberücksichtigt bleibt. Trotz örtlicher Unterschiede hält nach vorsichtiger Schätzung die Gruppe der Altbauten den neuen und umgebauten Höfen im Augenblick durchaus noch die Waage. Für Heimatfreunde mit entsprechendem Verantwortungsgefühl ist es eine zwingende Aufgabe, der baulichen Fehlentwicklung nicht tatenlos zuzusehen. Der sachgerechte neuzeitliche Umbau alter Bauernhäuser bedeutet nach wie vor ein echtes Anliegen. Ja, dieses Anliegen ist

dringender als je zuvor, wenn die Reste der Grundzüge des Bildes unserer Bauernhauslandschaft gerettet und geschützt werden sollen.

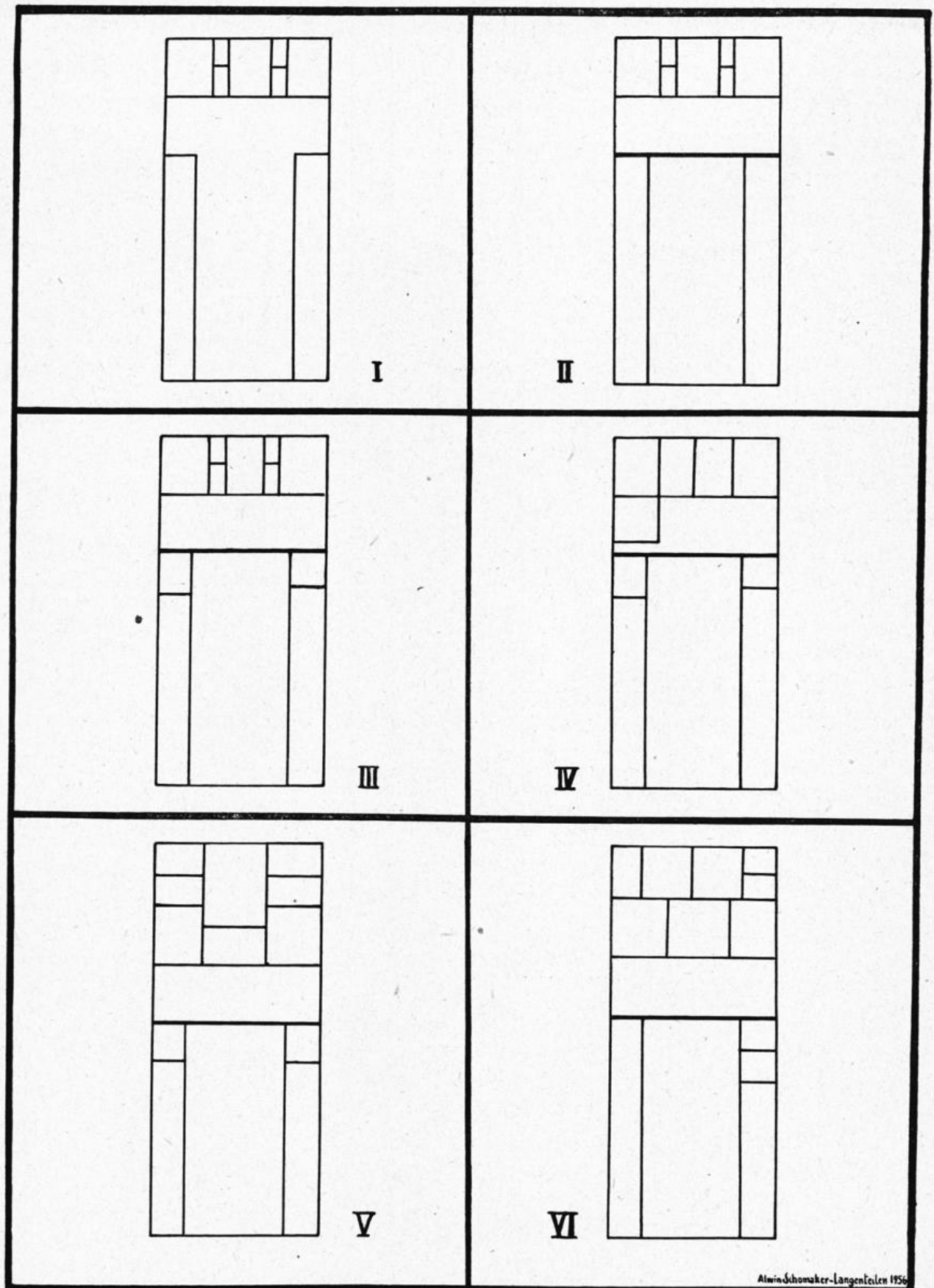
Man hat auch früher versucht, durch vorläufige Teillösungen dem Kernpunkt der Frage näherzukommen. Es zeichnet sich sogar eine gewisse Linie ab. Die ersten Veränderungen im Grundrißgefüge des überlieferten Hauses berührten den Wohnteil. Dort war das Bedürfnis nach zeitgemäßer Anpassung besonders ausgeprägt. Die Abkleidung der Küche von der Viehdiele mittels einer Trennwand bedeutete den frühesten inneren Eingriff. Sie verfolgte den Zweck, für das Kammerfach eine größere Abgeschlossenheit zu gewinnen. Zwei Anrichten, in der Mitte dazwischen eine doppelflügelige, in der oberen Hälfte verglaste Tür und einige Wandfächer genügten, um die ehemalige Öffnung zwischen Viehdiele und Herdraum zu schließen. Der Einbau eines Schornsteins und die Anschaffung des eisernen Kochherdes gingen häufig mit dieser Veränderung parallel. So wurde der offene Herdraum zur geschlossenen Küche.

Der Zeitpunkt des Aufkommens der sogenannten „Scherwand“ ist unterschiedlich im Oldenburger Münsterland und überall sonstwo. Wohlhabendere Gegenden machten nach 1870 den Anfang. Andere folgten viel später. Man stellt beträchtliche Unterschiede selbst im gleichen Dorf fest. Nach 1900 verbreitete sich die Einrichtung immer rascher. Um 1925 war sie fast allgemein. In Heuerhäusern trifft man gelegentlich noch heute den ursprünglichen Einraumzustand. Dieser Raumgedanke des „Rauchhauses“ erlitt durch die geschilderte Veränderung eine grundsätzliche Durchbrechung. Das war von folgenswerer Bedeutung. (vgl. Skizze 1 und 2).

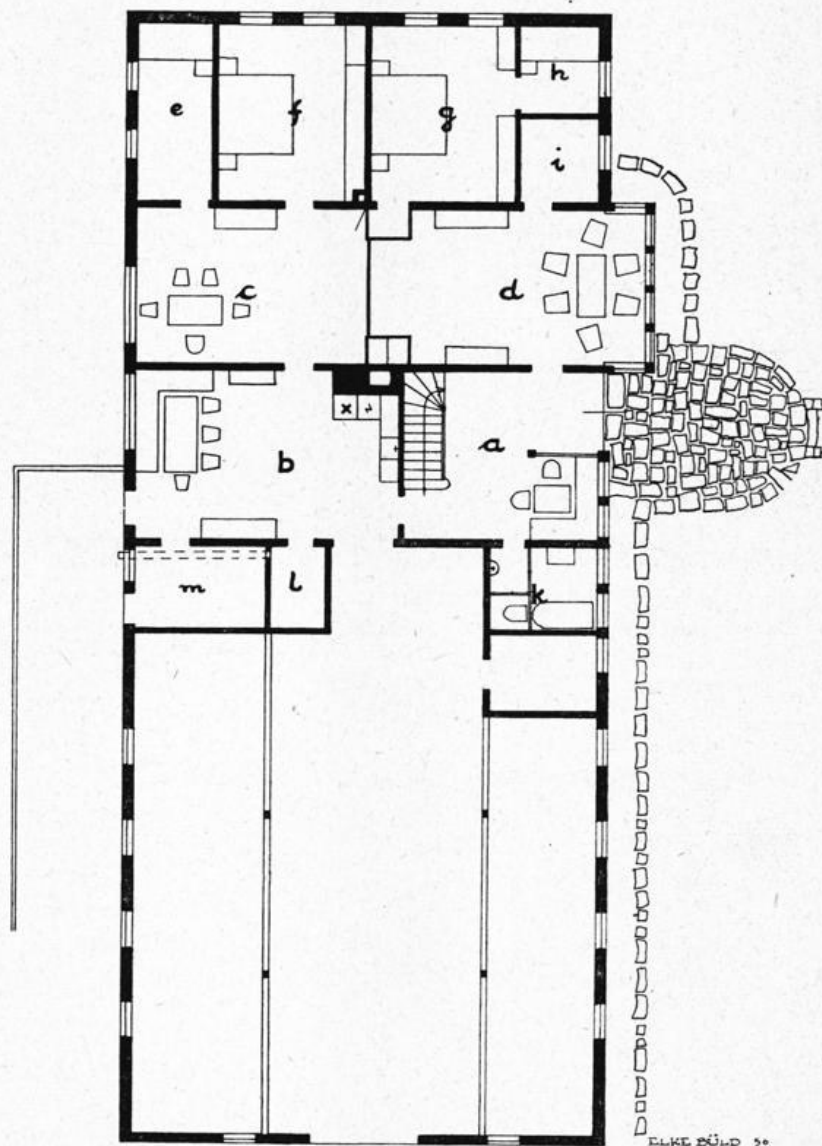
In manchen heimischen Bauernhäusern gab es schon vor der Einführung der besprochenen Trennwand seitwärts in Richtung der Viehdiele eine „Seitenstube“ oder „Seitenkammer“. Die „Sietkamer“ war nicht selten zugleich eine, je nach Grundwasserstand unterkellerte, „Upkamer“. Wasserdichte Keller sind jüngeren Datums. Diese „Upkamer“ konnte freilich auch im rückwärtigen Kammerfach sein. „Seitenstube“ oder „Seiten-







Schematische Skizzen jüngerer Grundrißveränderungen



ENTWURF DER NEUEN RAUMORDNUNG  
IM HAUSE SCHEPER-STUKE, SÜDLOHNE  
VON HERMANN BÜLD





Abb. 1: Gesamtseitenansicht des Hauses Scheper-Stuke, Südlohne vor dem Umbau. Sie zeigt vorne eines der üblichen alten Bauernhäuser unserer Heimat. Der Seiteneingang wirkt nichtssagend. Das glatte harte Dach macht einen leicht eintönigen Eindruck. Die ganze Längsfront ist bereits durch gelegentliche Veränderungen nicht mehr im ursprünglichen Zustande. Immerhin konnte man dem Hause dank seiner bevorzugten Lage eine gewisse Wirkung nicht absprechen.

kammer" sprengten keineswegs den üblichen Einraumgrundriß. Weil der Zugang durch die Küche erfolgte, berührte die neue Trennwand deren Einrichtung nicht. (vgl. Skizze 3).

Nach der Bildung der Küche durch Trennung des Herdraumes von der Viehdiele setzte man die Umgestaltung des Wohnteiles fort. Die Alkoven verschwanden. Dafür entstanden Schlafzimmer. Die große durchgehende Küche verkleinerte man an der einen Seite um einen zusätzlichen Wohnraum. Ein schmaler Gang führte dann zu der dortigen Seitentür. All diese Umänderungen bürgerten sich während des letzten halben Jahrhunderts früher oder später in den meisten alten Häusern ein. Sie dürfen als typisch für das Bemühen gelten, den althergebrachten Grundriß des Wohnteiles neueren Bedürfnissen anzupassen. Den erhöhten Ansprüchen von heute genügen auch sie vielfach nicht mehr. (vgl. Skizze 4).

Die hauptsächlichsten Möglichkeiten der inneren Verwandlung waren so im Erdgeschoß erschöpft. Sie tasteten die Holzkon-

struktion nicht an. Der übliche Boden über dem Kammerfach besaß meistens keine ausreichende Höhe für den Ausbau von Zimmern. Nur besonders geräumige Häuser erlaubten die Einrichtung von Giebelzimmern auf dem Boden des Kammerfachs. Da vollzog sich der erste Schritt zur Schaffung eines Obergeschosses. Das äußere Bild des Hauses erfuhr durch diese Änderungen des Grundrisses in der Regel keine nennenswerte Störung. Selbst die in jüngerer Zeit sich mehrenden Eingriffe in die alte Viehdiele — vom „Tiefstall“ zum „Kuhstand“ — beeinträchtigten kaum die Außenansicht, obwohl dabei die Ständerkonstruktion in Mitleidenschaft geriet. Nach wie vor beherrschten das mächtige Dach und der lange First ungestört den Gesamteindruck. Die Linie der Gesamtentwicklung verläuft noch auf erträglicher Ebene. Sie enthält eine Reihe von Ansatzpunkten für zukünftige Lösungen.

Ab und zu stoßen wir auch im Münsterlande unter den größeren alten Häusern auf einen Typ, der das verlängerte Kammerfach aufweist. Es handelt sich um einen ech-



Abb. 2: Gesamtseitenansicht des Hauses Scheper-Stuke, Südlohne nach dem Umbau (Entwurf: Hermann Büld). Die Aufnahme erfolgte ungefähr vom gleichen Standort wie bei Abb. 1, allerdings mit einem Zeitunterschied von zwei Jahren. Dasselbe trifft jeweils auch für die anderen vergleichenden Abbildungen zu. Die Bepflanzung der Anlagen ist inzwischen sichtbar gewachsen. Das Haus selbst hat eine bedeutungsvolle Umwandlung durchgemacht. Der Eindruck seiner Gesamterscheinung ist zweifelsohne gesteigert gegen früher.

ten Vertreter des altheimischen Hauses aus verhältnismäßig später Zeit. Er ist selten und deswegen weniger bekannt. Seine Raumanordnung stellt eine sinnvolle schöpferische Erweiterung des ursprünglichen Einraumhauses im Wohnteil dar. Ein rückwärtiger tiefer Mittelraum gruppiert die Zimmer des gleichsam verdoppelten Kammerfachs. Dieses verlängerte Haus zeigt durchaus die herkömmliche Form. Aber es birgt im Wohnteil entscheidende Keime einer zukunftssträchtigen Entfaltung und nimmt neuzeitliche Ausbaupläne vorweg. Es öffnete schon vor 100 Jahren einen Weg in die Zukunft. (vgl. Skizze 5).

Das ist merkwürdigerweise lange übersehen und in seiner wahren Bedeutung nicht erkannt worden. Sonst hätte sich der Zug nach dem massiven Wohnhausanbau, der uns die schrecklichen „Bauernvillen“ bescherte, vielleicht nicht so übermächtig durchgesetzt, wozu allerdings noch andere Umstände beitrugen. An sich lag die Verlängerung des alten Hauses nahe. Doch man begegnet ihr ziemlich selten. Das praktische Beispiel für

unseren Aufsatz, das Haus Scheper-Stuke in Südlohne, gehört zu dieser kleinen Gruppe der nachträglich verlängerten Häuser. Seine Erweiterung geschah vor dem ersten Weltkriege. Man benutzte überwiegend massives Baumaterial. Der Raumgewinn war beträchtlich. (vgl. Skizze 6).

Seitdem verfügte das Haus Scheper-Stuke im Wohnteil über genügend Platz. Doch sein baulicher Zustand und die räumliche Anordnung entsprachen nicht mehr heutigen Forderungen. Ein abermaliger Umbau rückte in den Bereich der Erwägung. Für das Erdgeschoß kam nur eine bessere Organisation der Zimmer, aber keine neuerliche Erweiterung in Betracht. Während der Vorplanung traten die Neu- und Umbauten des Architekten Büld auf den Bauernhöfen im Gebiet um Damme in den Gesichtskreis des Bauherrn.

So haben Büld'sche Gedanken und Pläne mit geringen Einschränkungen die Ausführung bestimmt. Sie gründen auf Voraussetzungen und Bestrebungen, die früher in diesem Kalender erläutert worden sind (vgl. Heimatkalendar, Jg. 1955, S. 111 ff.; Jg.





Abb. 3: Gesamtseitenansicht des Hauses Scheper-Stuke, Südlohne vor dem Umbau von einem rückwärtigen Standort aus. Die Länge des Hause hatte im Durchblick der aufgelockerten Eichen unbedingt einen wirkungsvollen Fluß. Die starre Dachfläche wurde durch die Bäume gemildert. Die Fenster sind unglücklich geformt. Ihre Reihung ist ohne jedes Leben. Die schmale Seitentür tritt völlig zurück.

1956, S. 87 ff.) und deren Klärung hier ergänzt werden soll. Außerdem suchte unsere einleitende Übersicht die Ausgangslage zusätzlich aufzuhellen. Unter den verschiedenen Bauernhaus-Umbauten von Hermann Büld steht die Südlohner Lösung an besonderer Stelle, nicht weil sie sich unmittelbar an der vielbefahrenen Bundesstraße Lohne-Steinfeld wirkungsvoll präsentiert, sondern seit ihrer Vollendung viel Stoff für die grundsätzliche Diskussion geliefert hat. Der Kern des Problems scheint getroffen. Unsere vergleichenden Skizzen und Aufnahmen mögen die Vorstellung des Gegenstandes unterstützen.

Der neue Grundriß des Erdgeschosses erhielt folgende Anordnung der Räume (vgl. Skizze 7): Die bisherige abgeschlossene Küche wurde ungefähr zur Hälfte unterteilt. Sie nahm nunmehr die geräumige Eingangsdielen mit Treppe zum Obergeschoß auf (a). In der anderen größeren Hälfte fand die Küche wieder ihren Platz (b). Das Kammerfach hinter der Herdwand verwandelte sich durch die ganze Breite des Hauses in zwei

geräumige Wohnzimmer, ein Gedanke, der in allen mittelbreiten Häusern Schule machen könnte (c, d). Beide Zimmer lassen sich durch eine kombinierte Tür- und Schrankwand verbinden. Dahinter, in der bereits vorhandenen Verlängerung des Wohnteiles, konnten die Räume fast unverändert bleiben bis auf die notwendige Verlegung der Türen. Sie werden sämtlich als Schlafzimmer dienen (e, f, g, h, i). In der früheren „Seitenkammer“ entstand das Bad mit Waschgelegenheit, Wanne und Dusche (k). Der für die Speisekammer (l) Spüle und Waschküche (m) benötigte Platz wurde der Viehdiele unmittelbar jenseits der ehemaligen Trennwand entnommen.

Diese Neuordnung der Räume hat das vorhandene Raumgefüge von Küche, Kammerfach und Verlängerung zur Grundlage. Das Gerippe dafür bilden die großen Querwände. Die wesentlichste Aufgabe von ihnen erhält die ehemalige „Scherwand“ als Feuerwand. Sie reicht nunmehr als geschlossene Ziegelsteinmauer vom Fundament bis zum First und sichert im Brand-



Abb. 4: Gesamtseitenansicht des Hauses Scheper-Stuke, Südlohne nach dem Umbau von einem rückwärtigen Standort aus. Dieser Blickpunkt verdeutlicht den neuen Akzent des Hauses. Auch die überzeugende architektonische Einfügung des Frontspießes in das mächtige Langhaus ist hier gut erkennbar. Die Fenster sind besonders vorteilhaft verändert. Der geschlossene Gesamteindruck rechtfertigt die dargebotene bauliche Lösung.

fallende Wohnteil. Nur im Erdgeschoß befinden sich allernotwendigste Türrdurchbrüche. Der wichtigste nimmt die Haupttür von der Küche nach der Viehdiele auf. Dieselbe vermittelt in gewandelter Form die uralte enge Verbindung von Wohn- und Viehteil. Auf ihre Beibehaltung mußte zur Stärkung der inneren Einheit des Hauses entschieden Wert gelegt werden.

Im übrigen lehrt die Erfahrung, daß diese Hauptmauer zwischen Wohn- und Viehteil tatsächlich ein Übergreifen des Feuers verhindern kann. Man sollte nirgends auf eine solche Sicherung verzichten. Unerläßliche Bedingung für ihre Wirksamkeit ist natürlich die angemessene bauliche Ausführung, Holzkonstruktionen dürfen die Mauer nicht durchschneiden. Tunlichst zu vermeiden ist die Rückverlegung der Feuer-sicherung auf die alte Herdwand, wo sie manchmal zur Vergrößerung der Fassungskraft des Bodenraumes über dem Viehteil errichtet wird. Sie gefährdet dort den ganzen Wohnteil. Außerdem beengt sie die

Ausbaumöglichkeiten des Dachgeschosses für reine Wohnzwecke.

Die geschilderte Umorganisation des Erdgeschosses allein hätte das bisherige Äußere des Hauses Scheper-Stuke in Südlohne gar nicht oder kaum verändert. Aber der Bauherr forderte an der Längsfront des Hauses im Dachgeschoß über dem Wohnteil zusätzliche Räume. Das rückwärtige Giebelende sollte zunächst als Hausboden weiter verwendet und bei Bedarf später ausgebaut werden. Gleichzeitig wurde eine bauliche Betonung des Seiteneinganges gewünscht. Aus beiden Forderungen erwuchs der Entwurf des Frontspießes, der oben die zusätzlichen Zimmer und unten den gewünschten Seiteneingang aufnehmen konnte. So schritt die Umgestaltung grundsätzlich in allem von innen nach außen. Der Frontspieß ist also Wirkung und keine Ursache des Umbaues. Diese Feststellung bedarf hier der ausdrücklichen Unterstreichung mit Rücksicht auf die weiteren Ausführungen.

Die Ummodelung der Viehdiele ist einem späteren Zeitpunkt vorbehalten. Jedoch nah-





Abb. 5: Blick auf Seitentür und Kammerfach des alten Hauses Scheper-Stuke, Südlohne vor dem Umbau. Etwas zu gewaltsam setzt das wuchtige Dach sich auf die Seitenwand. Es fehlt dem Ganzen jedes gestalterische Leben. Das neue Eisenpförtchen an der Straße im Vordergrund vermag daran nichts zu ändern. Die unglückliche Fensterform wird sehr sinnfällig spürbar, ja sie verstärkt den toten und kalt abweisenden Eindruck des unfreundlichen Bildes.

men die Umbaupläne des Wohnteiles darauf Bezug. So wird der jetzige Umbau im gegebenen Augenblick kein Hindernis für die noch ausstehenden Änderungen der Viehdiele sein. Die Bauernhausgeschichte der letzten 100 Jahre in unserer Heimat beweist auf der ganzen Linie, daß die Fortentwicklung des alten Hauses immer beim Wohnteil ansetzt. Im Viehteil dagegen begnügte man sich weitgehend mit Behelfslösungen. Diese Halbheit wurde gefährlich für die Gesamtheit des Anliegens. Sie begünstigte bauliche Verschandelungen, schuf manchen Torso und hemmte durchgreifende Wandlungsversuche. Die Kostenfrage mag ebenfalls von Einfluß gewesen sein. Dabei läßt sich die Viehdiele des alten Hauses durchaus praktisch umgestalten.

Leider können wir hier keinen Vorschlag, der neuzeitliche Erfordernisse befriedigt, zur Diskussion stellen. Doch wir hoffen, bei an-

derer Gelegenheit ein praktisches Beispiel zur Verfügung zu haben.

Entscheidend bleibt für alle Umbauten des alten Hauses, daß die inneren Veränderungen die große Firstlinie und die Großzügigkeit des Daches schonen. Der Frontspieß ruft ohne Zweifel einen charakteristischen Akzent im äußeren Bilde des alten Hauses hervor. Das Langhaus wird dadurch nach dem Wohnteil hin ausgerichtet. Ein ganz neues, vielversprechendes Gestaltungsmoment tritt mit ihm von innen her in Erscheinung. Die Belange des Viehteiles wirken nach- oder gar untergeordnet (vgl. Abb. 1, 2)! Der Vorgang entbehrt nicht einer gewissen Symbolik, insofern er den menschlichen Ansprüchen ausdrucksmäßig mehr Gewicht zubilligt. Er raubt dem Hause nicht die wuchtige Ganzheit, obwohl er die formalen Gewichte verschiebt. Ja, der Frontspieß



Abb. 6: Blick auf den neuen Frontspieß mit Seiteneingang des Hauses Scheper-Stuke, Südlohne. Die unscheinbare Seitentür von einst hat nun eine bedeutende Gestalt und entsprechende Umrahmung erhalten. Selbst das eiserne Pförtchen erscheint bedeutungsvoller als früher. Die hervorragende Qualität der Verzimierung und Bearbeitung des Holzes durch Meister Sieve-Leffering aus Lohne trägt viel zur ausgezeichneten Repräsentation bei. Hier ist es nicht abwegig, von einem echten Ausdruck bäuerlicher Vornehmheit zu sprechen.

gleicht bei gelungener Abstimmung die allzu gestreckte Überlänge des erweiterten Hauses aus (vgl. Abb. 3, 4).

Irgendwie lebt dieses anspruchsvolle Bauelement aus der fortwährenden Spannung von Selbständigkeit und Einordnung. Wenn es eigenwillig aus dem Erdgeschoß aufwächst, eignet ihm bei harmonischer Einfügung ins Ganze ein kräftigerer Ausdruck als dem weichen schmiegsamen Schleppdach, das an sich auch eine Belichtung des Obergeschosses gestattet. Hermann Büld machte die besondere Entdeckung, daß der Frontspieß durch Fachwerk typenbildende Kraft gewinnt und eigentümlich gesteigert wird. Er erkannte, daß gerade dieser Platz alle organischen Voraussetzungen darbot für die spezifische Wiedergeburt einer schöpferischen neuzeitlichen Fachwerkkunst am heimischen Bauernhause (vgl. Heimatkalender Jg. 1956, S. 87 ff.). Auch das vorliegende Beispiel mit seiner meisterhaften Fachwerkgestaltung verstärkt eine solche Überzeugung (vgl. Abb. 5, 6).

Wir begreifen deswegen die Tat von Südlohne als einen verheißungsvollen Markstein auf dem Wege der Wiedergewinnung einer heimischen Baugesinnung und Baukultur. Das Ringen darum ist nicht aussichtslos. Hoffnungsvolle Anzeichen rechtfertigen unseren Optimismus. Wir stehen nicht auf verlorenem Posten, wenn der heimische Bauer sich besinnt und unsere Architekten ihre Aufgabe erkennen. Wir führen keinen

Kampf gegen Windmühlenflügel mehr, sobald das Bauen auf dem Lande wieder gute Sitte wird und sich aus der wechselnden Mode der Städte befreit. Allerdings gilt für diesen bescheidenen Teil der heimatpflegerischen Arbeit dasselbe, was, in heutiger Zeit für ihr Ganzes gilt: Nicht der Ruhm des Erfolges, sondern die Uneigennützigkeit des Strebens, sowie die treue Beständigkeit der Pflicht geben die Entscheidung über den Wert des Bemühens, wenn auch im Warenhaus moderner Kulturkonfektion das Ergebnis kaum in Erscheinung tritt oder weniger Beachtung findet, als ihm gebührt.

Der Erzieher Pestalozzi sagte einmal: „Nimm dem Vogel sein Nest, verdirb ihm das Nest, so hast du ihm das Leben verdorben; laß dem Volk seine Wohnstuben im Verderben, so läßt du ihm sein Leben im Verderb!“ Der Mensch, der inmitten seines Dorfes nicht mehr fähig ist, ein Lied, einen Tanz und schließlich ein eigenes Haus zu schaffen, der nur noch unschöpferisch hin und her pendelt zwischen täglicher Arbeit und stumpfsinnigem Feierabend, der keine Ehrfurcht mehr kennt vor der Vergangenheit, und allmählich geschichtslos wird, steht vor dem Absturz ins Barbarentum. In diesen Absturz würde auch das Christentum mit hineingerissen. Es geht also um das Ganze unseres angestammten seelischen Lebensraumes, in dem die formgewordene Bauernhauslandschaft ein wichtiges Gebiet einnimmt.

Alwin Schomaker

## *Ne lüttke Geschichte van Franz un Klaus*

Franz un Klaus wörn noch nich lange in Lütkendörp. Sei kömen ut dei Stadt. Wat gef dat up'n Lanne nich alles tau seihn un tau beläwen! Am leiwsten wörn sei bi Bur Oltmann up'n Hoff. Dei Burinke har dei beiden Junges gern, un sei stök är af un tau 'n Appel, 'n paor Plumen of'n Stück Kauken tau. Klaus un Franz können bold jüst so gaud platt schnacken as dei ännern Junges. Sei harn uk kiene Angst mehr vör Kauh un Perd. Dat Allerfeinste aower wörn doch dei Zwergheuner. Sowat harn sei noch nich seihn. Dei harn ja luter Fern an dei Beine. Dei lüttke Zwerghaohn tret so stolt as'n König dör sin Riek. Hei har 'n bannig langen Stert, un bunt wör hei, as wenn hei ut luter bunte Lappens tauhope flickt wör. Sei können sik nich sattkieken, un Franz segg tau

Klaus: „Junge, ne, wat sütt dat doch moje ut! Wör doch fein, wenn wi dor wecke van harn!“ Aower Bur Oltmann wull woll kiene afgäben, kömen doch all so väle Lue, dei um dorümme quälden.

As dat nu an't Tüffelkenutkriegen günk, frög Bur Oltmann dei beiden Junges, of sei nich Lust harn, tau helpen; hei künn nich naug Lue tauhopekriegen. „Jao, worümme nich“, dachden dei beiden, „dann giff dat jao noch'n blanken Daoler tau.“ „Könt gi dat dann?“ mende Mauder Oltmann, „dat is'n swaore Orbeit! Gi sünd doch noch'n bäten recht quinerig.“ „Och watt!“ lachden dei Junges, „wenn einer so dick is, dann kann hei sik ja nich recht rögen!“ Un sei güngen mit nao buten.





Aower swor wör dat doch. Dei Acker wör grot, un dei afdeilden Pänne düchtig lank. Wenn sei menden, nu harn sei woll'n bittken Tied taun Verpußen, dann wörn dei Peere mit'n Roder all wedder achter är. Sei harn fix tau griepen, dat sei man mitkömen. Achtern bliewen? Ne, dat wull'n sei nich. Sik wat utlachen laoten? Wat dei ännern kunnen, dat kunnen sei uk. As Vesper köm, wörn sei doch heilfroh. Mit dei ännern Säukers seten sei up dei Wennigen, in dei eine Hand 'ne dicke Koffeitasse un in dei ännern Hand dat grote, witte Stutenbotter. As sei dat verknust harn, köm dat Schwattbrot mit Schinken anne Riege. Franz un Klaus eten un eten, bet sei sik bold nich mehr rögen können. As dei Orbeit van neien losgünk, schmeckde sei är tauerste gor nich. Aower dei Roder har kiene Insicht, un sei harn tau seuken, of sei Lust harn oder nich. „Har ik man nich soväl äten!“ jammerde Franz. „Jao“, segg Klaus, „use Schaulmester heff recht, wenn hei segg: Mit'n vullen Buk is schlecht studeiern!“

As't Aobend wör un sei mit alle Mann achter Braotkartuffeln un Spegeleier seten, kunnen Franz un Klaus bannig wiet dat Mul uprieten. „Dat bäten inne Grund herümme-kleien, dat wör jao nicks!“ praolden sei. „Wenn dat so is“, sä Bur Oltmann, „dann kaomt man wer. Orbeit is der noch naug!“ Dorbei drückede hei dei beiden 'n blanken Daoler in dei swatten Hanne.

Ännern Dag küllen är Rüggen, Armste un Beine, aower sei güngen doch wer mit nao'n Lanne; 'n bäten stolt wörn sei uk, dat sei wat verdeinen kunnen. Äre Mauder kunn dat gaut bruken und har sik bannig freit. Dei ganze Wäke hülpen sei Oltmanns bi dei Tüffelken, un Saoterdays sä Mauder Oltmann tau är: „Sükke fliedige Jungs mag ik woll lien. Ik will jau uk wat mitgäwen.“ Sei günk in den Heunerstall. „Sicher haolt sei us 'n paor Eier“, mende Franz, „wat schall use Mamme sik dann woll freien!“

Bold köm Mauder Oltmann wer. Sei har'n Korf ünnern Arm, den sei mit'n Dauk tau-deckt har. Vörsichtig löt sei dei Jungs in'n Korf kieken. Dor harn gi eis äre Gesichter seihn schullt! Äre Ogen würden ganz grot un blank. „Aower Frau Oltmann! Dat is jao . . . Schölt wi den hebben? Den lüttken Zwerghaohn? Un 'ne Henne is der uk noch bi! Och ne, wat nüdlik! Nu kiekt sei us an. Maok man gau düster, änners fleigt sei noch weg!“ Mauder Oltmann trück dat Dauk

doräower, un Klaus nöhm ganz behött den Korf ünnern Arm. Dann löpen sei weg un vergeten ganz, sik tau bedanken, so freiden sei sik.

Dei Öllern keken nich schlecht. Sülwst dei Pappen was ganz weg in dei possierliken Väägels. Wat wör dei Haohn doch stolt, un wat har hei doch vör lange Fern anne Beine! Hei un sine lüttke Frau segen ut, as wenn sei lange Büxen anharn. Wenn dei Haohn sin Kikeriki röp, dann ludde dat „Tan-te An-na, Tan-te An-na!“ Un wenn dei lüttke Henne kaokeln dö, dann röp sei: „Ka-Ka-Ka-Karl!“ Un so neumden sei dei beiden dann Karl un Tante Anna. Ale harn ären Spaoß an dei Heuner, am meisten aower Franz un Klaus. Sei sän: „Tauken Jaohr, dann go wi wer nao Oltmanns taun Tüffelken-seuken. Aower dann dau wi dat ganz um-züss!“

Erika Täuber

## VAN THOLEN OPA

Vergaohn Harst stürw in Molbargen Tholen Opa, woll de öllste Mann in'n ganzen Gestrich, wiet äower nägentig Jaohr. Bit to sien'n Dod was he dör un dör'n plaseerliken Keerl. As de Pastor vör eenige Jaohr nao Molbargen köm, sä Opa to üm: „Pastor, ick hebb di mi Läwen noch nich seihn, man ick mag di gor nich lien.“

„Wo kummt dat denn? Wat hebb ick di denn daon?“

„Bit nu heß du mi noch nicks daon. Aower ick troo di nich. In'n paor Jaohr — denn kriggs den Infall un brinks mi nao'n Karkhoff un smiß mi Sand up'n Kopp.“

„N' paor Maond vör sien Dod güng Opa noch nao'n Schützenfest hen. Een — twee — drie is he wedder trügg.“

„Opa, worüm bis nich länger dor bläwen?“

„Och, dat was mi to langwielig. Ick hebb all üm mi to käken; aower mien Jaohrgang, de wör dr gor nich.“ (94jährig!)

In sien leßden Krankheit sä Opa:

„Toeers was ick hier in Molbargen Hausbesitzer; n' paor Jaohr läöter wurd ick Saalbesitzer; noch 'n paor Daoge, dann koom ick up'n Karkhoff, un dann weer ick Grubenbesitzer.“

Franz Morthorst



# Bauerntum und Zeitgeist

in neuen Hausinschriften

Wer noch vor wenigen Jahren der Auffassung war, die Hausinschrift sei zum völligen Aussterben verurteilt, wird beim Besuch des Dammer Gebietes eines anderen belehrt. Hier haben die unter Anregung und Anleitung des Architekten Bülld und des Heimatforschers Alwin Schomaker entstandenen neuen Giebel fast ausnahmslos wieder mehrere Inschriften erhalten. Diese Tatsache ist für uns in mancherlei Hinsicht von aktuellstem Interesse.

In der Inschrift fand und findet die Lebensweisheit des Erbauers eines Hauses ihren Niederschlag. Ob der Mensch im Einzelfalle lange über eine Inschrift nachgedacht oder ob er sie im Handumdrehen als für seine Verhältnisse passend erkannt hat, er hat sie bejaht, und insofern gibt sie seine Meinung wieder.

Von besonderem Interesse ist die Inschrift gerade in unserer Zeit einer tiefgreifenden Krise des Bauerntums. Der Bauer fühlt sich nicht mehr so unmittelbar abhängig von Gott wie in der Vergangenheit. Das Unheil einer Mißernte ist heute weitgehend gewichen, den Schrecken von Feuer und Wasser kennt der heimische Mensch heute kaum noch, durch vielfache Versicherungsmöglichkeiten, Entwässerungen, Maschinen, Kunstdünger und Blitzableiter ist die Angst vor den Naturkräften weitgehend geschwunden. Da sollen uns die Inschriften eine Antwort geben, inwieweit sich der Bauer auch heute noch in seinem Denken und Wollen mit dem „alten“ Gott verbunden fühlt.

Hinzu kommt noch, daß unsere Heimat aus ihrer Abgeschlossenheit herausgerissen wird. Wir erleben es Tag für Tag, wie bodenfremde Ideen um sich greifen, urwüchsiges Bauerntum verstädtert und das Moderne und Fortgeschrittene oft kritiklos übernommen wird. Angesichts dieser Tatsachen sollen die Haussprüche ein zuverlässiges Zeugnis ablegen, inwieweit der heimatliche Mensch das Neue bejaht.

Das Moderne hat seinen Sinn, aber es muß vor den Vätern bestehen können, denn sie haben — so dürfen wir hinzufügen — wirklich Glück und Unglück gemeistert:

Bleibe treu der Väter Art,  
Gott segnet den, der sie bewahrt.

Am 1. Balken bei Jost-Enneking in Dümmerlohausen (1952).

Was du ererbt von deinen Vätern  
Erwirb es um es zu besitzen.

Am 2. Balken bei R. Drahmman (Burdieks Stelle) in Osterfeine (1952).

Bei allem Geöffnetsein für das Fortgeschrittene ist doch die religiöse Grundhaltung das tragende Moment bäuerlicher Kultur:

Herrgott dieses Haus sei dein  
laß es unsere Heimat sein.

Am 1. Balken bei Kruthaup in Osterfeine.

Us Lue us Hus us Veh us Land  
nimm Herr Gott in Din starke Hand.

Am 1. Balken bei Herzog in Greven (1949).

Bewahre uns vor aller Not  
So bitten wir Dich Herre Gott  
Wir wollen fest auf Dich vertrauen  
Auf Deine Hilfe immer bauen  
Mit Mäßigkeit und frohem Mut  
gedeiht dann alles noch so gut.

Am 1. Balken bei Drahmman in Osterfeine (1953).

Zwei Hundert Jahre sah ich schon ins  
Land,  
bevor ich hier zu altem Glanze neu er-  
stand  
Nun schütze weiter mich des HERR-  
GOTTS Hand.  
1771 Anno Domini 1951

Am Torbalken des erneuerten Giebels bei R. Drahmman in Osterfeine.

Ora. Du Vater Du, rate und lenke Du  
und wende, Herr, Dir in die Hände  
sei Anfang und Ende sei alles gelegt  
Anno 1950 Labora

Am Torbalken bei Adelmeyer in Osterfeine.

Suche stets den weisen Meister  
der Dein Wesen bessern kann.

Am Hahnenbalken, ebenda.

Im allgemeinen bringen also die Inschriften das alte religiöse Anliegen zum Ausdruck, überall spiegelt wenigstens eine der Inschriften eines Bauernhauses das überlie-





ferte Schutzbedürfnis wider. Doch tragen auch manche Sprüche der Säkularisierung des Denkens Rechnung:

Dür Naut und FÜR  
immer derdür.

Am 2. Balken bei Kophanke in Rüschen-  
dorf.

Liek ut liek an  
Dat is de Mann

Am zweiten Balken bei Jost-Enneking in  
Dümmerlohausen (1952).

Dei Bur wesen und Bur bliewen.

Am 3. Balken bei Scheper-Stuke in Süd-  
lohne (1956)

In dieselbe Richtung weist:  
Wie einer ist, so baut er,  
wie einer denkt, so traut er,  
wie einer schafft, erwirbt er,  
wie einer lebt, so stirbt er.

Am 1. Balken bei Scheper-Stuke in Südlohne

Diese Sprüche sollen nicht mißverstanden werden, denn sie stehen immer im Zusammen-  
hang mit religiösen Formulierungen,  
die offenbar als die Hauptsache gelten. Doch  
atmen sie irgendwie einen neuen Geist,  
denn noch im vorigen Jahrhundert waren  
solche „weltlichen“ Sprüche an einem  
Bauernhause kaum denkbar.

An einem öffentlichen Gebäude ist die  
Säkularisierung des Denkens deutlich spür-  
bar:

Bauernfleiß und Frömmigkeit  
Bauernschweiß und Sparsamkeit  
bringen Segen allezeit.

Am 1. Balken der Spar- und Darlehnskasse  
in Osterfeine (1954).

Nicht alle haben einen Sinn  
Der geht vorbei Der kommt herinn.

Am 2. Balken, ebenda.

Einer für Alle  
Alle für Einen.

Am 3. Balken, ebenda.

In mancherlei Hinsicht galt es, einem  
neuen Geiste Rechnung zu tragen. So wurde  
in den letzten Jahrzehnten das Heimatbe-  
wußtsein immer wieder betont, nicht selten  
gründete es vollkommen im Diesseits. Der

heimische Mensch kennt eine doppelte Hei-  
mat:

Das irdische Heim, Gott gib mir hier  
die ewige Heimat einst bei Dir.

Am 1. Balken bei gr. Klönne in Rüschen-  
dorf (1951).

Wir erkennen in den Inschriften auch  
eine Auseinandersetzung mit einer artfrem-  
den Auffassung von Hof und Scholle. Der  
Bauer fand auch hier eine wahrhaft christ-  
liche Synthese:

Geschlechter kommen, Geschlechter ver-  
gehen

laß gütiger GOTT den HOF bestehen.

Am 1. Balken bei Kophanke in Rüschen-  
dorf (1951), ebenfalls bei Scheper-Stuke in Süd-  
lohne (am 2. Balken, 1956).

Des Herrgotts gnädige Hand  
Erhalte den Frieden in unserem Land  
Und diesem Hofe den Bestand.

Am 1. Balken bei Robke-Wolting in Oster-  
feine (1952).

In einem abschließenden Urteil darf mit  
Recht gesagt werden, daß in den angeführ-  
ten Inschriften ein neues Selbstbewußtsein  
des heimischen Menschen und eine selb-  
ständige bäuerliche Kultur zum Ausdruck  
kommen. Hier wurde das Neue und Fremde  
— etwa die Betonung von Heimat, Scholle  
und Hof — nicht kritiklos übernommen, son-  
dern von der hohen Warte der Gemeinschaft  
mit Gott und den Menschen geprüft und ge-  
wertet, eine Tatsache, die gar nicht hoch  
genug eingeschätzt werden kann. Bei einer  
abschließenden Wertung der Inschriften dür-  
fen wir aber unser Auge auch nicht vor einer  
aufkommenden Tendenz der Säkularisierung  
verschließen, die sich in einigen Inschriften  
widerspiegelt.

Bei allem sei darauf hingewiesen, daß  
hier nur ein neuer Anfang gemacht wurde.  
Das Dammer Gebiet ist besonders aufge-  
schlossen für eine kritische Prüfung des  
Neuen. Das Selbstbewußtsein des Bauern  
gegenüber den Strömungen der Zeit bedarf  
noch der Festigung. Alle Vereinigungen, die  
um das Bauerntum besorgt sind, sollten zu-  
sammenstehen, den Menschen kritisch und  
mündig gegenüber dem Neuen zu machen,  
um so zu einer christlichen Synthese zu  
kommen, wie sie in den angeführten In-  
schriften im großen und ganzen vorgebildet  
ist.

Anton Tumbrägel

# OPA SINE PIPEN

Drei Pipen har use Opa. Dei lütke Mutz-pipen rokede hei so dörn Dag, mangers uck kolt. Dei langen stickede hei nich faoken an, ne, dei nöm hei blot, wen daor wat Besünners wör, so an Veierhochtien, wenn wi eis Beseuk kregen, un wenn Oma Naomensdag har; dat was dei grötste Friedag bi us. Dat was allmaläwe so wäseh, un daor wör Opa genau ün jüst in. Kreg hei sick aower dei half-langen van'n Naogel ant Schapp, dann läen wi dat Spältüg tausaoome un keken tau, wor hei sick woll hen vertrück. Bi gaut Wär set hei vörn Huse up dei Bank, wor hei den Wegg verwaoren kunn, un wenn't üm daor tau windig wedde, günk hei in'n Gaoren ünnern Rausenbusk. Blaumen mügg hei gern üm sick hebben, un Vägels sprök hei an, as wenn't ale sine Kinner wassen. Dei Länstaul in'n Staobend kägen den Beutaobend hörde Opa alleine tau, man den Winter mügg hei nich lien.

Up sine Halflange — Bostklopper säen wi — was Opa stolt. Van well hei dei krägen har, heff hei nich seggt. Aower sei wör mit üm dör dei wide Welt kaomen. Opa was'n ollen Faorensman, har lebendige Indiaoner seihn un Schwatte in Aofrikao, Brune in dei Südsei und Schinesen un Japaoner. Äower twintig Jaor was hei so herümmeschaukelt, man tauleste har Oma dat nich mer hebben wullt; dun wör hei bi är bläben. Dei Bostklopper uck.

Dei Pipenkopp was van Pockholt, segg Opa. Dat is ganz hart un lett sick man leip schnittken. Man gaonen mott't doch. Twüschen zwei tusterige Böme — dat kunnen wol Eiken wäsen — stünt'n groten Hirsch mit'n gewaltig Geweih. Ick glöwe, daor wören wol twintig Tacken anne. Man kunn sogaor dei Näsenlöcker seinen; man dei Aogen wassen wat bleik, dat har dat Seiwaoter maaket, segg Opa, und dat schall woll stimmen, use Opa lög nich. Rund üm den Kopp, ünner den Hirsch un daoräower her wassen zwei Rillen inschnäen un noch'n Kranz van Bläöre, ne, dat kunn uk wol ein dick Schippstau wäsen, daorwören soväle Rillen inne. Baoben üm den Kopp löp'n gälen Ring, dei sög ut, as wen't Gold was, und den Deckel kunn man up- un tauklappen. Van dat Mundstück günk nao den Ring eine greune Kordel mit zwei goldene Püngels, so grot as lütke Eckeln.

Wenn Opa den Bostklopper rokede, dann kröpen wi ale dicht an üm heran. Dann möß hei vertellen, un dat dö hei gern. Wat hei

van dei Schwatten un Gälen un Brunen wüß, dat wör schön, uck van dat grote Waoter; man väle bäter verstünnen wi, wenn hei us vertellde, wat dei Kiwitt sprök, wat dei Leiwink daor baoben in dei Luft ale seihn har, wat dei Spreien van Itaolien wüssen, un dei Stork van Ägypten, van dei wilden Göse un Kraunen ut dei Gägend, wor mer Is is as Land, van den Tunägel un den dummen Haosen, van dei Brämer Stadtmusikanten un väle, väle mer van Foß un den bösen Wulf.

Dei Länstaul achtern Aobend is noch daor, aower Opa nich mer. Sine Halflange steit in'n Schapp, un alltid, wenn ich är sei, denke ick an usen Opa un sine Pipen.

Clemens Tombrägel

## Christgebet

O du lieber Herre Christ,  
Der du vom Himmel kommen bist,  
Erlösung uns zu bringen  
Von Sündenschuld und Satans Macht,  
Laß dir ein Loblied singen.

Dich Kindlein arm und nackt und bloß,  
Dich Gottessohn aus Weibes Schoß,  
„Te Dominum laudamus!“  
O kommet all zur Kripp' im Stall  
Und singet ihm mit lautem Schall:  
„Te Deum benedicamus!“

Doch, Kind, ist dir uns' Lied auch recht?  
Wir sind ein arg und feig Geschlecht,  
Nicht wert, dein' Lieb' zu preisen.  
Gabst alles hin und machst uns reich —  
Uns' Herz ist hart, oh, mach es weich,  
Dem Bruder Lieb zu weisen.

Daß gern wir teilen ihm das Brot,  
Nicht bloß im Glück, nein, auch in Not,  
Te, Domine, rogamus;  
Daß deiner Lieb' nicht nur im Wort,  
Nein, durch die Tat und immerfort  
gratias agamus.

Gib Lieb', Herr, als der Gaben best'  
Uns all' zu deinem Wiegenfest,  
Lieb', die sich selbst nicht schonet,  
Daß alle Menschen Brüder sind  
In deiner Lieb', o Gotteskind.  
Gloria in excelsis!

Karl Wagenfeld





# Ein „Knaoltjer“ im „Klingelpütz“

Im letzten Kalender erzählte ich über meinen Weg ins Kloster. Nun will ich nicht über das Leben im Kloster schreiben; das würde zu indiskret sein. Es erzählt ja auch kein Mensch — ob Mann, ob Frau — sein Eheleben. Auch im Kloster gibt es Dinge, die so feinfühlig behandelt werden müssen, daß man davon nur wenig erzählen kann. Uns Oldenburgern liegt es schon gar nicht, von religiösen Dingen zu sprechen. Für uns ist das Verhältnis zum Dreieinigen Gott etwas so Individuelles, etwas so Persönliches, daß man ungern darüber spricht. Menschen anderer Gegenden halten deshalb uns Oldenburger vielfach für weniger fromm.

Das hindert aber nicht, daß ich einige allgemeine Daten zum besten gebe. Ich war 1½ Jahre im Noviziat in Venlo, dann sieben Jahre im Studium in Düsseldorf, kam 1916 nach Vechta zurück — eine obrigkeitliche Verfügung, die mir bei meiner Schülervergangenheit ein wenig grausig erschien — war dort 2 Jahre Lehrer am Kolleg und Marineseelsorger in Ahlhorn. Nebenbei hatte ich als Prokurator für Brot und Kartoffeln zu sorgen und davon einiges auch noch an den damaligen Armeebischof Dr. Jöppen nach Berlin zu schicken. Ob dieses für den Bischof nicht gerade unlukrative Verhältnis dazu beigetragen hat, daß ich einige Orden bekam, sei dahingestellt. Nach einem Studium von 6 Semestern — 2 davon waren Zwischensemester — konnte ich als Kriegsteilnehmer mein philologisches Staatsexamen machen. Einige Jahre später machte ich die zweite Staatsprüfung, die ich nur mit Mühe und Not und unter Aufgebot des allerbesten Willens meiner Examinatoren bestand. Von Ostern 1921 bis Herbst 1932 war ich Rektor und Präfekt am Kolleg in Vechta; dann wurde ich Provinzial der deutschen Dominikaner. Nur wenige Monate vor der sogenannten Machtübernahme Hitlers trat ich mein Amt als Provinzial an. Die darauf folgende Entwicklung vermochte ich nicht zu übersehen. Klar wurde mir erst, was der Kirche und deshalb an erster Stelle den Orden drohte, als ich kurz vor der Bekanntgabe des Konkordats nach Berlin berufen und unmittelbar mit der Verhaftung durch die Gestapo bedroht wurde. Das eigentliche Unglück kam über meine Or-

densprovinz und damit über mich erst im Jahre 1935.

Als ich am 14. 3. 1935 von Vechta nach Köln zurückkehrte, wurde ich an der Pforte von zwei Kriminalbeamten empfangen und von einem der beiden zur Prokuratur geführt, wo fünf oder sechs Beamte saßen und alle möglichen Bücher, Verträge und Briefmappen untersuchten. Im Nebenzimmer, dem Archiv, waren ebenso viele Beamte damit beschäftigt, alles zu durchsuchen. Es waren Zollfahndungsbeamte, die untersuchten, ob wir uns gegen die Devisenbestimmungen vergangen hätten. Ich wurde sofort ins Verhör genommen, nach allen möglichen Dingen gefragt, von denen ich manchmal nicht einmal eine Ahnung hatte, und erst spät gegen 11 Uhr aus dem Verhör entlassen. Ein Teil der Bücher und Schriftstücke wurde mitgenommen, der andere Teil ins Archiv gebracht und dann wurde das Archiv versiegelt. Vorher hatte man noch im Archiv eine besonders verschlossene Abteilung gefunden, das sogenannte Geheimarchiv der Provinz, gegen dessen Durchsicht ich entschieden protestiert hatte. Man hatte darum dieses Aktenbündel besonders versiegelt und ungelesen in dem Archiv belassen. Am andern Morgen aber kamen die Herren wieder und suchten weiter. Während der Durchsuchung kam gegen 11 Uhr der Leiter der Untersuchung, ein Zollinspektor Allmers, mit einem anderen Herrn auf mein Zimmer und stellte den Herrn als Brodesser von der Geheimen Staatspolizei vor. Brodesser verlangte von mir das am Tage vorher der Zollfahndungsstelle verweigerte Aktenbündel des Geheimarchivs. Als ich mich auch jetzt weigerte, die Akten herauszugeben, drohte er mit gewaltsamer Wegnahme, die allerdings zugleich auch meine Verhaftung mit sich bringen würde. Ich fragte den Beamten, ob er mir sein Ehrenwort geben könne, daß nur er die Akten einsehen werde und daß ich in zwei bis drei Tagen die Akten unverseht zurückbekäme. Darauf schlug Brodesser die Hacken zusammen und erklärte: „Ich gebe hiermit mein Ehrenwort.“ Da gab ich ihm die Akten. Am Spätnachmittag wurde fast die ganze Prokuratur und das Archiv auf ein Auto geladen und weggebracht.

Von der Geheimen Staatspolizei hörte ich in den nächsten drei Tagen nichts. Am



Fest des hl. Joseph nahm ich an einem Pontifikalamt im Dom teil. Kardinal-Erzbischof Schulte feierte sein 25jähriges Bischofsjubiläum. Auf dem Heimgang ging ich zur Geheimen Staatspolizei und verlangte den Chef zu sprechen. Ich wurde nicht vorgelassen. Am Nachmittag ging ich noch einmal zur Geheimen Staatspolizei und fragte wiederum nach dem Direktor. Auch diesmal wurde ich nicht vorgelassen. Den die Aufsicht führenden Beamten fragte ich nach der Telefonnummer, die er mir ohne Arg gab. Dann rief ich vom Kloster aus die Nummer an, verlangte, ohne meinen Namen zu nennen, sehr energisch den Direktor Dr. Möller zu sprechen, und kam so ohne vorherige Nachfrage zu einer Verbindung mit dem Herrn. Als ich meinen Namen sagte, schrie er ganz empört ins Telefon hinein, was mir einfiel. Es sei eine Frechheit, ihn anzurufen, wo er mir doch schon zweimal eine Besprechung verweigert habe. Ich blieb ganz ruhig und sagte, ich hätte zunächst eine Empfehlung zu bestellen von Frl. X. Sie sei am Tage vorher bei mir gewesen und habe mich ermächtigt, ihm dieses zu sagen.

Der Umschlag im Verhalten des Gestapobeamten war erstaunlich. Sofort fragte er mich, welche Wünsche ich denn hätte. Ich trug meine Beschwerde vor. Herr Brodesser habe mir unter Ehrenwort versprochen, nach zwei bis drei Tagen die Akten unversehrt zurückzubringen, und dies sei nicht geschehen. Nach meiner Meinung habe auch ein Beamter der Gestapo sein Ehrenwort zu halten. Der Direktor bemühte sich, wieder grob zu werden und meinte, ich solle solche Beleidigungen unterlassen. Worauf ich ihm sagte, mir sei von einer Beleidigung nichts bekannt. Ich hätte nur eine Tatsache erwähnt, die wahr sei, und einen Grundsatz ausgesprochen, den er doch nicht leugnen könne. Dann meinte der Herr, er habe mit der Sache nichts zu tun und könne deshalb auch nichts unternehmen. Darauf erklärte ich ihm kurz angebunden, ich müsse am anderen Morgen nach Berlin fahren und würde mich sehr freuen, wenn ich abends vom Kloster in Köln einen Telefonanruf nach Berlin bekäme, daß die Akten wieder unversehrt abgeliefert seien. Der Chef der Gestapo war einen Augenblick stumm und murmelte dann, daß er sehen wolle, was sich machen lasse. Am anderen Morgen fuhr ich nach Berlin. Abends kam der erwartete Anruf. Die Akten waren versiegelt und zurückgebracht worden. Das war ein Glück für den Chef der

Gestapo. Weshalb, werde ich später erzählen.

Zunächst hörte ich von der Zollfahndungsstelle nichts mehr, bis ich am Morgen des 9. April von Allmers angerufen wurde, er werde in kurzer Zeit zu einer Besprechung herüberkommen, ich möge nicht ausgehen. Nun kam vier- oder fünfmal am selben Tag ein Anruf von der Zollfahndungsstelle, ich möge entschuldigen, wenn Herr Allmers noch nicht kommen könne; es sei etwas dazwischen gekommen, ich möge mich noch gedulden. Gegen 7 Uhr kamen drei Herren; der eine war wiederum Herr Allmers. Ich wurde einem Verhör unterzogen, das sich ausschließlich mit den Geldern befaßte, die vom Ausland, hauptsächlich von der Schweiz und von Amerika, in unsere Mission nach China geschickt worden waren. Es ging darum, festzustellen, ob der Provinzial — also ich — verfügungsberechtigt sei über die vom Ausland in die Mission fließenden Gelder. Weil ich weder Devisenbestimmungen kannte noch über die Finanzierung der Mission genügend im Bilde war, andererseits mich völlig unschuldig fühlte, gab ich den sich sehr entgegenkommend zeigenden Beamten nach bestem Wissen und Gewissen Antwort. Ich war überzeugt, damit sei die Sache für uns abgetan. Ein Protokoll wurde aufgenommen; mich ließ man das Protokoll unterschreiben, und dann erklärte man mir, man müsse mich festnehmen. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Während ich mich umzog — es war ungefähr 9 Uhr abends — wurde mir mitgeteilt, auch mein Vorgänger, P. Thomas Stuhlweißenburg, sei in Düsseldorf gleichzeitig mit mir festgenommen worden. Zwei der Beamte verließen das Haus; der dritte, ein ehemaliger katholischer Theologe, blieb dort, um mich zum Gefängnis zu bringen. Dieser Extheologe hatte beim Verhör als Fachmann im kanonischen Recht fungiert, wobei er allerdings eine verückte Behauptung nach der anderen aufgestellt hatte. Als ich angezogen war, erklärte ich dem Herrn, ich möchte von meinen Mitbrüdern Abschied nehmen und ließ die Konventsglocke läuten. Alle kamen zu mir aufs Zimmer; ich sagte den Mitbrüdern, was geschehen sei, bat um ihr Gebet und gab allen zum Abschied den Segen. Eigenartig war es, daß mit den Mitbrüdern auch der verhaftende Beamte unwillkürlich niederkniete und das Kreuzzeichen machte. Ich bestieg das Auto, und im Dunkel des Abends fuhren wir zum „Klingelpütz“, dem Kölner Gefängnis.





Ich hatte bis dahin vom Klingelpütz nur gehört und wußte nicht einmal, wo es lag. Die Lage habe ich erst festgestellt, als ich das Gefängnis nach drei Monaten wieder verließ. Der Beamte schellte, und auf den Anruf eines anderen Beamten von der Innenseite des Gefängnisses her, wer da sei, kam es zurück: „Zollfahndungsstelle“. Ich wurde abgeliefert und von dem Beamten ins Polizeigefängnis gebracht. Er brachte mich in eine verhältnismäßig kleine Zelle, in der auf einem Strohsack zwei Decken lagen, holte zwei nicht ganz trockene Bettlaken und einen Kissenbezug für das Strohkissen und sperrte mich dann ein. Ich betete die Komplet und legte mich zum Schlafen nieder. Unangenehm war der starke Schweißgeruch der Decken. Dennoch schlief ich bald ein und schlief ohne Pause bis zum Morgen durch. Ganz ungewohnt wurde ich dadurch geweckt, daß mehrere Male ein Schlüssel im Schloß herumgedreht und die Tür aufgerissen wurde. Ein mürrisches „Guten Morgen“ tönte mir entgegen. Ich hätte sofort aufzustehen und mich fertig zu machen. Damit wurde ein Waschnapf herein geschoben, eine Wasserschüssel und ein Handtuch. Das war ganz anders, als ich es bis dahin im Kloster gewohnt gewesen war. Wenn geweckt wurde im Kloster, dann geschah es mit „Benedicamus Domino“. Hier geschah es mit Schlüssel- und Kettengerassel. Kaum war ich mit dem Waschen fertig, als ein Beamter mit zwei Gefangenen vorbei kam, wieder die Tür aufschloß und mir das Frühstück geben ließ. Ich bekam eine Schüssel mit kaffeeähnlichem Gebräu und ein Stück Brot. Dann wurde die Tür wieder zugeschlossen. Bis Mittag blieb ich allein. Wieder wurde die Tür aufgeschlossen; ich bekam eine Schüssel mit einer Mittagssuppe. Nach einer Stunde wurde die Schüssel wieder zum Reinigen abgeholt. Bis zum Abendessen um 6 oder 7 Uhr — genau weiß ich es nicht mehr — war ich wieder allein. Um 8 Uhr begann die Bettruhe. Ich weiß nicht mehr, ob ich zwei oder drei Tage so zugebracht habe. Dann wurde ich herausgeholt, mußte alle meine Sachen mitnehmen und wurde dem Untersuchungsrichter zugeführt. Der Richter las mir das einige Tage vorher aufgenommene Protokoll vor und fragte mich, ob ich das Protokoll unterschrieben und vielleicht jetzt noch etwas dazu zu sagen hätte. Als ich die entsprechenden kurzen Antworten gegeben hatte, wurde ich in Untersuchungshaft genommen. Die Untersuchungshaft wurde verfügt wegen

der zu erwartenden schweren Strafe, wegen Verdunklungsgefahr und Fluchtverdachts. Zugleich wurde mir erklärt, daß ich Haftbeschwerde innerhalb der nächsten acht Tage einlegen könne. Auf meine Bitte wurde mir gestattet, schnell eine Postkarte zu schreiben, damit meine Mitbrüder Bescheid erhielten und für einen Rechtsanwalt sorgen könnten. Von einem Gefängnisbeamten wurde ich abgeführt und durch irgendwelche Gänge zu einem Büro gebracht, wo die Aufnahme ins Untersuchungsgefängnis stattfand.

Die Beamten waren durchaus menschlich. Fast kam es mir vor, als wenn sie Mitleid mit mir hätten. Auf einmal sah ich Tränen in den Augen des einen Beamten und schaute ihn deshalb erstaunt an. Da gab er mir die Hand und sagte mir, daß er mich lieber anderswo begrüßt habe; er sei der Vater des Malers Peter Straußfeld, den ich in seiner künstlerischen Entwicklung sehr gefördert hätte. Leider könne er nichts für mich tun, aber ich dürfe sicher sein, daß das, was an Bequemlichkeiten möglich sei, mir gewährt werden werde. Man beließ mir mein Brevier, ebenso das lateinisch-deutsche Meßbuch von Hespers.

Mit mehreren anderen wurde ich ins Untersuchungsgefängnis gebracht. Es ging die eiserne Treppe hinauf zum dritten Stockwerk, wo der verteilende Beamte saß. Er ließ sich von jedem den mitgebrachten Aufnahmezettel geben und teilte ihn dann einer Zelle zu. Ich kam zuletzt an die Reihe und wurde von ihm selbst zu einer Zelle seiner Abteilung gebracht. Als er mir die Zelle aufgeschlossen hatte, ging er kurz mit hinein, nannte seinen Namen: Konrad Schmitz, drückte sein Bedauern aus, daß er mich einschließen müsse, und erklärte dann, er werde alles, was ihm zu tun erlaubt sei, für mich tun. Mir war es, als wenn ich in den Himmel gekommen wäre. Nicht deshalb, weil die neue Zelle größer war als die im Polizeigefängnis; auch nicht deshalb, weil die Zelle sauberer war und mehr Licht hatte. Das feine menschliche Verhalten der Beamten machte mich einfach glücklich. Vor der Einsamkeit hatte ich keine Angst; sie hat mir auch später keine Schwierigkeiten gemacht. Aber daß ich am Orte des Mißtrauens und des Argwohns, der Verurteilung und der Strafe Menschen wußte, die mir wohlwollten, stimmte mich froh. Daran änderte auch wenig die Mitteilung, die ich zwei Tage später durch den Hauptwachtmeister erhielt: Von Berlin sei durch Polizeifunk



verfügt worden, ich sei in völliger Isolierung zu halten. Es dürfe niemand zu mir kommen, auch nicht der Rechtsanwalt, der Gefängnispfarrer, oder sonst jemand; Briefe dürfe ich nicht schreiben, deshalb auch nicht Papier und Bleistift haben. Ankommende Briefe würden mir nicht ausgehändigt, sondern zu der zuständigen Stelle nach Berlin geschickt werden. Mich ließ diese Mitteilung völlig kalt, und darum sagte ich zum Hauptwachtmeister, daß ich auch unter diesen Umständen schon durchhalten würde. Nur hätte ich gern meine Uhr, damit ich meine Zeit besser einteilen könne. Mir wurde geantwortet, daß ich um Überlassung der Uhr ein schriftliches Gesuch einreichen müsse; zu diesem Zwecke werde der Oberwachtmeister mir Federhalter und Papier geben, damit ich das Gesuch schreiben könne. Ich bat, man möge mir ein zweites Blatt dazu legen, weil ich auch Haftbeschwerde einzureichen gewillt sei. Am andern Tage — im Gefängnis hat alles Zeit — kam Oberwachtmeister Schmitz mit Tinte, Federhalter und Papier, und ich durfte die beiden Gesuche schreiben. Das Uhrgesuch wurde genehmigt. Die Haftbeschwerde hatte dagegen einen ganz anderen Erfolg. Nach einigen Tagen kam mein Oberwachtmeister zu mir, raunte mir kurz zu „Haftbeschwerde zurücknehmen“, warf mir ein Stück Papier auf den Tisch, stellte Tinte und Feder dazu und ging weg. Nach einer halben Stunde etwa kam er wieder und fragte, ob ich die Haftbeschwerde zurückgenommen hätte; ich müsse ihm die Erklärung sofort geben. Als ich ihm sagte, ich dachte nicht daran, erwiderte er ziemlich scharf: „Unbedingt Haftbeschwerde zurücknehmen. Die Haftbeschwerde wird angenommen werden, aber dann kommen Sie bei der Gestapo in Schutzhaft.“ Zuerst stieg der Trotz in mir auf, dann aber habe ich doch die Haftbeschwerde zurückgenommen, weil ich annahm, daß irgendein guter Geist den Oberwachtmeister geschickt habe. Und so war es auch. Als ich nach Beendigung des Prozesses meine Akten durchzusehen Gelegenheit hatte, fand ich darunter tatsächlich das Schreiben der Gestapo von Köln, daß, wenn der Provinzial Siemer aus der Untersuchungshaft entlassen werden sollte, er der Gestapo zu übergeben sei.

Obwohl ich Papier und Bleistift nicht haben durfte, hatte ich doch bald beides zur Verfügung. Jeden Montag kam ins Untersuchungsgefängnis ein Händler mit allerlei Waren, wie Gefangene sie wohl notwendig haben. Auch ich wurde unter besonderer

Bewachung zu dem Kaufstand geführt und konnte einkaufen. Da gab es Zigarren und Zigaretten, Schuhbänder, Wichse, Kragenknöpfe und ähnliche Sachen. Selbstverständlich auch Papier und Bleistifte. Als ich einiges eingekauft hatte, fragte ich auch nach Schreibmaterial. Aber der Händler erklärte mir bedauernd, er habe eigens Anweisung bekommen, mir Schreibsachen nicht zu verkaufen. Ich protestierte ziemlich laut und schaute dabei zu den anderen Gefangenen hinüber, die Schlange standen, um ebenfalls einzukaufen. Mein Protest hatte Erfolg. Als ich vielleicht eine halbe Stunde wieder auf meiner Zelle saß, kam durch ein Luftloch, das in Köln über jeder Zellentür angebracht war, eine Rolle geflogen, und siehe da, es waren zwei Blocks Papier und ein Bleistift. Es lebe die Brüderlichkeit! Die Sachen zu verstecken, habe ich mir nicht besondere Mühe gegeben. Zwar ließ ich sie niemals offen liegen, sondern steckte sie in meine Schublade. Einer Untersuchung der Zelle wären sie doch zum Opfer gefallen.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit mußte ich die Zelle wechseln. Ich war, besonders im Gesicht, so stark von Wanzen mißhandelt worden, daß ich ganz übel aussah. Zunächst glaubte die Gefängnisbehörde, die Sache beheben zu können durch eine totale Säuberung der Zelle. Ich mußte einen Tag lang auf der Zelle eines andern Mitgefangenen zubringen, der während dieser Zeit in eine Gemeinschaftszelle gebracht wurde. Man bearbeitete die Bettstelle gründlich und brannte alle Ritzen in den Wänden mit einem Lötkolben aus. Abends kam ich in meine Zelle zurück. Aber nach acht Tagen war ich wieder von Wanzen mißhandelt worden. Das war dem Oberwachtmeister Schmitz zuviel. Wenn ich schon das Gefängnis durchzumachen hätte, so solle ich dazu nicht auch noch von Wanzen gequält werden. Also bekam ich eine neue Zelle, wohin die Wanzen mir wirklich nicht gefolgt sind.

Den Tag verbrachte ich ganz monastisch. Morgens nach dem Waschen und dem Frühstück betete ich Prim und Terz. Dann las ich die Meßgebete in meinem Hespers und schloß Sext und Non an. Dann wurde gelesen. Der Herr Oberlehrer, der zugleich die Bibliothek verwaltete, machte beim ersten Besuch einen sehr guten Eindruck auf mich, so daß ich beim Buchempfang leise ihn fragte, ob die Zeitschrift „Hochland“ in der Bibliothek sei. Dann möge er mir nacheinander vom ersten Band ab jede Woche zwei Bände „Hochland“ bringen. Schon hatte





ich am andern Tag zwei Bände da und konnte nun nach Bedarf wechseln. Eine halbe Stunde des Vormittags mußte ich einen Spaziergang machen. Weil ich ganz isoliert war, machte ich die Runde im Hof nicht mit den andern zusammen, sondern entweder ganz allein oder mit einem Untersuchungsgefangenen, der wegen Mordes angeklagt war und später auch als Mörder zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Mittags wurde das Essen gebracht und danach pflegte ich, wie es ein vernünftiger Mann in vorgerücktem Alter tut, ein Stündchen zu ruhen. Dann wurde die Vesper gebetet, die ich jedesmal sang, soweit ich die Noten auswendig wußte. Eine halbe Stunde vor dem Abendessen wurde die Komplet gesungen und das Salve Regina. Mein Zellennachbar war nach einigen Wochen so sehr an diese Komplet gewöhnt, daß er klopfte, wenn ich nicht pünktlich eine halbe Stunde vor dem Essen anfang. Nach dem Abendessen betete ich Matutin und Laudes. In der Zwischenzeit konnte ich, wie gesagt, lesen, schreiben, Betrachtung halten und auch den Rosenkranz beten. Wenn es mir sehr schwer ums Herz war, betete ich immer wieder den Rosenkranz. Mehr als einmal habe ich 9 oder 10 Rosenkränze an einem Tag gebetet. Wie sehr der Rosenkranz mir im Gefängnis Bedürfnis war, kann ich nicht schildern.

Das Essen machte mir keine Schwierigkeiten, weil ich vom 12. Tag nach meiner Verhaftung ab — es war gerade Ostern — durch eine Hotelküche beköstigt wurde. Diese Art der Beköstigung habe ich während meiner ganzen Untersuchungshaft genossen, auch später in Oldenburg. Morgens gab es ein Kännchen mit gutem Kaffee, ein Ei und belegte Brötchen. Mittags bekam ich Suppe, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch und Tunke und Obst als Nachtisch. Abends gab es Tee, Bratkartoffeln mit Spiegelei oder Reisbrei mit Pflaumen und Butterbrot. Alles in allem hatte ich es also ganz ausgezeichnet, und ich hätte es ohne Schwierigkeiten lange so aushalten können, wenn nicht von Zeit zu Zeit das übelste Wort, das es für mich im Gefängnis gab, mir zugerufen worden wäre: „Siemer, zum Verhör!“ Dann mußte ich die Treppe hinunter und wurde in ein Zimmer geführt, in dem Beamte der Zollfahndungsstelle saßen, immer dabei Herr Allmers. Meistens waren es drei Beamte, hie und da auch nur zwei. Ein solches Verhör zu überstehen, war eine Höllenqual. Die Kapitalfrage war immer, ob ich als Provinzial verfügungsberechtigt sei über das der

Mission vom Ausland her zufließende Geld. Zum Schluß wurde dann jedesmal ein Protokoll aufgenommen, das ich allerdings selbst diktierte. Meine Unterschrift setzte ich stets unmittelbar unter den Schriftsatz, weil ich argwöhnisch war, man könne mir sonst noch etwas dazwischen „fummeln“. Ich nahm auch keinen Anstand, den Beamten diesen meinen Argwohn ganz offen zu erklären. Ein Verhör ist mir noch in besonders klarer Erinnerung. Ich wurde sehr freundlich von den Beamten empfangen, wurde gefragt, ob ich die Haft auch ertragen könne, und ob ich Wünsche hätte; und dann bedeutete man mir, daß meine Angelegenheit im allgemeinen geklärt sei. Man habe den Beweis für die Tatsache, daß ich über das Geld der Mission im Auslande, besonders über das der Missionsprokuratur in Ilanz in der Schweiz, verfügen könne. Nun wünsche man aber, mir entgegenzukommen und möchte mir deshalb Gelegenheit geben, ein Geständnis abzulegen, damit die Strafe nicht so hart ausfiele. Ich war im Augenblick ganz stutzig, mußte dann aber lachen und erklärte den Beamten, daß ich nichts zu gestehen hätte, sie sollten ruhig den Beweis führen. Ich müßte dann eben die härtere Strafe auf mich nehmen. Nun fing ein regelrechtes Wechseln an von Bitten, Versprechungen und Drohungen. Einmal sprang Herr Allmers auf, lief hin und her und sagte in größter Erregung: „So etwas ist mir noch nie vorgekommen.“ Ich schaute ihn ganz kühl an und sagte: „Dann kommt's Ihnen eben heute vor.“ Aber ich glaubte doch, Herrn Allmers etwas mehr sagen zu müssen. „Hören Sie mal, Herr Allmers, ich glaube, Sie sind auf dem Holzwege. Sie haben offenbar nicht das richtige Verständnis für einen gebildeten Menschen. Denn sehen Sie, ich bin ein gebildeter Mensch. Ich habe die Reifeprüfung gemacht . . .“ Da unterbrach mich Herr Allmers mit der Bemerkung: „Ich habe auch Abitur gemacht; ich bin als Supernumerar zur Steuerbehörde gekommen.“ „Das bedeutet nicht viel, Herr Allmers. Ich habe als Studiendirektor mehrfach Oberprimaner zur Reifeprüfung geführt und jedesmal wieder feststellen müssen, daß Abiturienten eigentlich doch noch recht dumme Jungen sind. Ich habe nach meinem Abitur sechs Semester Philosophie studiert, acht Semester Theologie, war dann Marinepfarrer, studierte ferner sechs Semester Philologie, machte meine Referendarprüfung und mein Assessorexamen und befaßte mich durchweg nur mit der Wissenschaft. Im Ver-

gleich zu mir sind Sie doch nur ein Halbgebildeter, und deshalb können Sie mich nicht verstehen. Sonst würden Sie nicht auf den Gedanken gekommen sein, mich auf die soeben von Ihnen versuchte dumme Art zu einem Geständnis zu bringen." Ich machte einen vorzüglichen Angeber.

Herr Allmers war erschossen. Seine beiden Kollegen schienen mit meiner „Ansprache“ an Herrn Allmers sehr zufrieden zu sein; denn sie grinsten sich gegenseitig zu, und ich hatte den Eindruck, als wenn sie am liebsten mir ihre Zustimmung kundgetan hätten. Später haben sie es getan; darüber ein anderes Mal. Herr Allmers aber warf mir ärgerlich das vermeintliche Beweisstück zu und fragte mich, was ich dazu zu sagen hätte. Es war eine an sich höchst harmlose Sache. Aber man konnte, wie es sich später zeigen sollte, mit reichlich bösem Willen etwas daraus machen. Nach einem solchen Verhör war ich jedesmal völlig erschöpft und mußte mich in meiner Zelle auf meinen Strohsock legen, um wieder zu mir zu kommen. Weil nichts von außen an mich herankam, wußte ich nicht, um was es ging. Bei jedem Verhör vermutete ich die Aufdeckung von Tatsachen, die ich entweder nicht kannte, oder von deren Strafwürdigkeit ich nichts gewußt hatte. Doch ging diese Zeit auch vorüber. Nach sechs bis sieben Wochen wurde übrigens die Isolierhaft insofern gemildert, als ich Post empfangen und absenden, der Gefängnispfarrer zu mir kommen, und ich zweimal in der Woche die hl. Messe auf meiner Zelle zelebrieren durfte. Ich hätte vom Gefängnis aus jeden Tag zelebrieren können, aber dazu hatte das Erzbischöfliche Ordinariat nicht die Erlaubnis geben wollen. Nach dem Kirchenrecht dürfe man im Schlafzimmer nicht zelebrieren, und meine Zelle sei doch mein Schlafzimmer; darum sei ein Abgehen von dieser kirchenrechtlichen Bestimmung für zweimal in der Woche wohl zu rechtfertigen, aber nicht mehr. Daß ich für diese Auslegung des Kirchenrechtes weder damals Verständnis gehabt habe noch heute dafür Verständnis aufzubringen vermag, sei nur nebenbei bemerkt. Unser guter Clemens August dachte übrigens, als ich in Oldenburg war, genau wie ich. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich noch eine weitere Milderung der Isolierhaft erwähnen, die aber in jeder Beziehung ungesetzlich war. Trotz aller Absperrung fand ich doch noch Mittel und Wege, mit der Außenwelt zu verkehren. Mir ging es, wie es wohl durchweg jedem nicht

ganz dummen Verbrecher ergehen dürfte: ich bekam allmählich eine gewisse Verbrecherroutine, mir Erleichterungen zu verschaffen, wo sie irgendwie zu beschaffen waren. Nur eine Erleichterung habe ich abgelehnt, nämlich das Lazarett. Der Medizinalrat meinte es zweifellos gut mir, als er sich nach meinem Befinden erkundigte und mich fragte, ob ich nicht das oder das hätte. Als ich sechs Wochen in Haft gewesen war, wurde ich noch einmal zu ihm geführt, und wieder war er um meine Gesundheit sehr besorgt. Interessant war die Art und Weise, wie ich das zweite Mal zum Arzt ins Lazarett beordert wurde. Die Tür meiner Zelle wurde aufgerissen, ein mir vollständig unbekannter Oberwachtmeister schaute herein und fragte mich barsch, ob ich Siemer sei. Als ich es bejahte, forderte er mich ebenso barsch auf, mich sofort fertig zu machen, er habe mich zum Arzt zu bringen. Als ich mich nicht allzu sehr beeilte, fauchte er mich ungnädig an, ob ich meine, daß er seine Zeit gestohlen habe. Das konnte mich allerdings nicht dazu verleiten, mich schneller fertig zu machen. Als ich mich bereit erklärte, mit ihm zu gehen, sprach er unterwegs mit mir kein Wort. Auf eine von mir gestellte Frage bekam ich die Antwort: „Sie haben hier nicht zu reden.“ Ich dachte: Dann nicht. Als wir im Lazarett angekommen waren, wies er mich auf einen Platz. Da ich nicht genau den angegebenen Platz eingenommen hatte, fauchte er mich von neuem an: „Da sollen Sie stehen“, und schob mich an den von ihm gewünschten Platz. Dann klopfte er an das Zimmer des Medizinalrates, klopfte noch ein zweites Mal und schaute dann, als kein Herein ertönte, ins Zimmer. „Der Herr Medizinalrat ist nicht da; gehen Sie hier hinein.“ Damit machte er eine andere Tür auf, schob mich hinein, machte die Tür wieder zu, stand stramm und sagte mit dem lebenswürdigsten Lächeln: „Grüß Gott, Herr Pater. Der Doktor kommt erst in einer Stunde. Ich habe gedacht, es täte Ihnen gut, wenn Sie mal aus dem Loch heraus wären. Ich heiße so und so und wollte Ihnen mal eine frohe Stunde verschaffen.“ Mehr wert als die frohe Stunde war mir die gute Absicht dieses guten Menschen.

Ein anderes Mal wurde ich zum Notar geführt. Unser guter Notar Schüller war erschienen und hatte mich zu sprechen gewünscht, weil ich eine notariell beglaubigte Unterschrift zu leisten hätte. Die Begegnung mit dem Notar durfte nur in Gegenwart des





Untersuchungsrichters erfolgen. Der mich begleitende Beamte war der von mir bereits benannte Herr Straußfeld. Als er mich wieder zurückgebracht hatte und mich an der Treppe ablieferte, schlug er, wie man im Gefängnis zu tun pflegte, sovielmals mit dem Schlüssel an das eiserne Treppengeländer, als meine Etage hoch war, und rief dann, nicht etwa, wie es ebenfalls Gewohnheit war, „ein Mann zurück“, sondern „ein Herr zurück“. Dann brummte er mich an, daß er bei mir doch nicht „Mann“ sagen könne. So belanglos die ganze Sache war, so wohl tat sie mir.

Das Verhalten meiner Mitgefangenen zu mir war tadellos. Besonders suchten die sogenannten Kalfakter mir mein Los zu erleichtern. Allerdings steckte ich Ihnen auch wohl Zigarren oder Zigaretten zu, die ich um so leichter abgeben konnte, als ich im Gefängnis aus freien Stücken aufgehört hatte zu rauchen. Selbstverständlich erzählten sie mir auch ihre Vergangenheit, ihre Vergehen und ihre Strafen. Am interessantesten war für mich ein Gefangener, der von Beruf Friseur war und deshalb im Gefängnis sein Amt an den Gefangenen zu versehen hatte. Zweimal in der Woche wurde ich von ihm rasiert, alle vier Wochen wurden mir die Haare geschnitten. Christian, so hieß der Friseur, ließ es sich nicht nehmen, sich mit mir zu unterhalten. Eines Tages fragte ich ihn, weshalb er im Gefängnis sei. Nun hatte er allerlei auf dem Kerbholz. Er war ein passionierter Autodieb, d. h. er stahl nicht Autos, sondern bestahl sie. Schon viermal war er wegen dieses Vergehens eingeliefert worden, und man hatte ihn zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt. Weil er Berufung eingelegt hatte, befand er sich im Untersuchungsgefängnis. „Christian“, sagte ich ihm, „wenn Sie nächstens wieder frei sind, müssen Sie aber mein Auto in Ruhe lassen.“ Prompt kam die klassische Antwort: „P. Provinzial, Ihr Auto kommt für mich nicht in Frage.“ Später nach seiner Entlassung hat sich Christian bei mir gemeldet und mich nicht ohne Erfolg um Unterstützung gebeten. Aber einige Wochen später hatte er schon wieder ein Auto bestohlen und war abermals im Klingelpütz gelandet.

Eines Tages erschien eine Kommission vom Justizministerium in Berlin, um eine Untersuchung anzustellen über bevorzugte Behandlung des Provinzials der Dominikaner. Die Anzeige war von einem Gefangenen dort eingelaufen. Der Gefängnisdirektor wurde vernommen, der Gefängnispfarrer

und mein Rechtsanwalt Dr. Achter. Die Untersuchungskommission brachte nichts Belastendes zutage, aber mir wurde von verschiedenen Stellen bedeutet, daß ich höchst vorsichtig sein müsse. Man habe z. B. erzählt, daß ich mit zwei anderen Gefangenen Skat gespielt und Briefe mit Gefangenen ausgetauscht habe, überhaupt ein fröhliches Gefängnisleben führe. All diese Dinge waren frei erfunden. Um unbedingt seine Pflicht getan zu haben, ließ der Gefängnisdirektor, ein protestantischer Theologe, mich zu sich kommen. Er empfing und behandelte mich mit ausgesuchter Höflichkeit, bat aber dringend, ich möge mich aller Unregelmäßigkeiten enthalten, weil sie mir nur schaden und der Gefängnisverwaltung Unannehmlichkeiten bringen könnten. Auf meine Frage, ob er mir eine Unregelmäßigkeit näher bezeichnen könne, antwortete er verneinend; er habe mir keinen Verweis geben, sondern mich nur warnen wollen, weil bei meiner Stellung nach seiner Erfahrung sich zweifellos viele Gefangene an mich heranmachen würden, um mir jetzt zu Gefallen zu sein und später mich ausnützen zu können. Diese Mahnung war sicherlich nicht grundlos. Auch der Medizinalrat riet mir ähnlich.

Die Seelsorge im Gefängnis wurde von zwei Geistlichen ausgeübt, dem Oberpfarrer Gertges und dem Jesuitenpater Haack. Zunächst hatte ich mit Gertges nichts zu tun, weil der Pfarrer nicht zu mir kommen durfte. P. Haack aber erlebte ich im offiziellen Gottesdienst. Ich hatte den Eindruck, daß der Pater bei den Gefangenen sehr beliebt war. Er bewegte sich unter den Gefangenen wie ein guter Vater. Sein Gottesdienst war stark beeinflußt von der Tatsache, daß er im ersten Weltkrieg Militärpfarrer gewesen war. Diese Abhängigkeit zeigte sich schon dadurch, daß der Pater in jeder Predigt auf diese seine frühere Wirksamkeit hinzuweisen pflegte, dann aber auch dadurch, daß er vom Altar aus den Gesang leitete und hie und da ein Lied durch ein paar Worte einführte. Nach der Wandlung kam bei jedem Gottesdienst todsicher das Lied „Wahrer Gott, wir glauben Dir“. Und jedesmal lautete die Einleitung: „Wir singen jetzt das Lied, das Männer so gern singen, und das die Soldaten im Felde so gern gesungen haben, nämlich das Lied „Wahrer Gott, wir glauben Dir.“ Und jedesmal sagte P. Haack diese Worte mit der gleichen großen Begeisterung. Die Predigten des Paters Haack waren originell; sie waren eigentlich ohne



Logik; man wußte wirklich nicht, wohin P. Haack mit seiner Predigt wollte. Weil seine Worte aber offenbar aus tiefster Überzeugung kamen, wirkten sie, und zwar wirkten sie in der Umgebung des Gefängnisses doppelt. Eines Tages kam ich doch mit P. Haack in nähere Berührung. Es war Beichte angesetzt, und auch ich wurde gefragt, ob ich zu beichten wünsche. Selbstverständlich wollte ich beichten. Anscheinend wußte der Beamte nicht genügend Bescheid über den Sinn meiner verschärften Isolierhaft. Als letzter wurde ich in die Kapelle geführt und von einem besonders dazu bestellten Beamten begleitet. Entsetzt sprang P. Haack auf, als ich vor ihm niederknien wollte: „Ich darf Ihre Beichte nicht hören, ich darf nicht.“ Mit sanfter Gewalt drückte ich ihn auf seinen Stuhl zurück und sagte: „Bleiben Sie ruhig sitzen; ich will beichten.“ Mit einem Seufzer der Resignation setzte sich P. Haack, hörte meine Beichte ab, gab ohne Ermahnung mir die Absolution und meinte, fast beschwörend mich anschauend: „Wenn das nur gut geht!“ Jedenfalls hatte ich mal wieder gebeichtet. Und gut gegangen ist es auch. Als Herr Oberpfarrer Gertges zu mir kommen durfte, bedeutete sein Besuch mir jedesmal eine große Wohltat. Nur mit einem war ich nicht einverstanden, obwohl ich es ihm nie gesagt habe, daß er mir nämlich klar zu machen versuchte, ich müsse mich auf eine nicht sehr leichte Strafe gefaßt machen. Denn ich war immer noch von meiner vollständigen Unschuld überzeugt. Wenn der Oberpfarrer so zu mir sprach, wurde ich hie und da schwankend und dachte an die verborgenen und fremden Sünden, von denen in den Psalmen die Rede ist. Aber Herr Gertges meinte es gut und glaubte jedenfalls, daß es für mich besser sei, später durch das Gerichtsurteil angenehm enttäuscht und nicht unangenehm überrascht zu werden.

Als Rechtsanwalt hatte man mir Dr. Achter bestellt. Mit dieser Bestellung hatte man durchaus in meinem Sinne gehandelt. Ich konnte aber niemals mit Herrn Dr. Achter unter vier Augen sprechen, sondern nur in Anwesenheit des Untersuchungsrichters. Infolgedessen war das Gespräch gehemmt. Herr Achter wünschte nicht, daß ich ihm zu viel erzähle, weil er nicht wußte, was eigentlich vorlag, und deshalb befürchtete, ich könne mehr sagen, als notwendig sei. Erst unmittelbar vor meinem Weggang von Köln konnte er allein mit mir sprechen, so daß ich wenigstens halbwegs wußte, welche Vorwürfe gegen mich erhoben wurden.

Wie war es überhaupt zu der Untersuchung in der Lindenstraße und damit zu meiner Verhaftung gekommen? Was war besonders belastend für mich? Die Untersuchung bei uns ergab, daß von der Provinz aus keine Gelder nach dem Ausland verschoben waren. Dennoch waren wir verdächtig, weil unsere Buchführung miserabel war und dazu noch ein Teil der Bücher fehlte. Diese Bücher hatte ich selbst, wie ich auch, als ich das erste Mal nach dem Verbleib der Bücher gefragt wurde, sofort erklärte, verbrannt. Es war klar, daß diese meine Tat für mich ungemein belastend war. Heute kann ich sagen, daß in den von mir verbrannten Büchern nichts gestanden hat, was für mich peinlich gewesen wäre. Es handelte sich auch gar nicht um Bücher aus meiner Amtsperiode, sondern um solche aus früheren Zeiten. Wohl aber hätten die in diesen Büchern von einem Pater gemachten Aufzeichnungen für einige Mitbrüder und für einige Außenstehende höchst peinlich werden können. Ich hatte bei Durchsicht dieser Bücher in mir die Verpflichtung gefühlt, sie zu vernichten und dafür die Verantwortung auf mich zu nehmen. Als Herr Allmers von mir hörte, daß ich die Bücher verbrannt hätte, erklärte er mir, daß er nicht ruhen werde, bis er mich irgendwie hereingelegt habe.

Im Gefängnis hörte ich eines Tages, daß P. Titus Horten verhaftet und ins Gefängnis nach Oldenburg gebracht worden sei. Wie ich früher schon mal sagte, war diese Mitteilung mir eine gewisse Genugtuung, ließ aber zugleich die Befürchtung in mir wach werden, die Missionsprokuratur könne in Schwierigkeiten kommen. Jedenfalls wurde durch die Verhaftung von P. Titus klar, daß man die Finanzierung der Mission zum Anklagegegenstand zu machen bestrebt sei. Bald stellte sich sogar heraus, daß sie der einzige Gegenstand der Anklage sei und daß man P. Thomas Stuhlweißenburg, P. Titus Horten und mich wegen Devisenvergehens bzw. -verbrechens zum größten Teil in Tateinheit verklagen werde. Denn das Gericht in Oldenburg war für zuständig erklärt für alle drei Angeklagten, weil die Missionsprokuratur in Vechta war, und es sich um die Missionsprokuratur handelte. Die Folge war, daß P. Thomas und ich nach Oldenburg transportiert wurden. P. Thomas war bereits dort, als man mir meinen Transporttermin mitteilte. Zufällig war dieser Tag gerade Fronleichnam, weshalb ich gegen die Wahl des Tages protestierte. Man nahm Rücksicht darauf, und ich sollte





am Tag nach Fronleichnam nach Oldenburg gebracht werden.

Morgens las ich noch die hl. Messe in meiner Zelle und frühstückte in gewohnter, durchaus nicht frugaler Form. Da wurde die Tür aufgemacht, und mein guter Konrad Schmitz erklärte mir, der Beamte sei gekommen, der mich nach Oldenburg zu bringen habe; ich möge mich fertig machen. Darauf ergriff der Oberwachtmeister mit beiden Händen meine rechte Hand und sagte mit Tränen in den Augen: „Es tut mir leid, Herr P. Provinzial, daß Sie nicht bei mir bleiben. Ich wünsche Ihnen alles Gute.“ Schon jetzt sei vorweggenommen, daß Herr Schmitz, als er acht Jahre später sterbenskrank war, von mir sich auf den Tod vorbereiten ließ. Auf dem Entlassungsbüro wurde ich dem Polizeibeamten vorgestellt und verließ dann mit ihm nach rund drei Monaten das Kölner Gefängnis. Die ersten zwei Minuten war der Beamte ganz sachlich. Dann drehte er sich auf einmal um und schaute, ob noch etwas vom Gefängnis zu sehen sei, und wurde anders:

„Herr P. Provinzial, ich heiße Peters, bin Katholik, bin auch im Kirchenchor meiner Pfarrkirche in Köln-Mülheim und habe von meinem Chef den Auftrag bekommen, sie nach Oldenburg zu bringen, gerade weil ich als Katholik bekannt bin. Er hat mir gesagt, daß ich Sie gut zu behandeln habe. Vor allem aber hat meine Frau mir den Auftrag gegeben, Sie gut zu behandeln und hat mir ein gan-

zes Paket mit Reiseproviant für Sie mitgegeben. Ich bin aber auch gestern in der Lindenstraße gewesen und habe mir dort Reisegeld geben lassen, damit wir nachher im Speisewagen zu Mittag essen können. Heute sollen Sie es gut haben. Nun fährt der Zug aber erst um 10.45 Uhr. Ich habe Sie schon jetzt herausgeholt, weil ich dachte, es werde Ihnen gut tun, wenn Sie nicht zu lange auf mich zu warten hätten. Wohin wollen wir gehen?“ Wir sind dann nach St. Andreas gegangen und haben dort vorm Grabe des hl. Albert gebetet. Was ich dem hl. Albert vortragen habe, kann man sich denken. Dann sind wir ins Bahnhofsrestaurant gegangen, haben eine gute Tasse Kaffee getrunken, bis es Zeit zur Abfahrt war. Herr Peters gab mir Geld, damit ich selbst die beiden Fahrkarten lösen könne. Und so fuhren wir über Wuppertal, Hamm, Münster, Osnabrück, Bremen nach Oldenburg. Vom Zugpersonal hatte sich Herr Peters ein besonderes Abteil auserbeten, weil er einen Gefangenen zu transportieren habe, der völlig isoliert bleiben müsse. Der Zugführer guckte mich mitleidig an — ich trug geistliche Kleidung — und meinte, daß das wohl kaum möglich sein werde. Tatsächlich erhielten wir kein besonderes Abteil. Abends war ich im Gefängnis in Oldenburg.

P. Laurentius Siemer O. P. †

Ein Nachruf auf den inzwischen verstorbenen P. Laurentius Siemer wird im Heimatkalender 1958 erscheinen. Dr. O.

## Ein Münsterländer als Pelzjäger in Alaska

Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts kam eines Tages ein Brief aus Amsterdam auf den von Hammel'schen Hof in Nutteln. Mutter von Hammel war gerade am Herde beschäftigt. Sie erbrach den Brief, stieß einen Schrei aus und mußte sich setzen. Bauer von Hammel kam durch die große Glastür von der Diele her herein, griff wortlos nach dem Brief, den seine Frau in der zitternden Hand hielt und verschwand damit in die Kammer. Das war der Anfang einer langen, traurigen Geschichte.

Der Brief lautete so:

Amsterdam, den 15. Mai 189 . .

P. P.

Es sind vor einigen Tagen Unregelmäßigkeiten in unserem Geschäft entdeckt worden.

Da Ihr Sohn z. Zt. hier nicht auffindbar ist, vermuten wir ihn dort. Wir fordern ihn auf, sich hier sofort zu stellen, damit die Angelegenheit aufgeklärt werden kann. Wenn Ihr Sohn unschuldig ist, wird er das am besten nachweisen können, wenn er an Ort und Stelle Zeugnis ablegt.

Firma Peek u. Cloppenburg

Drei Tage warteten die Eltern auf ihren Sohn August. Sie hofften, von ihm Auskunft über die ganze Sache zu bekommen, vor allem zu vernehmen, daß er sich nichts habe zuschulden kommen lassen. Er war schon vor Jahren nach Holland gegangen, hatte in der berühmten Firma von der Pike auf den Kaufmannsberuf erlernt und sich bereits durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einem guten



Posten emporgearbeitet. Jetzt, nach drei Tagen peinvoller Unruhe, saß der Bauer von Hammel vor seiner Schreibkommode. Er hatte den Deckel aufgerollt und suchte einen Bogen Papier und die Feder. Seine Frau kam mit dem Tintentopf, in den sie einige Wassertropfen zum Auflösen der vertrockneten Tinte gegossen hatte, herein. Sie blieb hinter ihrem bereits stark ergrauten Mann stehen und schluchzte in ihre große Schürze. Des Bauern Hand zitterte, die Feder machte mehrere vergebliche Ansätze, aber endlich entstand eine Folge krauser Buchstaben:

Liebe Firma Peek und Cloppenburg!

Unser August ist uns nicht zuhanden gekommen. Wir sind sehr schlecht davon zufrieden, und wenn Sie uns baldgefälligst weiter Order zukommen lassen wollen, und bessere, so wir mit großer Sorge hoffen, dann sollen sie vielmals bedankt sein.

von Hammel

Es dauerte wohl vierzehn Tage, und es war eine Zeit zum Krankwerden vor Angst und Unruhe für die Familie von Hammel, bis endlich wieder ein Brief aus Amsterdam ankam. Der älteste Sohn, der auf dem Esch vor dem Hofeingang pflügte und gerade eine Furche beendet hatte, ließ die Pferde stehen, lief dem Briefträger entgegen, sprang mit dem Brief über Hecken und Zäune und gab ihn dem Vater, der neben dem Hause im Obstgarten war. Erbleichend, zitternd nahm ihn der Bauer, ging, ängstlich zum Küchenfenster blickend, schnell in die frisch-ergrünte Buchenlaube und las. Sein Sohn war ihm gefolgt.

Amsterdam, den 5. Juni 189..

P. P.

Ihr Geehrtes vom 15. Mai ist uns am 20. zuteil geworden. Wir machen Ihnen nunmehr die Mitteilung, daß Ihr Sohn als unschuldig erwiesen wurde. Es lagen gemachte Fehler vor, für die Ihr Sohn nicht verantwortlich zu nennen war, und kann er hier sofort wieder eintreten. Wir nehmen an, daß er, da er hier in Amsterdam nicht zu finden ist, von seiner übereilt angetretenen Reise heimgekommen und zu Ihnen gefahren ist.

Achtungsvoll Firma Peek u. Cloppenburg

„Gott sei Dank, wenigstens unschuldig“, seufzte der Vater von Hammel. „Aber wo kriegen wir den unweisen Jungen wieder her?“

Das war nun allerdings eine ganz fatale Bescherung. Von Hammels rieten hin und her, wo sie August wohl suchen könnten. Sie

schrieben hierhin und dorthin und schickten Leute im Lande herum, sie erließen Aufrufe in deutschen und holländischen Zeitungen. Alles umsonst. August blieb spurlos verschwunden.

Die Jahre gingen hin, August ließ nichts von sich hören. Aber die Seinen vergaßen ihn nie. Der Bauer und seine Frau beteten täglich mit Kindern und später mit Enkeln für den Vermißten. Die Haustöchter heirateten, der Sohn holte eine junge Frau ins Haus. An keinem Abend vergaß der alte Bauer, der immer vorbetete, den Satz: „Un nu noch dat Vaterunser för usen August.“

Mutter von Hammel hat es nie begreifen können, daß ihr Sohn, wenn er noch lebe, sich nicht um sie kümmere. Sie hat manchen Tag vergebens gesonnen und gegrübelt. Als ihr Mann dann eines Tages starb, da tat sie ihren Sohn auch zu den Toten. Sie ging zum Pastor und bestellte Seelenmessen für beide. Bald darauf starb auch sie.

Nach etwa dreißig Jahren kam eines Tages eine Karte aus Amerika. Der junge Bauer fand sie zwischen anderen Briefsachen auf dem Küchentisch. Es stand nur darauf: „Herzlichen Gruß! A. v. H.“ und eine volle Adresse.

In größter Erregung und Spannung umstanden die heranwachsenden Kinder den Vater, als dieser vor der alten Rollkommode saß, mit frischer Tinte und Feder einen Brief schrieb und dabei von seiner Frau von der Ofenecke her angefeuert wurde, die Einladung zum Kommen des endlich entdeckten Schwagers doch ja recht dringlich zu machen. Der Brief lautete so:

Lieber August!

Ist das möglich? Lebst du noch? Ich kann Dir nicht so kurz alles erzählen — Du mußt sofort kommen. Du hättest vor dreißig Jahren kommen sollen. Das da in Holland, das war ja nur ein Versehen und ging Dich nichts an. Sofort kommen, hörst du!

Dein Bruder Louis.

Sie warteten und warteten. Es langte weder Brief noch Karte an. Da kam eines Tages ein Fremder über den Esch, wo der silbergrüne Roggen im warmen Winde wogte, und bog in die Allee ein, die unter alten Eichen hin direkt zum Hause führt. Der Mann war hager und gebräunt. Er hatte nur noch spärlich graues Haar rings um Ohr und Nacken. Er trug einen weißen Panamahut in der Hand und schlenderte langsam daher. Er war mindestens 60 Jahre, aber sehnig





und schlank; er hielt sich wie ein Junger, so straff und ging federnden Schrittes. Sein Anzug war von besonderem Schnitt, hellgrau und elegant, die Schuhe waren braun, breit und mit großem, niedrigem Absatz. Er verhielt den Schritt am Teich, links vom Hause, und war im Beschauen der Enten versunken, als der Bauer aus der Dielentür kam, gefolgt von den Kindern, die den fremden Mann bemerkt und den Vater herbeigerufen hatten. Sie waren schon nahe heran, als der Mann versonnen laut vor sich hinsagte: Dreißig Jahre zurück waren sie genau so: indische Laufenten. Der Bauer hörte den sonderbaren Tonfall und rief laut: „Dat is use Amerikaoner — hebbe ik recht?“ — Nun blickten sich beide einen Moment an. „August, du bist't!“ — Der bedachte sich kurz, dann trat er zu seinem Bruder und gab ihm die Hand: „Louis, hier bin ik.“

+

Tagelang hörte das frohe Staunen und Bewundern der ganzen Familie über den reichen Onkel aus Amerika nicht auf. Reich mußte er ganz bestimmt sein, so fein wie er war, das stellten die Kinder und Knechte und Mägde unter einander fest. Überhaupt, als erst Hinnerk den großen Koffer von der Bahn herangebracht hatte, den Koffer, der in die beste Stube gestellt wurde, weil in der kleinen Fremdenkammer nebenan nicht genügend Platz war. Der Onkel, der überall umherging, wo seine jungen Füße einmal gegangen waren, mußte tausend Fragen beantworten. Seine Neffen wichen nicht von seiner Seite. Es waren immer viel zu kurze Antworten, die er gab. Die Jungens wußten nicht, wie bewegt der Onkel war, und daß er doch zuerst mal die einst verlorene Heimat wieder in sich lebendig werden lassen mußte. — Endlich, als die Tage schon kürzer wurden, August alles, was ihn anzog, gesehen, als er alte Bekannte besucht, auch des öfteren bereits auf dem Friedhof in Cloppenburg Zwiesprache mit den Seelen seiner verstorbenen Eltern gehalten hatte, da wurde er ruhiger.

Wenn er nun in seiner Sofaecke saß, begann er von seiner Vergangenheit zu sprechen. Bald merkte er, welch unermüdliche Zuhörer er an seinen Verwandten hatte, und da begann er, all seine Lebensfahrten zu überdenken. Eines Abends, als draußen der Herbststurm die Eichen zauste, sagte er: „Wenn ich noch drüben wäre, dann hätte ich es jetzt nicht so gemütlich. Dann säße ich schon wieder in Dunkelheit und Einsamkeit.“

„Onkel, nun erzähle uns doch mal ganz von vorne, wie Du ein Pelzjäger geworden bist“, bat ihn da sein ältester Neffe, und Louis, sein Bruder, fügte hinzu: „Tu es, August, eher hast du doch keine Ruhe. — Aber fange ganz von vorne an. — Junge, Junge — daß du doch so Hals über Kopf davonlaufen konntest!“ —

„Louis, das will ich sagen, der Verdacht, der hat mich kaputt gemacht, einfach verrückt! Ich bin wie ein Irsinniger in Amsterdam herumgelaufen, und, als ich zum Hafen kam — nichts wie auf das Schiff, das gerade zur Abfahrt tutete. Mitten auf dem Ozean konnte ich erst etwas ruhiger meine Lage überdenken. Die war entsetzlich. Viel Barschaft hatte ich nicht, ich verstand nur drei Sprachen. Das waren Deutsch, Plattdeutsch und Holländisch, aber für Amerika waren das doch die verkehrten. Sollte ich von New York gleich wieder zurückfahren? — Und dann vielleicht erleben, daß ich ins Gefängnis gesteckt wurde? — Ich wußte allerdings nicht, was ich Übles getan hätte, aber ich sagte mir, wer weiß, für was für Anschläge du verantwortlich gemacht wirst. Als ich im Geschäft gehört hatte, daß da etwas nicht stimmte, und als es plötzlich hieß, die Kasse wäre nicht in Ordnung, und sie mich scharf anguckten, — ich war an der Kasse mit tätig — da kriegte ich den Schreck. Mein Gott, der Verdacht machte mich ganz konfus. Wenn ich mich nicht von dem Verdacht würde reinigen können! Nein — nicht wieder zurück — nicht nach Hause kommen mit geschändeter Ehre — nein — lieber vergessen und verloren leben — irgendwo. — Aber, Louis, es war schlimm, verschollen leben müssen, sich aus Angst vor der Vergangenheit nie ans Tageslicht wagen dürfen. — Sprechen wir lieber nicht mehr davon! —

Damals durfte ich überhaupt nicht daran denken, dann verlor ich allen Lebensmut. Ich ging auf dem Schiff fleißig umher und machte allerlei Bekanntschaften. Und da war ich dann bald in einer anderen Welt. Ich fand ein paar sehr gute Freunde, die ich, weil sie polnisch sprachen, nicht verstand. Aber als sie mich zum Kartenspiel einluden, und als sie mich durch Winken und Zeigen und Vormachen im Pokern unterrichtet hatten und ich dann im Handumdrehen ein nettes Sümchen los war, da ging die Freundschaft in die Brüche. — Da waren auch lustige Bur-schen mit dem Ginbuddel, die tranken mir zum Mitmachen recht verlockend zu. Verdammst, beinahe wäre ich darauf eingegangen



bei dem Verdruß, den ich hatte. Aber schließlich war ich doch zu vernünftig dazu. Die Fahrt wurde mir am Ende recht langweilig.

Aber dann das Gefühl, als ich allein und verlassen im Hafen von New York stand! Was Großstadt war, das wußte ich ja wohl von Amsterdam her, und so wunderte ich mich auch nicht, als sie alle so ohne daß sie mich sahen, an mir vorbeiliefen, als wäre ich nur'n Zaunpfahl. Ich kam mir vor, als sei ich an Händen und Füßen gebunden und als hätten sie mich ganz hilflos ins Meer geworfen. Und nun sollte ich schwimmen. Ich ging zu einem Haus, wo sie Arbeiter für alle möglichen Unternehmen vermittelten. Ich hatte mir auf dem Schiff einige Brocken Englisch aufgetan und mit diesem Nothaken angelte ich mir die erste Arbeit. Ich wurde Maurer-Handlanger. Das kriegte ich aber bald satt. Die schreckliche Hast und Gejagtheit, mit der da gemauert und aufgeturmt wurde, nahmen mir die Besinnung. Ich wohnte in einem Auswandererheim. Als ich eines Sonntags aus der Kirche kam, ging einer neben mir her, und wir kamen miteinander ins Gespräch. Es war ein dunkelhaariger Pole.

Als ich ihm sagte, daß das hibbelige, unsinnige New York mir gar nicht gefalle, da sagte er mir, daß sein Bruder Pelzjäger in Alaska sei, und wenn ich gern allein und geruhsam leben möchte, dann sei dazu in der Gegend die passende Gelegenheit.

Alaska ging mir seitdem sehr im Kopf herum, d. h. nicht, wie ich es nachher vorfand. Und auch der Pole hatte nicht die richtige Vorstellung davon, sonst hätte er nicht von Gemächlichkeit geredet.

Kurz und gut, ich kehrte den Wolkenkratzen den Rücken und setzte mich auf die Pazifikbahn. Kinder, da habe ich aber gestaunt, daß es soviel Gegend auf der Welt gibt. Tagelang nichts als Busch und Steppe, Berge und Wasser. Aber endlich kam doch wieder eine Stadt, und dann kam St. Franzisko am Großen Ozean. Ich mußte weiter nach Norden und reiste mit einem Dampfer die Küste entlang. Immer nordwärts! — Und eines Tages, wie ich so an der Reling stehe und das Land da vorn betrachte, da sehe ich, wie im Nordosten — es war noch weithin — sich grauweiße Wolken türmten. Es werde nun ja wohl bald ein Schneetreiben geben, mutmaßte ich. Unterdessen kam der Kapitän vorbei, und ich sprach vom Wetter und zeigte auf die Ankündigung

da drüben im Nordosten. — Ich wußte noch nicht, daß Seeleute nicht mit Landratten übers Wetter reden mögen. Er guckte mich nachdenklich von oben bis unten an.

Ich hatte noch den noblen Anzug an, den wir Commis der Firma Peek und Cloppenburg beim Tuchverkauf trugen. Ich legte auch noch bis dahin Wert auf's Gutrasiertsein. „Wohin Kurs?“ fragte er.

„Nach Alaska“, sagte ich. Das war dumm; denn das Schiff fuhr ja nach Alaska. Er war gutmütig und tat noch eine Frage.

„Geschäfte in Inneau?“

Ich stellte mich in stramme Haltung und tat kund:

„Ich will Pelzjäger werden.“

„Ahoi?“ — Mehr kam zuerst nicht. Er bestreute mich mit mitleidigen Blicken, und dann grinste er und zeigte nach Nordosten, nach meinen Schneewolken. Mir schwante was.

„Pelzjäger werden? — In deinen schönen Schneewolken?“ — O unschuldsvoller Engel du — das sagte er nicht, aber zum mindesten hat er gedacht, wie mag's dem armen Kerl, dem Grünhorn, in Alaska ergehen?

„Meinst du, Alaska ist da, wo die Strauße Eier legen?“ Mir wurde doch ein bißchen „benaut“, ich sagte nichts.

Da haut er mir seine breite Tatze auf die Schulter und tröstet mich:

„Nu, nu, Mister, was denn?“ sagte er. „Ist viel Wild da, verdammt viel, — ja. Und Füchse, Zobel und Bären, und was weiß ich, was für weiteres kostbares Getier, läuft einem da nur so um die Füße. Aber bange bist du ja nicht. — Und sonst lebt man da ganz naturgemäß und einfach. Die Trapper hausen da in Erdhütten wie die Dachse und gehen ihrem Beruf als Jäger nach, wenn sie grad mal Lust haben. Nach Tag und Nacht richten sie sich da nicht, denn so was gibt es da die meiste Zeit im Jahr nicht.“ — Ich hörte neugierig zu. — Er erzählte: „Und weißt du, man braucht da keinen Salon und keinen Spiegel, und auf Besuch braucht man sich schon gar nicht einzurichten. Wer sollte da in den neun Monaten, wenn alles duster und voll Schnee ist, auf Besuch kommen?“

Er kauderwelschte noch eine ganze Zeitlang. Der gute Kerl. Ich merkte wohl, daß er mich warnen wollte. Er guckte mich lange nachdenklich an. Daß mich ein schlimmes Schicksal nach Alaska getrieben, war ihm





natürlich klar. Und helfen konnte er mir auch nicht. New York mit den vielen gleichgültigen Menschen war mir zuwider, es war der reine Ameisenhaufen. Wo immer die Menschen erfahren würden, was mich nach Amerika getrieben, da würden sie mich verachten und verfolgen, dachte ich.

Mir war nicht gut zumute, als ich in Inneau an Land ging, aber ich durfte den Kopf nicht hängen lassen. Mir konnte keiner helfen, also mußte ich mir selber helfen. Es war Anfang September, als ich drüben ankam.“ Nun versank der Erzähler in nachdenkliches Schweigen.

Bauer Louis sagte: „Ich denke, wir gehen jetzt erst mal zu Bett. Es ist bald zehn Uhr. Morgen früh könnt ihr nicht wieder auf.“ Durch die Runde ging ein bedauerndes „Oh“.

„August, du mußt morgen weiter erzählen, da kommst du nicht dran vorbei“, lachte Louis, „aber gebt acht, jetzt beten wir das Abendgebet.“

Am folgenden Abend war das ganze Haus in der Alltagsstube versammelt. Die blonde Hausfrau, Knechte, Mägde und das Kindergekrabbel. Wo blieb denn nun Onkel August, und wo war der Vater des Hauses? Sie waren alle so gespannt. — Endlich ging die Tür auf und der Hausvater kam mit pfiifigem Gesicht herein und hinter ihm — wer war das? Ja, nun paßt gut auf, hier kommt ein echter Pelzjäger. —

Und wahrhaftig, da kam Onkel August heran im dicken, pelzgefütterten Lederanzug, eine Fellmütze auf dem Kopf, hohe Pelzstiefel an den Füßen. Es klapperte und rasselte, es blinkte von all dem Gerät, das er bei sich hatte, und das er mit einem kleinen Schwung in die Ecke warf. Als er sich aufrichtete, lachte er wie ein großer Junge.

Vor ihm saß eine Versammlung, die vor Staunen mäuschenstill war: „Good evening!“ rief er fröhlich. Keine Antwort. „Ja, seht ihr wohl, so habe ich über dreißig Jahre ausgesehen. — Ich habe alles im großen Koffer mitgebracht. Und ich dachte, ich wollte mich mal wieder so anziehen, wie ich so manchen Winter gegangen bin. Mir fällt dann, glaube ich, alles besser wieder ein, was ich erlebt habe, und ihr könnt es euch besser vorstellen.“ —

Jetzt wurde es lebendig. Die Jungen gingen in die Ecke und hoben die Sachen auf. „Was ist dies — was ist das?“, riefen sie durcheinander. Aber die Weiblichkeit bat: „Erzählen.“

Onkel August setzte sich in einem Armstuhl zurecht, nahm die Mütze vom Kopf und stopfte seine Shagpipe. „Bis wie weit war ich denn nun gestern gekommen? — Ah, richtig, ich war in meinem feinen Amsterdamer Tuchanzug in Inneau an Land gegangen. Von der Landseite führte keine ordentliche Straße in Alaska hinein. An eine Bahn dachte noch niemand. Großartig war es noch nicht in Inneau, und so fiel ich den Leuten, die am Landungssteg herumlungerten, auf. Als ich einen jungen Kerl ansprach, ob er mir nicht ein Unterkommen sagen wolle, war er gleich bereit. „Hotel Monopol“, etwas anderes komme für mich nicht in Frage, sagte er. Er griff nach meinem Koffer und ging mir voran. Bald standen wir vor dem ersten Hotel der Stadt. Man sah ihm nicht seine Vornehmheit an. Ich sagte danke für die Begleitung, worauf er stehen blieb und mich lauernd ansah. Im Hotel wollten sie einen und einen halben Dollar für die Nacht haben, worauf ich kurz kehrtmachte und wieder auf der Straße stand. Ich war kein reicher Yankee, der Junge hatte sich in mir geirrt.

Nun machte ich mich allein auf die Suche und fand einen Saloon, eine Wirtschaft, die ganz voll war von Menschen, Lärm und Tabakqualm und Whiskygläsern auf den Tischen. Die Nüchternsten wurden still, als ich hereinkam und musterten mich. Ich setzte mich auf einen Platz, der gerade frei war. Mein Nachbar drehte mir den Rücken zu. Der Wirt, ein kolossaler Mann mit langen Locken und Ohrringen und aufgekrempten Hemdsärmeln, fragte mich, was ich wünsche. Ich kaufte ein Beefsteak und ein Glas Whisky mit Sodawasser. Als der Wirt alles gebracht hatte, examinierte er mich über mein Woher und Wohin. Als ich meinen zukünftigen Beruf nannte, entstand ein Halloh, denn sie waren alle neugierig hinsichtlich meiner geworden. Einer rief, natürlich auf englisch-amerikanisch, ich solle ja nicht meinen Zylinder vergessen und die Lackschuhe, wenn ich auf die Jagd zöge. Sie saßen alle da in Fell und Leder und in buntem Hemd, und einer sah noch verwegener aus als der andere. — Ich war bei meinen Kameraden angelangt und wurde noch nicht für voll genommen.

Einer von den Kerlen half mir am anderen Tage, als er wieder nüchtern war, bei den Einkäufen. Das war gut, und bald hatte ich mein Leder am Leibe. Ich bezahlte mit meinem feinen Anzug und fast der letzten



Barschaft, konnte aber noch Fangnetze, Drilling, Munition, Jagdmesser und — na, dort seht ihr ja alles liegen — erwerben. Kurz und gut, ich war äußerlich ein Sohn der Wildnis geworden. Mein Kollege fragte mich nach Herkunft und Namen. Meinen Namen — den sagte ich nicht gern. Ich sagte nur so hin: „ich bin der Willi aus Deutschland.“ „Aha“, lachte der Junge, — „German Bill“, und so stellte er mich im Saloon vor, und so habe ich dreißig Jahre geheißt, und nie bin ich wieder nach meiner Herkunft gefragt worden. Es waren im Saloon lauter merkwürdige Gestalten. Die wildesten waren Goldgräber, die von Klondyke gekommen waren oder dorthin wollten. Sie waren hier schon eifersüchtig auf einander. Einer stellte sich vor mich hin und ballte die Faust. Er sah ganz so aus wie einer, der eben einen Mann kalt gemacht hat. Nun sollte ich dran kommen. Als er hörte, daß ich Jäger sei, ließ er von mir ab und sah sich nach anderer Gelegenheit zum Kampfe um. Aber er kam zu nichts. Da waren welche, die ihm über waren. Die hatten Knochen wie Zugpferde und Augen wie Teufel. Ein verkehrtes Wort und sie hatten die Messer blank. Ich traute dem Frieden nicht bei diesen unhöflichen Menschen und hielt mich an meine Kollegen.

Die Pelzjäger waren besser. Sie sprachen von dem Leben in den Bergen und Wäldern. Sie vertilgten ihren Whisky gern still und etwas abseits an einem Tische. Dort traf ich einen Deutschen. Er sagte nicht, aus welcher Windrichtung in Deutschland er kam. Das ist ja so, — man trifft dahinten nur solche, die über ihren Geburtsort nicht sprechen. Der war sieben Jahre schon als Pelzjäger in Alaska gewesen, und nun konnte er es da nicht mehr aushalten. Er wollte in die Stadt zurück. Der bot mir sein Revier und seine Hütte an, ganz umsonst, weil ich ein guter Junge sei, den er leiden möge, sagte er so mit einem kleinen Lachen. Ich war zuerst perplex. Umsonst? Ich dachte, gibt es denn in der Welt was für umsonst? Die Anwesenden, die sich die großmütige Verhandlung angehört hatten, und die mein ratloses Gesicht sahen, lachten, was das Zeug halten wollte. Da aber — man muß sich drüben ja nicht auslachen lassen, dann gilt man gleich für ein Grünhorn, Greenhorn heißt es dort, und man ist vogelfrei, — sagte ich ganz kräftig: „Gut, der Handel soll so heißen: Du reisest mit mir dahin. Wenn die Hütte heil und gut, und in deinem Revier ordentlich was zu holen ist, dann nehme ich die

Gelegenheit wahr. Ich bleibe da und zahle, was recht ist.“ — Da guckten sie mich erstaunt an und wurden ganz geleitsam. — Da erfuhr ich, daß die Reise dorthin viele Meilen über Stock und Stein gehe, und daß jeder drüben machen könne, was er wolle. Dabei stehe ihm kein Nachbar im Wege, wenn er es nicht allzu ungeschickt anfange. — Kurz und gut, der Deutsche hatte wahr gesprochen. Ich konnte seine Hütte gut und gern bekommen, ganz für umsonst, weil sie ja doch verfallen war. Sie war kein Handelsobjekt und auch sein Revier war weiter kein festumrissener Begriff. Es war im Grunde alles nicht sein Eigentum. Nur so lange, wie er es an Ort und Stelle persönlich verteidigte. Und mitreisen wollte er nicht, dafür danke er. Ja, aber dann könne ich wohl lange suchen, bis ich es überhaupt finde.

Schon wollte ich lieber tapfer mein Heil ganz allein versuchen, einerlei, wohin ich kommen werde, als mit einem Mal die Tür aufging und ein kleiner, knubbeliger Kerl hereinkam. Tütlan oder so ähnlich hieß er und war ein Eskimo, der mit seinem Hundeschlitten weite Reisen machte. Zufällig, — oder war es Gottes Fügung? — er reiste ganz nach Dawson und noch weiter hinauf in seine Heimat. Mein Deutscher kannte ihn und sprach mit ihm. Dann sagte er mir, ich solle mich getrost dem Eskimo anschließen. Der komme dicht an der Stelle vorbei, wo er so lange gewirkt habe, der wisse seine Hütte, und der werde mir für einen kleinen Preis mein Gepäck auf seinen Schlitten laden.

Und, Leute, hört an, so zog ich eines Tages hinter dem Eskimo her durch Alaska, von dem ich, von wenig verlockenden Andeutungen abgesehen, nichts wußte. — Wir fuhren also vor Tau und Tag los. Es war schon für das Tageslicht recht spät im Jahr. Wir wären nur wenig voran gekommen, wenn wir nur bei Sonnenschein hätten reisen wollen. Die Sonne quälte sich nämlich nur noch eben über den Horizont hinauf. Es sah aus, als wenn sie von der Anstrengung müde würde. Sie rutschte gleich wieder zurück, wie wir Jungen früher, wenn wir beim Dreschen auf den Strohhaufen kletterten und wieder abrutschten. Sie wurde immer müder und ungeschickter, und eines Morgens blieb sie ganz weg.

Wir kamen immer weiter nach Norden, und meistens ging es geradeaus. Immer höher lag der Schnee, ein eisiger Wind wehte uns entgegen. Und nun sah ich auch,





was es mit den Schneewolken, die ich vom Schiff aus gesehen, auf sich hatte. Berge waren es, schrecklich wilde, hohe Berge, einer höher und zackiger als der andere und mit Schnee auf dem Kopfe. Die Täler und Einschnitte waren dunkel, beinahe schwarz. Darauf gingen wir geradeswegs zu. Ja, wir gingen. Der Schlitten war hoch mit Ware bepackt, die der Eskimo gegen Felle und Tran und Talg und wer weiß was, eingetauscht hatte. Und meine eigenen Sachen nahmen auch viel Platz ein. Ich hatte mich für ein halbes Jahr verproviantiert, und hier, diese Dinge da — und dabei zeigte Onkel August in die Ecke, — konnte ich natürlich auch nicht so weit tragen. Wir hatten nur noch die Sterne als Wegweiser. Wegweiser ist allerdings auch noch zu viel gesagt, denn ein Weg war nicht da. Es ging für mein Gefühl immer der Nase nach durch Busch und Steppe, über Bach und Stein durch eine bucklige Gegend. Als ein Schneesturm kam, meinte ich, wir seien verloren. Aber der Eskimo blieb unverdrossen. Als wir uns aus dem Schnee gewühlt hatten — auch die Hunde krabbelten sich wieder zum Vorschein — da kamen wir bald zu einer richtigen Höhle, wo wir schließlich ein bißchen schlafen konnten. Wir waren nämlich endlich im Gebirge angekommen.

Wie ich jemals diesen sogenannten Reise-weg wieder zurückfinden sollte, war mir rätselhaft. Mit dem Eskimo konnte ich just ein Dutzend Worte reden, nämlich so viel, wie wir beide vom Englischen her verstanden: Way und sun und star und so, aber die Zeichensprache half etwas nach. Müde wurde ich, ich meinte, ich müsse schlafen, wo ich ging und stand. Nur die Furcht vor dem Tode hielt mich wach und auf den Beinen.“

Bei seinen letzten Worten spürte der Erzähler, daß sich bei seinen Zuhörern Fragen erhoben. Sie wurden so unruhig. „Ach, ja“, sagte er, „ihr denkt, wo und wie wir denn überhaupt geschlafen und gegessen haben. Ganz einfach. Unsere Schlafkammer war ein Zelt aus Tierhäuten, die der Eskimo rund um eine Zeltstange ausspannte. Da hinein legten wir Zweige, packten Decken darüber und krochen in einen Schlafsack aus Fellen. „Onkel, hast du nicht so einen Schlafsack mitgebracht?“, rief ein Neffe.

„Ist noch im Koffer“ nickte Onkel August. „Holen — holen!“ riefen und bettelten sie. Der Onkel erhob sich und mit ihm das Kindervolk. Als die ganze Schar draußen lärmte, meinte Mutter von Hammel: „Junge,

ja, wat hebbet se der Wind van. Mi dücht aower, dat lett sick lichter vertellen at beläwen.“ —

Nun quetschte sich der Tumult zur Tür herein, und der Schlafsack plumpste mitten in die Stube. Die beiden Kleinsten schlugen sich darum, wer hineinkriechen dürfe. Mit Mutters Hilfe kamen beide darin unter, zap-pelten, krabbelten und quiekten, und als sie vom Vater zur Ruhe verwiesen wurden, da guckten sie artig heraus, wie die Mäuse aus der Mehlkiste und nun konnte es endlich weitergehen.

„Ja, wo war ich noch“, sinnierte der Onkel und zog sein Pfeifchen hervor. Er stopfte es und zeigte darauf: „Dies Ding gehört übrigens zu meinen allerersten Unentbehrlichkeiten. Wenn die mich nicht so manches liebe Mal getröstet hätte, meine Pfeife!

Aber nun zurück nach Wildwest. Also — wenn wir am Rastplatz unser Hotel fertig hatten, dann machten wir Feuer auf dem Schnee. Trockenholz war genug zu finden. Wir kochten Tee, aßen Zwieback und Büch-senfleisch. Manchmal schossen wir einen Hasen oder ein Kaninchen. So dunkel, wie hierzulande die Nächte oft sind, war es da freilich nicht. Die Sterne schienen ganz groß und der Mond machte es oft taghell. Und dann solltet ihr erst einmal das Nordlicht erleben. Das hängt wie Riesenfackeln, oder, wie soll ich sagen, wie rote oder violette Gardinen und manchmal auch wie langes, silbernes Haar vom Nordhimmel herab. So war da zuerst allerhand Neues zu sehen, aber man gewöhnt sich bald daran. Die Hunde zogen unseren Schlitten weiter und weiter. Von den Hunden muß ich noch etwas sagen. Die bekamen natürlich immer ihren Teil vom Essen ab. Sie sind ganz unglaublich wetterharte Tiere, sie schlafen im Schnee, ohne zu erfrieren.

Wir zogen zu einer Stelle durch das Gebirge, wo es wie gesprengt aussah. Hier hatte sich ein Fluß, ein River, hindurchgefressen und ein breites Tal geschaffen. Der River strömte uns entgegen, das Eis an seinen Ufern krachte. Wir zogen nun nach Nordosten. Links waren hohe Berge. Der River floß im Mondschein pechschwarz durch das weiße Schneetal. Auch rechter Hand stiegen die Berge himmelan. In ihren Einschnitten aber sah ich tiefes Dunkel. Das sei alles Wald, sagte mein Eskimo. Ganz groß, zeigte er, ganz dicht, viele Füchse, viele Zobel, viele Marder. Auch zeigte er den Strom hinauf: Viele Biber. Ich verstand ihn damals



nicht, aber heute weiß ich längst, was er sagte. Viele, viele dieser Bewohner der Einsamkeit habe ich erlegt und gefangen. Das Tal fiel schräg zum Fluß hin ab, war aber zu seinen beiden Seiten geräumig. Und nun dachte ich, daß es hier bei der weiten Sicht, weiter oben in dem dichten Wald und in den tiefen Seitentälern ganz gut gehen werde mit der Jagd. Und richtig, mein Eskimo drehte etwas bei zum Wald hinauf, und da standen wir bald vor einem Felsen, der anscheinend fest und sicher weit in die leere Luft vorgriff. Unter diesem Vorsprung war dunkler Mondschaten. Tütlan steckte sein Windlicht an, und, sieh, da lag eine kleine, niedrige Erdhütte vor uns. Der Vorplatz fiel schräg zu ihr hinunter, und als wir die Tür, die halb offen war, aufstießen, da glühten uns ein paar Augen entgegen. Ein Mar-der fauchte uns an.

„Hast du ihn auch gekriegt?“ rief ein Neffe in hellem Jagdeifer. Der Onkel ging in die Ecke, hob etwas auf, kam zurück und setzte sich wieder. Er hatte einen Revolver in der Hand. „Dies Ding hielt ich beim Vorgehen parat. Räuber und Mörder brauchten wir da nicht zu fürchten, aber sonst konnte einem da allerhand zustoßen. Ich traf den kleinen, bösen Burschen gut, und Tütlan untersuchte nachher sein Fell recht genau. Er nickte: „All right“, gut — es war kein Halbwuchs mehr, wie die nicht vollwertigen Winterfelle genannt werden, es war vielmehr schon ein wertvolles Winterfell. Und somit hatte mein Unternehmen einen tüchtigen Anfang genommen.

Ja, Kinder — und dann ging der Eskimo fort und ich war allein. Allein — der Erzähler atmete langsam und schwer — allein. — Wie soll ich euch, was das heißt, richtig ausdeuten? Ich will die Hütte zunächst einmal beschreiben. An der einen Seite lagen am Boden, der ein Felsen war, Tannenreiser mit alten, halbverfaulten Säcken darüber. Das ist also meine Bettstelle, sagte ich laut zu mir. Man erschrickt, wenn man in solcher Stille plötzlich die eigene Stimme hört. Ich durfte gar nicht weiter denken, ich mußte nur an mein nacktes Leben mich halten, sonst wäre ich wohl verrückt geworden. Ich legte also meinen Schlafsack und meine Decke auf mein Prachtbett, kroch wie zur Probe mal eben hinein und war wohl im selben Augenblick eingeschlafen, obwohl ich hungrig war und eigentlich zuerst hatte etwas essen wollen. So müde war ich aber auch noch nie gewesen. Als ich wieder aufwachte, erschrak ich sehr. Es roch nach Muffigkeit und Tie-

ren, und es waren keine Sterne über mir. „Tütlan“, rief ich in die Finsternis. O weh — mit einem Male war ich wach und stand auch schon auf den Beinen. In der alten Hütte war ich. Wie lange mochte ich geschlafen haben? Ich wollte meine Petroleumlampe anstecken, aber sie hatte kein Petroleum mehr. Ich müßte ja eigentlich erstickt sein von ihrem Blaken und Qualmen, dachte ich. Dann entdeckte ich ein Loch über der Tür. Dort war der giftige Qualm hinausgezogen, und nun kam von dort ein frischer Luftzug an meine Backen. Mein Schornstein, das kleine Erdsodenloch, hatte mich gerettet. Ich richtete meine Lampe wieder her und blickte nach meiner Uhr. Sie zeigte sieben Uhr, aber was für sieben Uhr, hatte ich schon vergessen. Nun, schließlich war es egal. Ich konnte ja wachen oder schlafen, wann ich wollte. Es kümmerte niemand. Ich hielt die Uhr ans Ohr, ich hörte sie ticken. Da dachte ich, sie ist nun das Einzige, was mich noch von der Welt draußen umgibt, und was noch so ist, als wenn es lebt. Meine Hand zitterte, als ich sie aufzog, und das war nun das Wichtigste für mich, daß ich nicht vergaß, die Uhr aufzuziehen.

Ich mochte wohl 24 Stunden geschlafen haben; denn als ich mich niederlegte, hatte ich meine Uhr, wie immer vor dem Niederlegen, aufgezogen. In späteren Jahren habe ich es gelernt, die Zeit nach dem Stande der Sterne so ungefähr zu bestimmen, aber in meinem ersten Winter in diesem finsternen, verschneiten Alaska habe ich tatsächlich nie gewußt, wann Tag oder Nacht sei, bis es endlich gegen den Frühling ging und eine lange graue Dämmerung am Morgen und am Abend herrschte, bald vom Osten her, bald vom Westen.

In der Hütte war kein Kleiderschrank, kein Waschtisch, kein Spiegel, kein Tisch. Das alles war ein Komfort, der sich in Alaskas Wäldern nicht fand. Es gab da nur eine Art Wandbank aus Felsenvorsprung und Brettern. Ich hätte für meine Erwerbung nicht viel zahlen können, wenn es zum Handel gekommen wäre. Wenn das Wetter ruhig war, verlegte ich meine Küche nach draußen und kochte auf offenem Feuer, wie ich es vom Eskimo gelernt hatte. Wenn aber der Schneesturm heulte und alles draußen im dichten Flockenwirbel verschwunden war, dann zündete ich auf dem Boden der Hütte ein Feuer an, über dem ich mein Büchsenfleisch aufwärmte und Tee kochte. Der Rauch zog ziemlich gut durch das Loch über der Tür ab. Es stürmte aber oft fünf-





zig, sechzig Stunden. Dann war mein Holzvorrat verbraucht, und ich saß öfters längere Zeit im Dunkeln, weil auch mein Petroleum immer zu früh verbraucht war. Das war, als wenn ich schon begraben wäre. Ich hatte das Denken nachgerade verlernt, ich konnte nicht mehr an meinen Fallen und Netzen arbeiten und flicken, ich konnte nicht meinen Drilling putzen, ich konnte nicht mit dem Stehmesser — Gnicker sagen sie da — Wild abbalgen oder mir einen Hasen oder Fische zubereiten und braten. Ich mußte einfach still dasitzen und — — —“ des Onkels Kopf neigte sich vornüber.

Er blickte stumm vor sich, es packte ihn nochmals an, dieses schäuerliche einsame Harren. — Seine Zuhörer rührten sich nicht, so ergriff es sie.

Bald richtete der Onkel sich wieder auf. Er holte Gewehr, Netz, Falle und Messer herbei und begann, den gespannt miterlebenden Hörern alles zu erklären: Wie er die Netze am Fluß ausgespannt und was für leckere Fische er zu seiner Ernährung gefangen, wie er es angestellt, daß der Biber am Fluß, Marder und Zobel, der Kittfuchs und der Silberfuchs im Wald und am buschigen Abhang in seine Fallen gingen.

„Wenn aber doch da immer so viel Schnee lag“, warf ein besonders Aufmerksamster dazwischen.

„Der Schnee blieb oft nicht so ganz lange liegen. Es kamen immer wieder starke Regenfälle, die den Schnee auflösten. Sonst hätte sich da ja auch nicht so viel Wild aufhalten können“, erklärte der Erzähler. „Da war immer etwas los“, lächelte er. „Der Wind machte viel Musik, der Schnee tanzte danach, der Regen wusch den Tanzboden wieder rein, und Mond und Sterne hielten ihre Laternen freundlich über meine Wege. Wenn ich nur meiner Jagd nachgehen, Holz sammeln oder Wild abbalgen und die Felle zum Trocknen neben meiner Hütte ausspannen konnte, dann ging die Zeit noch wohl so hin, aber die Arbeitslosigkeit während eines Schneesturmes oder eines Wolkenbruches machte mich, wie ihr gehört habt, elendig.“

Hier stockte der Onkel wieder, als wenn es ihm ganz unmöglich sei, wieder daran zurückzudenken oder sogar darüber zu sprechen. Doch fuhr er schließlich fort: „Ihr könnt euch nicht denken, wie das ist: Leben müssen, leben wollen, aber nicht leben dürfen. Der Deutsche, von dem ich erzählte, hatte dieses Alaska sieben Jahre ausgehal-

ten und konnte es nicht länger mehr. Ich mußte mein ganzes Leben dort zubringen, so glaubte ich fest. Ich durfte mich nicht wieder unter Menschen, die mich kannten, sehen lassen. — Ich machte all die Entbehrungen und Anstrengungen nicht aus Lust am Sport mit. Ich mußte ja — mußte so leben, wie der Bär und der Wolf im Wald leben. Kommt er einem tüchtigen Jäger in den Weg, dann ist er verloren. Kam ich zu den Meinen zurück, so waren sie und ich entehrt. Ich war noch auf Erden, und doch war ich nicht mehr. Ich hatte ein Fegefeuer und doch ging ich in Fleisch und Blut. Oft quälte ich mich mit dem Gedanken, daß sie zu Hause sich für mich schämten.“

„Hättest du doch nur einmal nachgefragt, ob das wohl so sei“, warf sein Bruder dazwischen. „Hast du denn nie an unsere Mutter gedacht, August? — Unsere Mutter, unsere Mutter! — Was hat sie sich Sorgen um dich gemacht, wie hat sie alle Tage auf dich gewartet! — Du konntest doch frei hierherkommen. — Hast du das denn nicht bedacht? — Du wußtest ja nicht einmal, was du getan haben solltest.“ —

Da seufzte August und hatte Tränen im Auge: „Ich konnte es nicht, ich konnte gar nicht an das Zuhause und alles hier denken, ohne elend zu werden, sagte er traurig. „Louis, du kannst es nicht wissen, was das heißt, beschuldigt zu werden. Ich war tatsächlich etwas fahrlässig gewesen. Ich hatte einem Kollegen, der aber stets gold ehrlich war, die Kasse für kurze Zeit überlassen, was ich nicht durfte. — Und dann stimmte nicht alles, wie es hieß. Ich wurde vor Schreck ganz krank — ich, oh, was wollte ich, was tat ich, — ich holte mein erspartes Geld von der Bank — ich wollte alles gutmachen — hatte aber ja nichts genommen — — —. Was lief mir nicht alles im Kopf herum — — —?“ Der Onkel konnte vor Erregung nicht weitersprechen. —

„Ich weiß es jetzt“, sagte Louis schnell, „komm, erzähle nur weiter, wie es in deinem Fanggebiet war.“

„Ich glaubte einfach, daß alles für mich unwiederbringlich verloren war!“ rief August. „Die alte Heimat ging mich nichts mehr an. August von Hammel war tot. Drüben war ich das, was mir vom Dasein geblieben war, ein Trapper, German Bill genannt, dreißig lange Jahre hindurch. Von dieser Vorstellung konnte ich mich nicht losreißen. Es war mir ebenso unmöglich, mit euch in



Verbindung zu treten, als es eben einem Toten ist." —

„Und doch bist du schließlich gekommen“, warf Louis ein. „Aber wir kommen zu schnell zu Ende. Dies war der erste Winter drüben.“

„Und das war ein Winter!“ sagte „German Bill“. „Ich konnte es zuletzt gar nicht mehr abwarten, daß die Sonne wieder hochkam. Ich wurde ganz tief bedrückt von dem ewigen Dunkel und dem verlassenen Einerlei. Der Mensch gehört eben doch zum Menschen.“

Und eines Tages oder eines Nachts, wie ihr wollt, da fand ich doch tatsächlich einen unten am Flusse. Na — ich wußte mir vor Freude keinen Rat, lief einfach auf ihn zu und packte ihn mir nichts dir nichts fest am Arm. Ich mußte erst mal nachfühlen, ob er auch ein richtiger, lebendiger Mensch war. Nanu — der bekam einen netten Schrecken! — Er zog sein Messer und schrie laut auf! Ich fragte nichts nach seinem Schrecken vor Glück, daß ich einen Menschen beim Fell hatte —“.

Hier lachten die Zuhörer.

„Ja nun, ich meine nicht seine Haut, ich meine das Bärenfell, worin er von oben bis unten eingemummt war. Ich rief: „Good friend, — ho“, und streichele ihm die Hand mit der Linken, die ich mit der Rechten wegen des Messers festhielt. Da hatte er mich verstanden. Er wurde ruhig, und es kam eine tiefe Männerstimme aus dem Mützenpalt: „Good day, mister“, hörte ich, und ich sagte auch: „Good day!“ — „It is cold“, sagte die Stimme dann und ich sagte: „Yes, it is cold.“ —

Die Hörschar wurde aufgeregt, da riefen einige verwundert: „Wenn das vielleicht Englisch sein soll, — oh, das verstehen wir ja alle!“ —

„Ja, es ist wirklich Englisch, und nun paßt mal auf: Ich nahm ihn mit in meine Hütte. Wir sprachen unterwegs nicht, unser Jagdzeug klapperte um uns herum. In der Hütte machte ich schnell Feuer an. Mein Feuer war zugleich mein Licht, mein Petroleum war schon eine Zeitlang verbraucht. Gesagt hatten wir immer noch nichts wieder; als ich meinen Gast endlich bei Licht besehen konnte, und als er dann seine Kappe vom Kopfe nahm. Blauschwarze Haarsträhnen und ein schmales, rötliches Gesicht bekam ich zu sehen und rief vor Überraschung: „Deuwel, wat is dat?“ Was meint ihr wohl,

er nickte freundlich mir zu und stellte sich gesittet vor: „Athapaske! — I come of Klondyke, will go at Inneau.“ — Das hieß: Ich bin ein Athapaske. Ich komme von Klondyke und will nach Inneau.“ — Er hatte mein Plattdeutsch also recht gut verstanden. Das war ja auch leicht für ihn, es lautete wie englisch gesprochen.

„Nu denk doch mal einer an“, wunderwerkten die Zuhörer. „Wenn wir mal um die Welt reisen wollen, brauchen wir ja nichts zu können als unser Platt.“ —

In die allgemeine Heiterkeit stimmte der Onkel vergnügt ein und meinte: „Ich würde es an eurer Stelle mal damit versuchen! — Mein Besuch war also ein waschechter Indianer, einer vom Stamme der Athapasken. Es gibt dort auch noch Tinne-Indianer. Von beiden Sorten sind nicht viele mehr da.“

Ich aber, als ich hörte, der will nach Inneau, meinte, daß ich die Engel singen hörte. Der und ich, wir hatten also einen und denselben Weg. Der da kannte ihn, ich kannte ihn nicht. Ich würde also mit ihm gehen, das stand fest.

Zuerst kochte ich meinem kostbaren Gast eine gute Tasse Tee, holte dann meinen Vorrat an gebratenem Fisch aus der Kiste, die meine Anrichte und mein Küchenschrank war. Er aß und trank, wobei er in einemfort zustimmend nickte. Das feuerte mich an, in meinem Liebeswerben fortzufahren, und so gab ich ihm von meinem Tabak in seine kurze Shagpfeife. Da guckte er mich so friedlich und dankbar an, daß ich nun volles Vertrauen zu ihm faßte. Allerdings überlegte ich auch in meiner Not nicht lange, ob ich diesem Unbekannten trauen dürfe oder nicht. — Also legte ich los, erzählte ihm, daß ich auch nach Inneau wolle und ob wir zusammen wandern wollten. Da nickte er kindlich fröhlich, so wie diese Naturkinder es noch immer taten — sie hatten es in dieser unserer wunderlichen Maschinenwelt noch nicht verlernt, und damit war die Verabredung fertig. Ich ließ ihn nun ohne Furcht und Bedenken, — solche Gefühle sind in Alaska nicht angebracht — in meiner Hütte schlafen. Ich nötigte meinen Schutzengel auf mein Prunkbett und kroch in meinen Schlafsack und legte mich auf die bloße Erde. Ich sah noch beim Feuerschein, daß er mich groß und treuherzig anguckte. Dann ging das Feuer aus — es war immer schnell aus — dürre Reiser halten nicht lange vor — und damit war unser Tag zu Ende. Wir schliefen viele Stunden. Es war





aber Morgenzeit, als wir aufwachten, auch anderwärts, das konnte ich am östlichen Dämmerhimmel feststellen. Dann machte ich das Feuer wieder an — Zündhölzer hatte ich eine Menge mitgenommen in den Urwald — ich kochte Tee und wir frühstückten. Vorläufig war dieses mein letzter Tag im Waldrevier.“ —

Der Onkel August versank in stilles Nachsinnen. Er hatte sich im Erzählen wieder ganz nach Alaska verloren. Seine Zuhörer betrachteten ihn still und warteten, daß er weiter erzählen werde.

Plötzlich stand er auf, ging in die Ecke und suchte unter seinen Gerätschaften herum. Er kam mit einem länglichen Gegenstand zurück. Er zeigte ihn im Kreise und fuhr fort: „Seht, dieses Ding hat mir der gute Junge damals geschenkt.“ Er ließ es von Hand zu Hand gehen. Es war ein Jagdmesser, ein Gnicker, mit beinernem Griff. Die indianische Schnitzerei daran war vom vielen Gebrauch schon ziemlich verschliffen. Der Onkel erklärte: „Die Klinge ist sehr gut. Ich habe das Messer in dreißig Jahren viel gebraucht und nie verloren. — Es klebt aber kein Menschenblut daran.“ — Die Umstehenden holten laut Atem vor Spannung und der Onkel setzte zögernd hinzu: „Obwohl ich auch einmal in Klondyke Gold gesucht habe.“ —

„Gold gesucht?“ riefen die Großen perplex.

„Jawohl, — aber nicht gefunden“, lachte Onkel August und hob beschwichtigend beide Hände. Er fuhr fort: „Och, da war so einer im Town, ich meine, in Inneau, im Saloon mit dem Ohrringwirt, der war etwas menschlicher als die meisten Burschen, die nach Klondyke zogen. — Es war gleich, nachdem ich aus meiner Hütte nach Inneau gekommen war. Ich sagte ja schon, wie satt ich das Leben in der Dunkelheit hatte. Der also nahm mich mit.“

Aber — aber — die Gegend von Klondyke ist sogar im Sommer eine Hölle: rau und wüst und darin die wüsten Menschen. Dort nahm sich kaum einer die Zeit, um auch nur zu einer annähernd menschenwürdigen Behausung zu kommen. Sie lagen in schmutzigen Baracken herum, und die meisten waren so arm, daß sie sich nicht einmal ausreichend mit Lebensmitteln versehen konnten. Sie waren ohne Moneten in diese Wildnis gekommen und warteten hungernd auf das große Glück. Das große Glück! — Wenn der große Goldfund erst gemacht wäre, dann

sollte das Leben beginnen. Die meisten dieser Abenteurer waren halbverkommene, haltlose Menschen. Ein schrecklich unappetitliches Indianerweib unterhielt in Klondyke eine Kantine. In diese Kantine brachten die meisten das Gewonnene und vertaten es in Alkohol. Es war ja nur ein kleines bißchen Gold, das sie jeweils fanden, es war nicht der große Coup, der sie mit einem Schlage reich und glücklich machen würde. Vorerst gehörten Saufen, Streit und Totschlag zu den Alltäglichkeiten. — Ich hatte wohl mein tägliches Krümchen Gold aus dem Sand gewaschen, aber das rauhe Klima war allein schon Quälerei und dazu das Scheußliche, das ich sah und erlebte. Weg — weg, nach zwei Monaten hatte ich Klondyke satt.“ — Der Erzähler verstummte und zog heftig an seinem Pfeifchen.

Da sagte der Hausvater: „Es ist eigentlich schon Bettgehenszeit. — Wollen wir nicht lieber morgen mit dem Erzählen fortfahren?“ Die Kinder schrien: „Nein — nein —, wir müssen noch mehr von dem Indianer hören!“

„Ja, richtig, mein Indianer!“ — Der Onkel lachte. „Der muß mich ja noch wohlbehalten in Inneau abliefern.“

„Wenn du nun aber mal keinen Indianer gefunden hättest, wie wärest du dann nach Inneau gekommen?“ fragte einer.

„Ja, nun“, — antwortete Onkel German-Bill, dann hätte ich mich eben auf meine gute Nase verlassen. — Ich hatte einen Kompaß und wußte, nach welcher Richtung ich gehen mußte. Auf einige Umwege ist man drüben immer gefaßt. Aber ich gebe zu, für's erste Mal war ich heilfroh über meinen kundigen Weggefährten. —

Der Indianer hatte einen Handschlitten bei sich, mit dem er seine Felle zum Town bringen wollte. So einen hatte ich mir auch schon zurecht gemacht. Mit Hammer, Nägeln und Beil wußte ich schon umzugehen. Und Material war allerorts umsonst zu haben. Es wuchsen da fast nur Sitkatannen. Die hatte ich bei Mondschein mir ausgesucht und geschlagen: ein paar nicht zu dicke Stämme und einige dünnere Stangen. Der Athapaske war geschickter als ich. Er hatte noch einiges an meinem Möbelwagen auszusetzen und wußte ihn schnell zu verbessern. Bald stand er zum Umzug fix und fertig da, nur den Hobel hatte er nicht gesehen. Nun bedachte ich mich nicht lange mehr. Ich holte die gewonnenen Felle von den Trockenstangen. Fuchs und Biber, Zobel und Marder

kamen vereist hinten auf der Rutsche zu liegen. Meine Geräte und Sachen nahm ich ebenfalls restlos mit. Ich war ganz fest entschlossen, dieses Jägerleben nicht noch einmal zu versuchen. An meiner Unterkunft war weder Schloß noch Riegel. Ganz überflüssige Sachen! Als ich abzog, ließ ich die alte schiefe Brettertür genau so offen, wie ich sie vorgefunden hatte zur gefälligen Benutzung durch den funkelnden Marder.

Und nun den Weg zurück. Anfangs war er leicht zu finden. Der River nahm uns mit durch sein Tal bis an die Südseite des riesigen Gebirges. Dann lief er uns zu sehr nach Westen, wir mußten aber nach Südwesten zu wandern. Der Athapaske blieb immer gut und freundlich. Er ließ mich in seinem Zelt schlafen und das Wild, das wir schossen, verzehrten wir gemeinsam. — Und so kamen wir Tag für Tag, oder vielmehr Nacht für Nacht, mehr nach Südwesten, immer ohne Weg und Steg, durch die hügelige, meist buschige Steppe zurück nach dem Town. Morgens und abends wurde die Dämmerung immer lichter, ohne daß es inzwischen ganz Tag wurde. Mein Indianer konnte genau so gut wie der Eskimo Richtung halten. Ich selbst war schon so an das Draußenleben und Draußenliegen gewöhnt, daß ich auf diesem Heimwege schon vieles mehr sah und mir merkte als auf dem Hinwege. Es waren schon immer heller werdende dämmerige Tage, aber öfters regnete, schneite und stürmte es noch, so daß wir in unser Zelt krochen. Nach einem solchen Sturm wurde es ganz still ringsumher. Wir merkten, daß es besonders hell wurde draußen. Der Begleiter kroch aus dem Zelt und ich hörte ihn rufen: „The sun — the sun!“ Ich kroch nun auch so eilig, wie ich konnte, zu Tage und da stand mein Athapaske wahrhaftig im hellen Tageslicht mit dem Gesicht nach Osten und mit den Armen hoch in der Luft. Er sagte nur immer: „The sun — o the sun!“ — Dann faltete er die Hände und blickte nur immer geradeaus in die Sonne, die tiefrot im Morgendunst aufgegangen war. Sie zeigte mir eine großartige Landschaft, die ganze Gebirgskette, die wir verlassen hatten. Schattigdunkel waren die bewaldeten Flanken der Berge, die Gletscher und Schnee Gipfel waren von den freier werdenden Sonnenstrahlen rosenrot angeglüht. Ich stellte mich neben meinen Begleiter und konnte gar nichts sagen. Ich will's ruhig bekennen, ich habe in meinem Leben nie wieder so dankbar gebetet wie an dem Tag, an dem ich die Sonne endlich wiedersah. Es war also

doch noch einmal Tag geworden! — Ich hatte mich selbst wohl im Finstern ganz verloren, so schien es mir; denn mir kam es vor, daß ich jetzt wieder ein richtiger Mensch würde nach dem stummen Leben in Gesellschaft von Tieren, denen ich feindlich begegnen mußte, indem ich sie tötete. Ja — das könnt ihr gewiß nicht recht verstehen“, meinte der ergriffene Erzähler. „Nun, — ich will bekennen, später habe ich mich etwas besser in mein nächtliches Dasein gefunden. Aber ich habe mich immer über den ersten Sonnentag im Frühling unbändig gefreut.“

Jetzt wurde es ganz still in der Stube. Alle waren mit dem Onkel ergriffen und nachdenklich. Die eindringliche Schilderung ließ alle scheu und befangen schweigen.

Mit einem Male setzte der Onkel von neuem seinen Bericht fort: „Ja — so war es. — Aber als wir nun eine Zeit so still dagestanden hatten, sagte der Indianer hastig: ‚Spring is coming!‘ Das versteht ihr wohl nicht. Spring heißt Frühling, also: Der Frühling kommt, rief der Mann. Ich wußte bald, was er damit sagen wollte. Es bedeutete, wenn wir nicht nach Inneau kommen würden, ehe der Schnee zu weit wegschmolz, dann würden unsere Schlitten stecken bleiben, und wir könnten unseren Haushalt auf den Puckel nehmen. So machten wir dann tüchtige Märsche und erreichten noch rechtzeitig den Town.“

Nach einer Pause sagte der Bruder Louis: „Und dann bist du im anderen Winter doch wieder als Pelzjäger losgegangen!“ —

„Jawohl, ich konnte ja nichts anderes machen. Von meiner mißglückten Glücksrittertour nach Klondyke war ich noch eben rechtzeitig zurückgekommen. Mein Weg war mir vom Schicksal vorgeschrieben; aber allerhand Erfahrungen und eine gute Spürnase ließen mich die Hütte ohne Unfall wiederfinden. Sie war leer, aber was ich mitgebracht hatte auf meinem Schlitten, das machte sie etwas wohnlicher. Ich breitete ein großes Bärenfell, das hatte ich von einem verwegenen Indianer in Inneau erstanden, über meine Schlafstätte und dann — meine Weckuhr! Dieses laute Ticktack meiner Weckuhr! Sie schien mir immer etwas zu erzählen, und ich sprach vor mich hin, was ich zu erzählen hatte. Das gab eine gute Unterhaltung. Es belebte die tote Einsamkeit. — Bären habe ich nicht geschossen. Sie kamen nur selten in die Gegend, in der ich mein Revier hatte. Ich wäre einem solchen Burschen auch nicht gern allein begegnet. Aber





meinen Drilling hatte ich für alle Fälle immer bei mir. — Übrigens hätte ich bald noch eines vergessen. Das Allerwichtigste, was ich mitzunehmen hatte auf die Reise, war das Schlafzelt. Wenn ich auf der ersten Rückreise nicht mit im Zelt des Indianers hätte schlafen dürfen, dann wäre ich wahrscheinlich im Schlafsack erfroren. So habe ich auch, als ich nach Deutschland fuhr, mein Zelt einem armen Teufel gegeben, der sich keines für seine Fahrt ins Gebirge kaufen konnte. " —

"O wie schade", sagte einer von den Jungen.

Der Onkel lachte und sagte: „Nun hör mal einer diesen jungen Mann! Ich sollte mein Haus wie eine Schnecke auf dem Puckel nach Deutschland tragen? — In meinen großen Koffer ging nicht mal ein Taschentuch mehr hinein. — Und was ich noch sagen wollte, — im großen ganzen blieb es immer dasselbe. Ich zog in Gottes Namen immer zum Winter mit gutem Mute los und konnte das Leben zuletzt nicht mehr aushalten. Ich lernte wohl allerhand merkwürdige Leute kennen, solche, die gut waren, und solche, die mich übers Ohr hauen wollten. Ich zog mit Trappern, mit Indianern, mit Eskimoleuten und fürchtete mich zuletzt vor keinem mehr. Ich wußte sie alle zu nehmen. Aber — fast immer war ich allein.“

„Und hast du wirklich nie mehr an uns hier gedacht, August?“ fragte sein Bruder, der das einfach nicht begreifen konnte.

August seufzte: „Ach — es schleißt alles Erinnern zuletzt sozusagen aus. Am besten ist es, möglichst wenig zu denken. Das macht gleichgültig, und glaubt mir, das ist gut.“ —

Nun wurden die Kinder und Leute zu Bett geschickt. Louis, seine Frau und August waren unter sich. „Nun erzähle uns, was du nicht allen erzählst, August“, bat sein Bruder, denn er fühlte, daß sein Bruder bedrückt war trotz allem munteren Erzählen. Und August begann langsam: „Du mußt mich verstehen, Louis. Ich meinte doch, ich dürfe mich nie wieder bei euch sehen lassen. Und wenn ich dann möglichst gar nicht an euch und an — alle hier dachte, dann konnte ich das Leben noch am besten aushalten. Wenn man dann aber alt wird — — —. Dreißig Jahre war ich der gleiche German-Bill. Viele Leute kannten mich und mochten mich leiden. Aber dann war meine beste Kraft dahin. In der Wildnis allein sterben, das wollte ich nicht. Heute ist Alaska übrigens auch nicht mehr so reich an kostbaren Pelzen wie

vor 30 Jahren. — Ich habe mich lange bedacht, ob ich schreiben sollte, ganz lange, — und mein Wirt im Town, — ein neuer, der große Kerl mit den Ohrringen ist längst tot, — der neue Wirt also hat sich mächtig gewundert, als er Germann Bill plötzlich mit Tinte und Feder hantieren sah. —

Louis, ich bin als wohlhabender Mann wiedergekommen. Was ich mir gewonnen, ist euer, wenn ich sterbe. Aber höre, mein Geld freut mich nicht. Ich kann nicht viel damit anfangen. Das einzige, was mich freut, ist — mein guter Name.“ — Damit sagte der Heimkehrer gute Nacht und war aus der Stube.

Louis sagte: „Der gute Name, — das einzige, was er hat?“ Die Frau meinte: „Du solltest mal immer und ewig allein gewesen sein, Louis. Er hatte doch alles verloren. — Und dann — ich habe auch mal gehört, er habe eine Braut gehabt.“ — Der Bauer nickte: „Ich wußte es wohl, er hat es mir gesagt. — Das Mädchen ist ihm auch treu geblieben, aber es ist schon lange tot.“ —

„Dann müssen wir nun sehen, daß wir ihm seine Tage noch so angenehm wie möglich machen“, entschied seine Frau.

Onkel August, der Pelzjäger von Alaska, hat nur noch ein paar Jahre gelebt. Obwohl er doch ein Leben lang in Wind und Wetter draußen gewesen war, holte er sich eines Tages im naßkalten Wind eine Lungenentzündung und starb daran nach kurzer Zeit.

Nun ruht der so lange Friedlose in ewigem Frieden neben seinen Eltern, und seine Neffen und Nichten schmücken das Grab des guten Onkels mit Blumen.

Elisabeth Reinke

## „Schonend“ beibringen!

Holtkamp's Vaoder is Sönndaogs all nao'r eerßen Misse wäsen. Dat' is Sömmerdag; vörmdaogs will he'n bäten nao'n Esk kieken. As he buten Dörp ist, kaomt üm noch'n paor Bekannte tomöte. „Wo willt ji denn nao to?“

„Nao 'r Homisse.“

„Nao 'r Homisse? Een'n Ogenslag! (He kick up sien Uhr.) Wenn ji gliek bi de Molkeree sünd, dann möt ji anne Bost kloppen; dann is Wandlung.“

Franz Morthorst



# Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers

(Fortsetzung)

Während des Sommers 1904 gab es ungewöhnliche Begebnisse: Das Kriegerbundesfest, das große Feuerwehrverbandsfest und der große Brand an der Osterstraße. In Cloppenburg brannte es oft, man nannte es wohl scherzhaft Neu-Brandenburg.

Für das Kriegerbundesfest wurden große Vorbereitungen getroffen, denn die Kriegervereine des ganzen Großherzogtums sollten kommen, um an Sr. Königlichen Hoheit Großherzog Friedrich August vorbeizumarschieren. Ein turmartiges, viereckiges, von Tannengrün und Fahnen verkleidetes Gerüst stand gegenüber der Apotheke auf dem Platz zwischen Baro's und Buchholtz' Häusern, wo heute die Oldenburgische Landesbank steht. Der Platz war noch leer vom letzten großen Brande. Das war der Hochstand für unsern geliebten Landesvater. Auf dem Marktplatz war ein Feldgottesdienst, bei dem unser Dechant predigte. Triumphbögen und Girlanden spannten sich über die Straßen, die Häuser waren mit blau-roten Fahnen beflaggt. Die Leute trugen lange schwarze Röcke oder Uniformen und machten feierliche Gesichter. Ich konnte nicht ganz viel sehen; in dem schrecklichen Gedränge stieß ich mit der Nase immer bloß gegen dicke weiche Bäuche oder harte blanke Messingknöpfe. Trotz all des Getümmels waren die Cloppenburger nachher etwas enttäuscht, wenigstens die Wirte. Tagelang hatten sie gebraten und gebacken: „Böfstöcks“ und Karbonaden, Roßbief und Ziesken, dazu standen leckerer Kartoffelsalat und Berliner für die Gäste bereit. Doch was taten die wackeren Krieger? Nachdem sie „Heil dir, o Oldenburg“ und „Heil dir im Siegerkranz“ gesungen hatten, zogen sie Schwarzbrot und Speck aus der Tasche, setzten sich in die Bierlauben, die vor den Wirtschaften aufgestellt waren und bestellten sich „ein'n Klao-ren“!

Ich selber war auch sehr enttäuscht. Alle Jungen bekamen Festschilder, die den Kriegervereinen im Festzug vorangetragen werden sollten. Auf meinem Schild stand „Bockhorn“, den Namen kannte ich nicht, aber er lautete märchenhaft, er erinnerte an „Einhorn“. Kundige Kameraden wußten: „Krist'n Großken van jed'n.“ Ich rechnete aus: zwanzig Mann — zwei Mark, fünfundzwanzig sogar . . . welch ein Geld, welch ein Fest! Doch

die Bockhorner kamen nicht. — Mein Bruder Josef hatte mehr Glück, er trug „Jever“ mit 30 Mann. Die wache Güte unserer Mutter sorgte jedoch für gerechten Ausgleich. — In Cloppenburg lebte man nie so gut wie nach diesem Fest, alle gestapelten Vorräte mußten verputzt und hinuntergespült werden.

Das Feuerwehrverbandsfest wurde von dem großen Brand an der Osterstraße eingeleitet. Wir spielten um die Mittagszeit an der Badeanstalt und warteten ungeduldig, bis die Mädchen herauskamen; vor 3 Uhr durften wir nicht hinein. Da hörten wir die tiefen knarrenden Töne des Brandhorns. „Brand! Brand!“, schrie einer. Als wir uns umdrehten, quollen dicke schwarze Wolken aus einem Haus an der Osterstraße hervor. Es war Hochsommer, lastende Glut und völlige Dürre. In den Fachwerkhäusern der Ackerbürger mit den teergestrichenen holzverschlagenen Giebeln lagerte schon die Heuernte. Das Feuer sprang von einem Hause auf das andere über, sie brannten lodernd wie Pechfackeln. Die grünen Äpfel brieten an den Bäumen in den Gärten, die Fenster-scheiben des Pensionates knackten vor Hitze. Auf dem Dach saßen Feuerwehrleute, um das große Haus zu schützen. Onkel und Tante S. hatten ihre Möbel in den Garten gebracht. In dem Hause, in dem unser Schulkamerad Hansi Schumacher wohnte, knallte es dauernd; das waren Patronen, Hansis Papa war Schandarm. Einige Frauen weinten, aber viele Leute waren gar nicht traurig. Ich hörte, wie einer sagte: „Ji kriegt'n näi't Hus wedder!“ Das Feuer war entstanden, als die Kinder des Oberzollinspektors mit Streichhölzern im Heu spielten. Dreizehn Wohnhäuser mit den zugehörigen Stallungen brannten an diesem Nachmittage nieder. Das Feuerwehrverbandsfest hatte uns zwei Tage später mit seinen künstlichen Bränden nach diesem Erlebnis nichts mehr zu bieten. Es war ziemlich langweilig, denn es gab nicht einmal ein Karussell.

Ein anderer Brand blieb mir noch lange als unheimliches Erlebnis im Gedächtnis. Das war kurz darauf nachts. Ich schlief mit meinen Brüdern in der „Upkaomer“ über einem kleinen Kellerraum. Plötzlich wurden wir geweckt. Durch das kleine Fenster sah ich eine glühende Helle. Hörner gellten, Leute rie-





fen. Kaum bekleidet lief ich in den Garten, alle Türen im Hause waren offen. Eine schwere Wolke aus Feuer und sprühenden Funken schien über unserm Haus zu hängen. Ich war allein und schrie vor Angst, bis mein Vater mich fand und mich beruhigte. Sudendorfs Holzlager brannte, es war ein grausig toller Feuerwirbel und Feuersturm. Mehrere Male fingen Störs und Leibers alte Häuser an zu brennen. Daß dieser Brand nicht noch mehr Schaden anrichtete, war der wackeren Feuerwehr zu verdanken. Ich höre und sehe ihn noch kommandieren, den alten Max Thambusch-Meyer, das Haar so weiß wie sein Helmschopf, das Gesicht rot mit blitzenden blauen Augen.

Schön war der Herbst mit den langen Ferien und das Streifen in Wald und Feld. Es war die Zeit des „Strickenstellens“. Sie begann mit der „Quäkbeernaukschon“, der Versteigerung der Vogelbeerernte an den Landstraßen, „wor in den Harwst de Quäkbeerdrubels as Ädelstain an'n Straotenrand“ hingen. Der Stadtrufer ging mit seiner Pingel durch die Straßen: . . . heute nachmittag, zwei Uhr, an die Friesöther Schausee, öffentlich meistbietend zu verkaufen . . .“

Die „Strickladden“, lange biegsame Ruten, lagen bereit, man bog sie herum, das dünne Ende wurde durch das aufgespleißte dicke Ende gesteckt, zwei Löcher für die „Nücken“ (Schlingen aus Pferdehaar) gebohrt, und dann hieß es, Pferdehaare besorgen. Pferde mit langen Schwänzen waren Ende August sehr gesucht. Wenn die Wagen an der Straße vor Geschäften oder Wirtschaften hielten — ein Ruck am Steert, und man hatte eine Handvoll, falls der Fuhrmann uns nicht erwischte; dann gab es nämlich Smikendancen“ oder „wat mit'n Spwäpenstäl“. Die Cloppenburg Jungmannschaft stellte Stricken — der Plural hieß nicht „Stricke“ sondern „Stricken“, wie überhaupt die Cloppenburg Mundart in Grammatik und Ausdruck von der anderswo üblichen Rede-weise herzhaft Abweichungen zeigt — also: die Cloppenburg Jungmannschaft stellte Stricken im Walde in großer Menge, einige hatten Tausende hängen, die jeden Tag in aller Frühe, um 5 Uhr oder 6 Uhr, nachgesehen werden mußten, damit nicht Leute ernteten, die nicht gesät hatten. In „guten“ Jahren gab es reiche Beute an leckeren Krammetsvögeln. Mir schien diese Art der Jagdausübung immer grausam zu sein. Heute ist sie gesetzlich verboten.

Aber der Wald! Von Ostfriesland her kannte ich keinen Wald; wie war der zauberhaft fremd und neu! Die Waldpflege war immer eine besondere Liebhaberei der Cloppenbürger. Wer es sich leisten konnte, hatte ein Stück Tannenwald. Die Freuden meiner Jugend sind eng mit dem Wald verbunden. Wenn die langen Ferien kamen, auch später, als wir die „Hohe Schule“ in Vechta besuchten, waren wir Tag für Tag im Walde.

Die Familie Roter hatte da eine Hütte. Schöne Tage bereitete uns die gütige Frau Roter. Die liebenswerte alte Dame zog mit ihren Kindern und deren Freunden in den Wald. Im kleinen „blauen Wagen“ wurde Proviant mitgenommen, über der offenen Feuerstelle an einem hölzernen Spieß, den wir im Walde schnitten, ein köstlicher Braten gedreht. Wir hatten unsere Lieblingsplätze im Walde: Hillmers Rosengarten und das „Paradies“, eine von hohen dunklen Tannen umstandene moorige Lichtung, waren besonders beliebt.

Vater Roter, „Roters Heer“, war eine Respektperson, an der alles erhaben war. Er war auch im Kuratorium der Bürgerschule und deshalb bei den alljährlich stattfindenden „Leistungsprüfungen“ zugegen, die im größten Klassenzimmer der Landwirtschaftsschule vor dem versammelten Lehrerkollegium und dem Kuratorium stattfanden. Einige der besten Schüler sagten lange Gedichte auf, meist Balladen von Schiller, und dann gab es „Prüfungen“ in mehreren Fächern, die dank einem sicheren System immer prächtig funktionierten.

Ja, „Roters Heer“ war eine Respektperson. In meiner Erinnerung ist er „der“ Repräsentant jener von unerschütterlich erscheinenden Werten getragenen bürgerlichen Ordnungswelt, die mit dem ersten Weltkrieg versank, die die „Alten Herren“ auch nicht überlebten. Wenn der Herr Senator seinen Nachmittagsspaziergang machte, mußten einer oder auch mehrere seiner Söhne ihn begleiten. Sie taten es nicht gern. Wenn sie gerade auf der Straße spielten und er mit gewichtigen Schritten nahte, warnten sie sich gegenseitig mit dem Ruf „De Olle kump!“ und flüchteten in die Gassen zwischen den Häusern. Auch von den Freunden seiner Söhne wurde er mit einer Mischung von scheuer Achtung und lausbubenhafter Respektlosigkeit angesehen. Wir spielten sehr gern bei Roters, und als wir größer waren, feierten wir zünftige



Feste, wenn die Eltern zu alljährlichem Kur-  
aufenthalt in Pyrmont waren. Trotz Holzver-  
schlag und Schlössern wußten wir auch Fla-  
schen aus dem Keller zu angeln. War der  
„Olle“ aber schlechter Laune und sah fremde  
Kinder in seinem Hause, dann sagte er,  
über uns hinwegsehend: „Wir haben selbst  
genug Kinder“; und das stimmte, es waren  
neun Söhne und zwei Töchter.

In den Böhrener Tannen steht eine  
schlichte Säule aus Muschelkalk. Darin  
stehen vier Namen eingegraben von Söh-  
nen, die der erste Weltkrieg als Opfer for-  
derte. Oft stehe ich dort und denke an die  
hellen Tage der Jugend zurück. Als ich  
nach dem ersten Weltkrieg den beiden ein-  
samen alten Herrschaften einen Besuch  
machte, war ich tief ergriffen. —

„De beste Tid int Jaohr is dei Novem-  
ber, wenn't Winter werd“, pflegte der „olle  
Korfmaoker Hellmann“ zu sagen. Er wohnte  
an der Mühlenstraße gegenüber Tamelings  
August — übrigens geht die Cloppenburg  
Redeweise auch in der Namensnennung  
eigene Wege; hier ist der Vorname kein  
Vorname, sondern er wird hinten an den  
Genitiv des Familiennamens angehängt. Nie-  
mand sagte Heini Schmedes, er hieß nur  
„Smäs Heini“; Familiennamen auf -e wer-  
den schwach dekliniert, darum heißt es nicht  
Noltes Job sondern Noltens Job. Meinem  
alten Freunde Tamelings August konnte ich  
stundenlang zusehen, wenn er Uhren repa-  
rierte und in seiner sinnigen Art erzählte,  
auch vom ollen Korfmaoker. Dieser hatte ein  
Gesicht wie die Büste des Sokrates und  
einen gewaltigen Bauch, über dem sich eine  
Lederschürze spannte. „Dei Lüe snakket  
immer van de Maitid, is ja 'ne schmachtige  
Tid. De Swineslächtetid is de beste!“

Die Firma Roter hatte einmal Speck aus  
Amerika bezogen, den der Tierarzt als für  
Menschen ungenießbar bezeichnete. Der  
Speck wurde vergraben. Hellmann grub ihn  
in der Nacht wieder aus. „Trichinen“, sagte  
er, „Trichinen! Is ja Daomeläi. Ik will dei  
Donners woll kriegen.“ Er verzehrte den  
Speck mit gutem Appetit und begoß das Ge-  
nossene reichlich mit Münsterländer Altem  
Korn. „Ik will jau Donners woll kriegen!“  
Es hat ihm nicht geschadet.

Im Winter gingen wir zum Eis auf das  
„Hammoor“, eine Wasserfläche von ziem-  
licher Ausdehnung an der Friesoyther  
Straße, die von Tannen umstanden war.  
Später wurde sie zum großen Leid der Ju-

gend trockengelegt und in Acker und  
Weide verwandelt. Bei Anbruch der Dunkel-  
heit gingen wir gemeinsam heim. Als wir  
größer waren, als Sekundaner und Primaner  
in den Weihnachtsferien, kehrten wir auf  
dem Rückwege in Bühren „bei Rumps Zett-  
ken“ ein, einer idyllisch und einsam ge-  
legenen Wirtschaft an der Straßenbiegung.  
Zettken und Heinrich — waren sie Geschwi-  
ster oder Eheleute? — bedienten ihre Gäste  
freundlich mit Flaschenbier. Gläser gab es  
nicht, wenn jemand eins verlangte, war er  
sicher fremd. „Dei vörnähmen Lüe drinkt bi  
us all ut'n Buddel“, pflegte Zettken den an-  
spruchsvollen Gast aufmerksam zu machen.

Warum das so war, ging mir später auf,  
als wir an einem schönen Herbsttage aus  
dem Walde kamen. Vor der Tür stand das  
Wägelchen mit dem kleinen Fuchs des Dok-  
tors K. Er lud uns ein, eins mit ihm zu trin-  
ken; wir kamen in das Alter der „Keil-  
fuchse“, wo die „Alten Herren“ sich um den  
akademischen Nachwuchs bemühen. Er sel-  
ber forderte einen Schnaps. Zettken nahm  
die Flasche und wollte ein auf dem Tisch  
stehendes Gläschen, in dem ein früherer Gast  
einen Rest zurück gelassen hatte, auffüllen.  
„Zettken“, rief der Doktor, „gif mi'n rein  
Glas!“ „Och, so“, sagte Zettken, goß den  
Rest auf den Boden, wischte kräftig mit dem  
Daumen durch, hob ihren schwarzen Klei-  
derrock mit dem staubigen Saum hoch, nahm  
den roten, schwarz festonierten Flanellunter-  
rock zwischen zwei Finger und rieb das  
Glas blank. „Nu is't rein“, sagte sie, aber  
der Doktor wollte jetzt plötzlich einen Bud-  
del Bier ohne Glas haben. Zettken schüt-  
telte den Kopf: „Dei vörnähmen Lüe . . .“

Das Leben rann damals gemächlich, es  
hatte nichts von der unruhvollen Hast unse-  
rer Tage. Es gab weder Auto noch Radio.  
Als erster Flieger startete in Cloppenburg  
der Osnabrücker Flieger Gustav Tweer  
auf dem Rennplatz zu einem kurzen Rund-  
flug in einer selbstgebastelten Maschine, bei  
der unter den Tragflächen ein freischweben-  
der Sitz hing. Das war 1912.

Die Straßen der Stadt lagen meist still  
und verträumt, von Kinderlärm und länd-  
lichen Fuhrwerken ein wenig belebt. Nur an  
den Sonntagen vor und nach den Gottes-  
diensten drängten sich die Leute, die Bauern  
kamen in Kutschen aus den Dörfern der Um-  
gebung zur Kirche gefahren. Ausgespannt  
wurde bei von Hammel und Kleene an der  
Großen Kirche. An der Kirchhofsmauer hock-





ten allsonntäglich Frauen, dort plätscherten die Bächlein, denn ein „Hüskén“ gab es nicht und der Weg war weit und die Zeit lang. Nach dem Hochamt war Frühschoppen in allen Gaststätten, da wurde bei Bittern und Bier politisiert, d. h. über die öffentlichen Dinge gesprochen. Politische Parteien gab es nicht, nicht einmal im Landtag, nur im Reichstag. Hier gab es nur „Barg“ und „Stadt“, das alte Krapendorf und die alte Cloppenburg, die Grenze ging durch das Gastzimmer des Hotels „Deutsches Haus“. Die Gegensätze begannen bei der Jugend, die sich grimmige Schlachten mit Fäusten, Steinen, Stöcken, im Winter mit Schneebällen lieferte, sie setzten sich mit eifersüchtiger Wachsamkeit bis ins Alter fort: Die Viehmärkte wurden abwechselnd in dem einen und dem anderen Stadtteil abgehalten, es mußten sogar zwei Marktplätze angelegt werden.

Auch abends beim Dämmereschoppen wurden heftige und tiefe Gespräche geführt. Als wir Studenten waren, durften wir auch am Tisch der Honoratioren im „Deutschen Haus“ sitzen. Wir hatten revolutionäre Gedanken über Literatur, Kunst, Politik und die Aufgaben der öffentlichen Verwaltung. Eines Abends forderte der stud. med. Karl Bley — er war später ein bekannter Frauenarzt in Bremen und starb zu früh — den Ausbau und Neubau der Badeanstalt. Der alte Geometer D., der auch am Stammtisch verkehrte, erboste sich über die anmaßenden Reden des jungen Mediziners. „B . . . b' . . . baoden! B . . . baoden! I . . . i . . . is ja D . . . daomeläi! D . . . d . . . dei Jungens hefft ja a . . . a . . . all'n groff Linnenhemd an, d . . . d . . . dat schürt den Puckel naug, d . . . d . . . daor werd se uk rein van. Ik heff ma . . . ma . . . maläwe nich baod't!“

Wir waren dieser Argumentation des alten Herrn nicht gewachsen und verließen unter Führung Bleys mit Protest das Lokal.

Liebe und schnurrige Gestalten bevölkerten die Tage meiner Jugend. Da hätte ich doch fast „Wittigs Bernd“ vergessen, Vikar Wittig, unseren Latein- und Deutschlehrer in der Quarta und Untertertia. Er hatte viel mildere Methoden des Unterrichts als der „Bass“, er schlug nie. Er war ein Herr von sehr humaner Gemütsart. Alles an ihm war freundlich gewölbt. Wenn wir beim Nachmittagsunterricht mal zu spät kamen, mußten wir ihm zur Strafe ausführlich erzählen, was wir zu Mittag gegessen hatten. Sein ständiger Gruß für uns auf der Straße war:

„Wie geht's, wie steht's, magst noch woll leben?“ Und ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: „Fein, fein!“ Seine Schwäche war die Neugierde, er nannte das auf Latein: „rerum novarum cupidus“. Wenn im Beichtstuhl ein unbekanntes Gesicht bei ihm auftauchte, fragte er bestimmt den nächsten, der dran kam: „Wer war das eben?“

Er hatte viel Vertrauen zu uns und feste Gewohnheiten. Etwa um 11 Uhr morgens sagte er während der Lateinstunde: „Müßt mal ganz stille sein, ich komme gleich wieder.“ Dann hörten wir draußen die Dielen knarren, eine Tür schlug, kurz darauf erschien er unter dem Fenster unseres Klassenzimmers und verschwand hinter einer grünen Tür, in die der Zimmermann ein Herz geschnitten hatte. Nach zehn Minuten war er wieder da, und wir setzten unsere Lektüre fort. „Gallia est omnis divisa in partes tres, quarum una . . .“

Wittigs Bernd war ein Vetter meines Vaters und kam oft zu uns ins Haus. Der „Bass“ hatte mit meinem Vater zusammen in Vechta das Abitur gemacht. Ich war von dieser guten Bekanntschaft und dem engen Kontakt zwischen Schule und Elternhaus nicht immer begeistert.

Einer meiner ersten Gänge, als ich zur Bürgerschule kam, war der zum einzigen Buchhändler der Stadt. Er hieß „Gebrüder Terwelp“. Geradeaus von der Straße trat man in den Laden, links war eine Tür, die in die Buchbinderei führte. Da saß der Geselle „Fannand“. Bei ihm konnte ich stundenlang sitzen, während er fädelte und stichelte und ununterbrochen dazu sprach. Alle Sagen und Spukgeschichten unserer Heimat kannte er und noch viele außerdem, und die er nicht kannte, erfand er dazu. Er konnte wunderbar spannend erzählen. Kennt ihr die Geschichte von der Brücke in Elsten? Dort hockt in Neumondnächten der Teufel in Gestalt eines schwarzen Hundes und rasselt mit einer glühenden Kette. — Einmal hat ein Mann im Traume eine Leiche im Sarg gesehen. Er schnitt ihr (alles im Traume) eine Haarlocke ab. Am anderen Morgen fragte ihn seine Frau: Wer hat dir die Locke abgeschnitten? — Wenn einer das Siebente Buch Moses' hat, kann er es nie wieder'los werden.

Oft führte mich nachmittags der Weg von der Schule unmittelbar zu Ostendorfs Fannand. Da saß ich mit glühenden Backen und klopfendem Herzen und konnte nicht genug



hören. Aber wenn die Dunkelheit da war, wagte ich kaum allein nach Hause zu gehen. In jeder dunklen Ecke hockten Gespenster; es war grausig und doch schön.

Fannand machte sich bald selbständig. Da er wohl fürchtete, daß in unserer damals nicht so bücherfreudigen Stadt das Brot für einen zweiten Buchhändler und Buchbinder

knapp werden möchte, erlernte er in einem Schnellkursus auch noch das Handwerk eines Haar- und Bartscherers. Für zehn Pfennige schor er uns die Köpfe kahl, die Ansprüche waren noch nicht so hoch wie heute. Sein Hinterstübchen wurde wieder zur Märchenbude phantasievoller Knaben.

Hermann Bitter

# *Dichtung und Wahrheit*

(nicht von Goethe)

Als Ausgleich für unser Weinen hat Gott uns das Geschenk des Lachens gegeben. Kein Tier vermag zu weinen oder zu lachen, nicht einmal die Lachtaube. Und mag die Gesellschaft, in der du vielleicht im Augenblick bist, vor Spaß und Lachen bersten, einer bleibt immer todernst — euer Hund. Daraus schließe ich, daß Lachen Geist voraussetzt. Und daß unser Geist eine Ordnung sieht, deren Wesen im richtigen Verhältnis des einen Dinges zum anderen oder des einen Menschen zum anderen beruht. Wenn dieses Verhältnis durchbrochen wird, lachst du oder du weinst. Etwa dann, wenn du einen Betrunkenen auf der Straße siehst, der vor einem entgegenkommenden Heuwagen den Hut abzieht im Glauben, es sei der Herr Pastor. Oder du wirst — und das wäre besser — traurig in dem Gedanken, daß dieser Mann lieber sein Geld für die Frau und die Kinder verwenden sollte. Übrigens haben Betrunkene in Oldenburg Seltenheitswert, Gott Dank. Sollte ich mich jedoch irren, so nehme ich diese Behauptung mit Bedauern zurück. Aber es sollte nur ein klärendes Beispiel sein: Lachen und Weinen beruhen also in einem Bruch der Ordnung, mein Verstand — soweit vorhanden — erkennt dies, worauf die sinnliche Reaktion eintritt oder auch — und darum geht es hier — die Erschütterung des Zwerchfelles. Sie darf nicht zu stark sein, weil man sich sonst tatsächlich tot lachen könnte. Man hält sich daher zur Vorsicht „den Bauch vor Lachen“.

Aber ich wollte gar nicht über die Hintergründe deines Lachens und Weinens erzählen, sondern mich in eure lustige Gesellschaft einschalten und — dem Tränensack vollkommene Ruhe gönnend — einige Anekdoten zum Lachen geben.

Was nun Dichtung ist in diesen Zeilen und was Wahrheit, will ich nicht entschei-

den. Das mögen die tun, um die es geht. Der Kern jedenfalls ist echt. Ich komme also nicht in die Verlegenheit jenes schalkhaften Bauern in der Nähe von Barßel, der nach dem Hochamt über den Mittag hinaus von seinen Kriegserlebnissen 1914—18 berichtet. Breitspurig sitzt er bei uns in der Küche, den Schaum bereits vorm Mund. Arme und Beine reden mit, eine Heldentat folgt der anderen. Punkt zwölf Uhr nimmt er ein Bataillon Franzosen gefangen, zehn Minuten später ein ganzes Regiment. Ein kurzes Räuspern... In seiner Haltung neue Energie zeigend macht er gerade den Ansatz zur Vernichtung der ganzen Division, als wir das Grinsen nicht mehr unterdrücken können. Darauf er, mit gestrecktem Zeigefinger auf sich selbstweisend: „Jawoll, ick alleine! Kiene anners as ick!“ — „Un watt möken dei annern ale an de Front?“ — Eine Sekunde Verlegenheitspause. Dann springt er unruhig auf, spuckt seinen Priemen in die Gegend und ruft voller Verzweiflung: „Kinnern, nu helpt mi doch leigen!“ — In diese Verlegenheit also komme ich nicht. Aber womit soll ich beginnen? Am besten mit dem komischen Verfasser dieser Zeilen selbst, von dem ich nämlich ganz sicher weiß, daß er Sinn für volkstümlichen Humor hat, auch dann, wenn er selbst in seiner Doofheit Objekt eines Lachens ist.

Mein Stolz war immer mein Geburtsort Barßel. Als Junge hatte ich keine Ahnung, daß ich mal später andere Völker und Länder sehen würde. Bis dahin war ich noch nie übers Saterland hinausgekommen. Daher meine felsenfeste Meinung: „Nix öwer Bassel — dei välen Hüser, dei grote Kake, dei Schäpe und dann dei Isenbohnbrügge.“ Aus diesem Blickfeld heraus gab es nichts Größeres und Zivilisierteres. Mit elf Jahren





komme ich aufs Gymnasium nach Oldenburg. Ich reiße Maul und Augen auf vor Verwunderung: „Junge, is dat obern Baohnhoff — und dei Lüe ale so moje antrucken.“ Und dann: Da steht irgendwo im Bahnhof „Männer“, die nächste Tür „Bedienung 10 Pfennig“, und dann — nach einer Weile — sehr freundlich „Bitte ziehen“. Das war mein Problem, das es zu lösen galt. Ich überlege. Ein paarmal fällt meine Hand wieder zaghaft von der Kette zurück: „Is dat woll richtig? — watt dann woll passeiert? — Draußen wartet ein Herr und drückt ungeduldig die Klinke. In dem Momente wag ich's: ein Rauschen und zischen des Wasser — kein Knopf zum Abstellen — also doch falsch! — Die Tür aufgeschmissen, an Wartefrau und Herrn vorbei und mit Karacho durch die Bahnhofshalle nach draußen. Mit zitternden Knien sitze ich auf einer der Bänke vor dem Bahnhof im schrecklichen Gedanken, daß dieser bald unter Wasser stünde. „Hätte ich's bloß nicht gemacht“, klopft mein Gewissen. — Und da kommt schon das Unheil in Gestalt eines Schupos: „Sag mal, du kamst da doch vorhin durch die Halle gerannt?“ — Ein verängstigtes „Ja“. „Dann komm mal mit“. — Zwischen Fluchtgedanken und Gehorsamsgefühl schleiche ich ihm nach ins Halbdunkel der Halle. Dabei sehe ich die Wartefrau, wie sie meinen Tornister in der Luft schwenkt, den ich vor Aufregung vergessen hatte. „Kommst du vom Land?“, lächelt sie freundlich. Und der Schupo brachte es anscheinend nicht mehr übers Herz, wegen des verbotenen Rennens mit mir zu schimpfen. Es war ja sonst auch alles in Ordnung: keine Überschwemmung, alles war trocken und — ich wußte Bescheid. —

Einige Monate darauf fragt die Mutter ihren Jungen: „Hanzi, wat mokst du so, wenn du ut dei Schaule kummst und maußt upn Zug täuwen?“ — „Mamme, ick koop mi'n Is“. — Als der Junge ein gutes Zeugnis nach Hause bringt und die Mutter während der Ferien nach Oldenburg fährt, will sie ihm eine Freude machen und kauft einige Portionen Eis. Dabei sieht sie sooo! wunderschöne Sachen im Geschäft, unter anderem auch die damals noch seltene Sahne: „Frollein, davon ein halbes Pfund“, zeigt sie auf die leckere Sache. Und weil es ihr so billig erscheint: „Dann noch man'n Pfund dabei, wenn Sie so gut sein wollen!“ — Das „Frollein“ packt freundlich ein. In der Stadt ist man gewöhnlich so nett, vor allem im Geschäft. — Vom Eis aber hat der

Junge nichts gesehen, denn das war bis Ocholt bereits durchs Gepäcknetz geträufelt, zum Ärger einer darunter sitzenden Dame (sie roch nämlich nach Parfüm und kam aus Stickhausen!). Aber die Sahne hielt sich famos und „dobie so billig“, meinten die herbeigeeilten Nachbarsfrauen. Und es war — Quark!! „Dei Häuner wulln't nich mol fräten.“ — Alles hat herzlich gelacht, am meisten die Mutter. Nur der Vater, ein Lehrer, schaut seine Frau mit Kennerblick an und schüttelt den Kopf: „Die Dummen werden nicht alle. Genau so“, fährt er fort, „wie vorhin in der Schule. Da zeichne ich ganz deutlich den Lauf der Soeste an die Tafel, lasse die Leda in die Ems und diese in die Nordsee laufen: Nun, Kinder, sagt mir mal warum ist das Wasser hier süß und in der Nordsee salzig? — Keine Antwort. — Nochmals gefragt und ein wenig pädagogisch nachgeholfen, und richtig, das hilft. Ein Junge meldet sich sofort mit der Antwort: Herr Lärer, weil daß da so viele Soltheringe drin swimmen.“ — Der Junge ist heute ein tüchtiger Mensch. Es handelt sich also durchaus nicht um jenen, der in ein anderes Dorf zog und neulich seinem Gemeindevorsteher schrieb: „Sie müssen mir helfen. Ich habe zwei Söhne und eine Tochter. Ich bin beschränkt, da ich nur über zwei Bettstellen verfüge.“

Nun wirst du mir erlauben, von anderen zu beginnen, ohne Gefahr zu laufen, gerichtlich belangt zu werden. Aber das wäre schließlich nicht schlimm, denn für einen Spaß muß man schon was wagen, und die Richter sind manchmal auch Menschen. — In meiner Volksschulzeit kam noch der Pfarrer des Dorfes zur Schule, um zu visitieren. Mein verehrter Lehrer übte vor dem Besuch des Pastors mit allen Kindern die Begrüßung: Gelobt sei Jesus Christus! Der hochw. Herr erscheint, und als er prüfen will, zeigt Bernd den Finger auf: „Herr Lärer, ich muß mal.“ Er verschwindet und kommt nicht wieder, auch dann nicht, als ein Schüler ihn holen soll. In der Sorge, wo der Junge wohl bleibe, schreiten Lehrer und Pastor ehrfurchtgebietend über den Schulhof und klopfen an die verschlossene Tür des bekannten Örtchens: „Bernhard, mach mal auf!“ — Keine Antwort. — „Nun mach doch auf, wir tun dir doch nichts!“ — Alles bleibt ruhig. Auf einmal erscheint Bernds dicker Kopf ganz zaghaft über der Mauer des Aborts, und ehe er wieder verschwunden, begegnen ihm unglücklicherweise die Augen des hochw. Herrn, so daß er vor ängstlicher Ver-



legenheit ruft: „Gelobt sei Jesus Christus, Här Pastor!“ — Wenn der Ort für diese Begrüßung nicht geschaffen war, so hatte Bernd es mal wieder geschafft, denn diese Stunden waren auch für mich immer eine Plage. Aber sie taten uns gut.

Übrigens wohnt dieser Bernd, heute ein schalkhafter Mann, in der Nähe einer ehrenwerten Familie, deren korpulente und daher watschelnde Mutter zur Vorsitzenden des Müttervereins gewählt wurde. Natürlich eine Ehre, aber diese Frau war doch ein wenig nervös in dem Gedanken, bei der Fronleichnamspzession und bei anderen Anlässen die Vereinsfahne tragen zu müssen. Und das will alles gelernt sein. Was blieb da zu tun? — Eines guten Morgens, im Halbdunkel des beginnenden Tages, sieht Bernd sie würdevoll — majestätisch durch die Pattwege ihres Gartens schreiten, rechts ein Kind, links ihren Mann als Vertreter ihrer beiden Begleiterinnen — in den Fäusten eine Fleischgaffel mit einer Speckseite als Fahne und mit versuchsweise dreistimmigem Gesang. — Daß sie geübt hat, glaube ich dem Bernd, denn man sah ihr, als es Ernst wurde, das Können an, nicht aber, daß sie, als er über den Gartenzaun hinweg ihr zurief: „Dei Faohne hoch“, tatsächlich dieses Lied gesungen hat.

Aber Bernd soll sich — genau so wie ich — an die eigene Nase fassen. Er ist so eine Art Dorfunikum, wie sie anscheinend immer weniger werden. Und dazu gehört, fast wie bei „Köbes und Schäl“, ein anderes Original. Ich nenne ihn Jann. Es sind aber nicht die, an die Du denkst. Ich meine nämlich den Bernd und den Jann, die mit einer Gruppe von Komplizen unseren Schützenkönig ins Wasser fuhren und immer wieder riefen: „Wie möt di döpen!“ Und als Bernd in einer Silvesternacht ein wenig angeheitert nach Hause schwankt, begegnet ihm Jann, der sich mit einer großen Tür abquält, um sie in den Kanal zu schmeißen. Jann zu Bernd: „Nu help mi, Bernd, dat is dei Dören van NN. — Und Bernd, ebensowenig ein Freund vom Besitzer der Tür: „Jao, Jann, dei Düwel schallt hebben!“ spuckt in die Hand und — hinein in’n Kanal. — Nachher merkte er’s: seine eigene Haustür war verschwunden.

Ich will bemerken, daß beide meine Sympathie haben und daß vor allem ihr gutmütiger Humor schon manches berstende Lachen in die Eintönigkeit dörflichen Lebens gebracht hat. Ist das nicht nett? Und dazu in

ihrer Art gewissenhaft: Ein fremder Geistlicher übernimmt vor einigen Jahren die Führung des Gesangvereins zur Klus nach Lohne und zum Dümmer. Jann, mit seiner tenorhaften, kräftigen Stimme zum Geistlichen: „Vor allem Hochwürden, es darf nicht gesoffen werden. Bitte, sorgen Sie dafür. Ich kenne diese „Bussens“ hier, aber ich helfe Ihnen.“ Zum Zeitpunkt der Heimreise steht alles am Bus. Wer fehlt, ist Jann. Als er in einer Wirtschaft gefunden wird und nach kurzem Zögern zurückkommt, ertönt von weitem schon seine Stimme: „Hier hew ick se nu ale rut! Fählt dor noch wecke? „Nee“, schallt die Antwort der Wartenden. — „Na, dann ist ja alles in Ordnung“, meint Jann, drückt dem Geistlichen eine Flasche Bier in die Hand: „Sehn Sie, auf mich können Sie sich verlassen.“ Der einzige, der angeheitert die Heimreise antrat, war er. — Es bleibt aber nicht aus, daß einmal im Jahre Ostern kommt und damit die Verpflichtung: . . . und zwar zur österlichen Zeit. Jann und Bernd wissen, was sich gehört: den besten Anzug an und dann mutig zur Kirche, wo ein fremder Pater im Beichtstuhl sitzt. Eine Schlange von Menschen davor. Im letzten Moment jedoch beginnt beiden das Herz zu klopfen. Keiner will zuerst. „Tau Jann, gao du vörut.“ Aber Jann zögert und Bernd muß rein, damit keine Unterbrechung kommt. Dann geht Jann. Als er andächtig raus kommt und die Bank von Bernd passiert, zupft dieser ihn am Ärmel: „Hefft gaut gaon, Jann? Und wat heff hei seggt?“ Und Jann, wohl wissend, daß er im Gotteshaus ist und voller Würde: „Ja Bern-haad, es hat sehr gut gegangen. Der Pater sagte: nur halb so schlimm wie der Vorhergehende“. — Daß beide den Kreuzweg zur Buße auferlegt bekamen, wird sicherlich stimmen. Auch, daß viele Beter trotz des Ernstes ihr Lachen nicht unterdrücken konnten, denn Jann und Bernd begannen bei der letzten, also der 14. Station. Aber nur — wie sie nachher behaupteten — weil die ersten schon besetzt waren, und nicht, weil sie es nicht gemerkt hätten. Denn so dumm sind sie nun auch wieder nicht. Das würde ja schließlich „dem Faß die Krone aufs Haupt schlagen!“ (Dieser Gedanke stammt von mir persönlich.)

Nun, das soll für heute genügen. Denn ich merke, daß der Humor in diesen Zeilen dem Tode des Gedrucktwerdens anheimfällt und dadurch an Originalität verliert. Solltest Du aber bisher gelacht haben, so bedenke, daß Humor im grauen Alltag eine Medizin





ist, und eine Medizin nimmt man, wie unsere Ärzte sagen, immer nur löffelweise. Aber eins darf ich noch sagen, weil es uns Oldenburger insgesamt angeht. Sitze ich da später in Köln in einer Gesellschaft lustiger „philosophierender“ Studenten; wir kommen vom Höck'schen up't Stöck'schen bis auf die Frage: „Was würden Sie tun, wenn Sie wüßten, daß morgen die Welt untergeht?“ Worauf man im Chor laut brüllt: „Mit dem nächsten D-Zug nach Oldenburg fahren, weil da alles einige Jahre später passiert!“ — Nun, ich habe ins Gelächter eingestimmt, weil man dann immer noch am stärksten ist, wenn man über seine eigenen Schwächen schmunzeln kann. Es ist, soweit ich weiß, auch keiner aus Angst vor dem Untergang der Welt nach Oldenburg gefahren, wohl aber zum Hamstern. (Soll'n se tun, denn solange Deutschland zu Oldenburg gehört, woll'n wir dafür sorgen).

Bald darauf kommt allerdings ein Bus voller Landsleute zu einer kirchlichen Feier nach Köln, eine ganz fidele Gesellschaft. Als sie beim „Fürstenhof“ vor dem Dom aussteigen, sucht einer der Bauern vergeblich seinen Hut am Haken des Wagens von Schomaker. „Wecke heff mien Haut seihn?“, ruft er, während aus dem Hintergrunde bedächtig eine Stimme ertönt: „Dien Haut, Heinrich? — Jao, dei is all bi Münster ut'n Fenster weihet.“ — Es war tatsächlich so. Und als sie nach der ernstesten Feier den Dom, die Hohe Straße und die Oper besichtigen, geraten sie am Abend in den „Freischütz“. In dieser Oper war der Teufel los. Es rollte der Donner, der Sturm heulte und Blitze

zuckten ohne Ende durch den Raum. „Sehn'n Sie“, sagte ein gewitzter Bauer aus dem Kreise Vechta in der Pause zu einer Gruppe von Kölnern, „so'n Sauwetter hier. Das steckte mich schon den ganzen Tag in den Knochen. Und dann schimpft man über Oldenburg?“

So, nun habe ich aus einer ganzen Kiste voller Anekdoten einige Geheimnisse gelüftet: solche, die das Verschweigens nicht wert sind und solche, die zu kostbar sind, um verschwiegen zu werden. Du, lieber Landsmann, wirst aus deinem Dorf oder aus deinem Städtchen noch weitere hinzufügen. Und es ist schön so. Denn Anekdoten sind nicht nur unterhaltsam, sondern sie sind Kunstwerke, sie sind Blitze, die die Nachtlandschaft unseres Lebens und unseres Wesens aufleuchten lassen, oft besser als dicke, gelehrte Bücher. Und wenn jene, um die es hier ging, glauben, all das sei vergessen, so stimmt das nicht. Gott Dank dafür, denn der freiwillige oder auch unfreiwillige Humor ist ein Bindemittel zwischen Mensch und Mensch und schafft Gemeinschaft. Bist du mir jedoch böse, so tröste dich mit dem Vers, der weder von Goethe noch von mir noch von Ähnlichen stammt:

*Wenn über eine alte Sache  
Mal wieder Gras gewachsen ist,  
Kommt sicher ein Kamel gelaufen,  
Das alles wieder 'runter frißt.*

Das Kamel bin ich.

P. Callistus Siemer O. P.

## Wiehnachtsgebett

*Wor köm up Eern de Freude her,  
wenn, Christkind, nich van di?  
Wi wät't dat man so recht nich mehr;  
tau gau un grappsch sünd wi.*

*Wi jaogt achter all Spillwark an  
un hebbt kien Dur un Tied.  
Wat waahr un häil us helpen kann,  
dat stellt wi an däi Siet . . .*

*Dat is nich, as dat wäsen schall.  
Us Glowen is so mör. —  
O Kind, du ut den lütken Stall,  
du wäißt doch Raot dorför!*

*Help, dat wi us mehr Meihte gäwt,  
alltied un ümmer weer!  
Help, dat in diene Läiw wi läwt —:  
Wat brukt wi dann noch mehr?*

Heinz von der Wall



# Dorfleben vor 50 Jahren

Wenn man heute rund 50 Jahre zurückdenken kann, kommt man immer wieder zu der Erkenntnis, daß unsere Heimat in den Jahren vor Ausbruch des ersten Weltkrieges eine ruhige Zeit erlebte, die von politischen und wirtschaftlichen Ereignissen nicht nennenswert beeinflußt war.

Das dörfliche Leben, z. B. in meiner Heimat Varnhorn, war, mit dem Maßstab unserer heutigen schnellebigen Zeit gemessen, von einer geradezu idealen Gleichförmigkeit. Die bäuerlichen Menschen hatten noch Zeit zur Besinnung. Die Technik, wie man sie heute im Dorfe findet, hatte kaum Fuß gefaßt. Ich erinnere mich, was für ein Ereignis es für uns Kinder um 1907 war, wenn Dr. Anton Glup aus Wildeshausen mit einem Auto nach Varnhorn kam, um Kranke zu behandeln. Das Auto wurde von den Kindern umringt und als Sehenswürdigkeit betrachtet. Hermann Schmedes, der biedere, treue Milchfuhrmann, meinte, er müsse schon zweimal die Woche auf der Straße nach Visbek seine Pferde am Zaum führen! Das wäre doch zuviel! Zwei Autos die Woche! „De Dinger laot se man bold verbeien, wo schäölt de Päer bliewen!“ So gesprochen vor 50 Jahren! Technik im Dorf: Um 1910 gab es die ersten Benzolmotoren und ein paar selbstbindende Mähmaschinen. Bei der Getreideernte wurden aber noch viele menschliche Arbeitskräfte eingesetzt. Die meisten Bauernmädchen mußten noch zum Ausnehmen und Binden der Garben mit aufs Feld. Die größeren Schulkinder halfen in der Erntezeit. Bei vielen Kleinbauern wurde für den Getreidedrusch noch der Dreschflegel verwendet. Ich entsinne mich, daß der alte Hermes sagte, gutes Takt Dreschen mache die Arbeit halb so schwer. Im Herbst mußten die Kinder Kartoffeln suchen. Für einen Nachmittag gab es 50 Pfennig.

Dreimal im Jahr konnten wir in Visbek Kirmestrubel erleben: Auf dem Junimarkt, zu Pfingsten „Hinter den Tannen“ und bei der Herbstkirmes am Kirchweihfest.

Wer kam an den Werktagen nach Visbek? Nur wenige Leute mehr als der Milchfuhrmann, der täglich fuhr. An Sonntagen ging der größte Teil der Kirchgänger zu Fuß, einige Radfahrer gab es und die Bauernkutschen, Halbchaisen genannt, von stattlichen Pferden gezogen. Bis Möhlmanns

Kreuz an der Straße Wildeshausen—Visbek war von Varnhorn aus nur ein Sandweg zu benutzen. Man nahm auch wohl einen Richtweg und ging durch den sog. Hamborg. Ich habe noch das Bild vor Augen, wie die Frauen des Sonntags von der Frühmesse kamen und den langen Überrock aufgeschürzt in der einen Hand, dazu im Winter die Sturmlaterne in der anderen Hand trugen. Wir Schulkinder mußten beim sonntäglichen Gottesdienst in der Kirche zu Visbek auf dem Chor knien. Es gab noch keinen besonderen Kindergottesdienst. In bester Erinnerung ist mir der alte Pastor August Zerhusen, ein Priester von geradem, aufrechtem Wesen, allen Umschweifen abhold, der lakonische Fragen stellte und eben solche Antworten liebte. Pünktlichkeit im Gottesdienst und in der Schule waren für ihn eine der ersten Bedingungen, deren Erfüllung er von seinen geistlichen Mitarbeitern und den Lehrern erwartete. Pastor Zerhusen war wohl ein Original. Ich erinnere mich einer Christenlehre, Kinderlehre genannt, die im Bauernhaus Ahlers in Varnhorn stattfand. Der Unterricht auf der Diele hatte soeben begonnen. Da gab der aufgestellte Bulle plötzlich mehrere kräftige Laute von sich. Alles schaute sich um, während der Herr Pastor sich zum Lehrer, meinem Vater, wandte und sagte: „Aftöwen, erst kump hei, dann kaom ick!“

Originale gab es auch unter den Dorfbewohnern. Da waren Bernhard Hermes vom Berge und Heinrich Hermes im Dorfe. Ich entsinne mich, wie der alte Heinrich Hermes von seinen Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1870, besonders von den 70 Regentagen bei der Belagerung von Metz, erzählte. Bernhard Hermes wußte von seinen Vorfahren her von der Napoleonszeit und von den Hollandgängern zu berichten. Im Lehrerhause trafen sich an Winterabenden häufig erfahrene Bauern des Dorfes, um beim Schein der Petroleumlampe Probleme des Dorfes mit meinem Vater zu erörtern. Zu diesen Männern gehörten der alte Bauer Batke, Bauer Kock, auch Haussohn Josef Kayser-Bullmühle und Landwirt Bramlage-Siedenbögen. Die Neubauern aus Varnhorn, Siedenbögen und Hogenbögen bildeten vor 50 Jahren eine sog. Kuhkasse mit dem Sitz in Varnhorn. Mein Vater führte die Geschäfte. Durch das Auftreten von Milzbrand hatten





die Kleinbauern unter den Viehbeständen empfindliche Verluste erlitten. Die Kuhkasse hat als Versicherung auf Gegenseitigkeit in verschiedenen Schadensfällen spürbare Leistungen aufgebracht.

Im Lehrerhaus wurden auch „jagdliche Probleme gewälzt“, wenn „Bullemöllers Josef“ kam und mit meinem Vater über Wildspuren von Rehen, Wildschweinen und Füchsen sprach. Wenn die beiden zur Jagd gingen, kamen sie häufig mit ansehnlicher Beute heim. Eines Wintertages hatte die Varnhorner Jägerschaft sogar drei Keiler erlegt, die bei der Wirtschaft Suing zur Schau gestellt wurden.

Gern ging ich zur schön gelegenen Bullmühle. An einem Sommertag des Jahres 1909 wurden dort nach einem Gewitterregen so viele Aale gefangen, wie es seit Jahrzehnten nicht mehr der Fall gewesen war. Im Winter 1908 ließen sich bei der Bullmühle viele Kraniche und Wildgänse nieder, von denen mehrere erlegt wurden. Im Bauernhaus zu Bullmühle gab es vor 50 Jahren noch ein regelrechtes Herdfeuer. Wenn man eintrat, fand man oftmals so viel Rauch, daß man keinen Menschen erkannte. Schließlich ertönte von irgendwo die Stimme der gastfreundlichen Bullmöllers Mutter: „Kumm herin un sett di!“

Boten- und Dienstgänge mußte ich als Schuljunge regelmäßig erledigen. Zu Josefine Kayser, die als Haushälterin auf dem Hofe Hackstedt tätig war, mußte ich gehen und Butter holen, das Pfund zu 90 Pfennig, oder ich mußte aus unserer Hausschlachtung aus dem gleichen Bauernhause geräucherte Würste oder Rauchfleisch nach Hause bringen. Zu Hubbermanns Mühle ging mein Weg, um das wohlschmeckende Schwarzbrot zu kaufen. Manche harte Brotrinde wurde unterwegs abgebrockt.

Neuigkeiten brachten die Landbriefträger von Visbek ins Dorf, von denen Niemann und Harting mir am bekanntesten geblieben sind. Die Zeit, als die Briefträger noch zu Fuß ihre weite Tour zurücklegten, war vor 50 Jahren soeben vorüber. Man benutzte schon das Fahrrad. Im Winter allerdings kamen die Briefträger zu Fuß, die Posttasche auf dem Rücken, einen derben Stock in der Hand. Die Tageszeitungen erschienen derzeit erst dreimal wöchentlich. Vor knapp 50 Jahren kam das erste Telefon ins Dorf. Beim Gastwirt Suing wurde eine öffentliche Fernsprechstelle eingerichtet. Von Visbek, und zwar von der Poststelle Schill-

möller aus, gegenüber der jetzigen Wirtschaft Thöle, der damaligen Wirtschaft Hinners (Schmees Bernd), fuhr die alte Postkutsche nach Schneiderkrug zur Bahnpost. Der Postkutscher war Debbeler.

Varnhorn, so sagte mein Vater, sei der Mittelpunkt eines „steinreichen“ Ackerbaugebietes. An vielen Feldwegen lagen die Haufen der ausgepflügten und abgesuchten Steine. Vaters liebster Spaziergang ging zur Mühlenhöhe, unweit der Thölstedter Grenze, wo sich ein idyllisch gelegenes Hünengrab befand.

Nicht selten brachte man aus dem Dorfe Urnen oder Urnenreste ins Lehrerhaus. Einige Male weilte auch Prof. Martin vom vorgeschichtlichen Museum in Oldenburg zu Besuch bei meinem Vater, der mit seinem Gast durch die Landschaft streifte. Unsere Schulausflüge reichten nicht weit. Gern fuhr der Vater mit uns auf einem Ackerwagen an einem schönen Sommertag ins liebe Auetal von Steinloge, bzw. von der Visbeker Braut her zum Bräutigam und über Endel und Bullmühle zurück. Größere Schulausflüge stellten die Fahrten auf einem mit Birkengrün geschmückten Ackerwagen in die Bickbeeren zum Baumweg oder zum Herrenholz dar. Im Winter ging es für uns Kinder aufs Eis zu Batken Rötelpohl oder zum Dorfteich. Zwischen den Dorfkindern und den Kindern aus Siedenbögen kam es zu Schneeballschlachten nach der Schulzeit. Wir Schuljungen hatten auch unsere Bräuche, wenn es nicht Unarten waren. Im Frühjahr wurden Birkenbäume nach Birkenwasser angezapft und Schmorfeuer an den Wegen angelegt. Eine große Sache war für uns das Altjahrssingen zu Silvester. Die Ortsgrenzen gegen Siedenbögen und zum „Berge“ hin wurden von den jugendlichen Sängern genau eingehalten. Folgende Erinnerung ist mir sehr lebendig geblieben: Versehgänge wurden in der Schule bekanntgegeben. Wenn die Kutsche mit dem Geistlichen sich der Schule näherte, knieten Lehrer und Schulkinder am Wegrande, um den Herrn in der Brotsgestalt zu grüßen. Darauf wurde in der Schule für den Kranken ein Vaterunser gebetet.

Mit dem Läuten der Visbeker Kirchenglocken am Samstag, dem 1. August 1914, wurde der Ausbruch des ersten Weltkrieges bekanntgegeben. Mit diesem Tage hörte das Stilleben in einem idyllischen Dorfe auf.

Hermann Brüggemann



# Unser Kardinal und seine Heimat

Wir nennen Kardinal Clemens August von Galen den größten Sohn des Oldenburger Münsterlandes. Er steht vor uns als der unerschrockene Kämpfer für die Rechte Gottes und der Kirche, für die Freiheit und Würde des Menschen gegen ein totalitäres System, das Recht und Freiheit mißachtete und die Wahrheit unterdrückte. Er rief unter Einsatz seines Lebens den Mächtigen seiner Zeit zu: „Es ist Euch nicht erlaubt, . . . die Freiheit des Christenmenschen zu mißachten und die ewigen Gesetze mit Füßen zu treten. Ihr zerstört die Grundlagen der göttlichen und menschlichen Ordnung, und ihr führt das Vaterland ins Verderben.“ Dieses Wort ist 1945 in grauensvoller Weise Wirklichkeit geworden.

Das Leben „unseres Kardinals“ entspricht vollinhaltlich dem Worte aus Webers „Dreizehnlinden“: „Erst gehörst Du Deinem Gotte, ihm zunächst der Heimerde“. Über die Gottverbundenheit des Kardinals von Galen und seinen Kampf für Gott und sein Gesetz soll hier nicht berichtet werden. „Weder Lob noch Furcht“ haben ihn davon abgehalten, seine Pflicht zu tun und sein Leben einzusetzen. Seine tiefe Heimatverbundenheit ist darin begründet, daß er die irdische Heimat sah im Lichte der ewigen Heimat. Gott schenkte ihm eine schöne Heimat auf Erden, die Burg Dinklage, und sein ganzes Leben lang hat Kardinal von Galen, wo er sich auch befand, die Sehnsucht und das Heimweh nach dieser schönen Heimat Dinklage und dem Oldenburger Münsterland nicht verlassen. Das kommt in zahlreichen Briefen zum Ausdruck, die Max Bierbaum in seinem ausgezeichneten Buch *„Nicht Lob, nicht Furcht. Das Leben des Kardinals von Galen“* (Verlag Regensburg-Münster) mitteilt. Besonders in der Heimat des Kardinals, im Oldenburger Münsterland, sollte dieses Buch weiteste Verbreitung finden. Wenn es darin an einer Stelle heißt: „Er wurde noch als Seelsorger der Großstadt Berlin die Sehnsucht nach dem Oldenburger Münsterland nicht los“, so bestätigen das alle seine Briefe, die er an seine Mutter richtete, bis Gott sie heimrief.

Kardinal Clemens August von Galen wurde am 16. März 1878 auf Burg Dinklage als elftes von dreizehn Kindern des Grafen Ferdinand Heribert von Galen und seiner Gemahlin, Gräfin Elisabeth, geb. Reichsgrä-

fin Spee, geboren. Die Erziehung im Elternhaus war völlig auf das ewige Ziel, den Himmel, ausgerichtet. „Wir sind nur Pilger auf Erden, das Leben ist kurz und jeder Tag hat der Erreichung des ewigen Ziels zu dienen“. Diese Grundstimmung tritt vor allem in den Briefen der frommen Mutter des Kardinals immer wieder zutage. In ihrer Hand lag die ganze Erziehung ihrer Kinder.

Als unser Kardinal mit seinem Bruder Franz in der Pfarrkirche zu Dinklage die erste hl. Kommunion empfing, schenkte die Mutter beiden das Büchlein von der Nachfolge Christi von Thomas von Kempen. Als Widmung schrieb sie hinein das eine Wort „Modicum“, d. h. „eine kleine Weile“. Unter diesem Wort stand das Leben unseres Kardinals, und es hat sicherlich auch seinen schweren Kampf für Gott und die Freiheit des Menschen bis zum vollen Einsatz seines Lebens bestimmt. Sein Vater starb am 5. Januar 1906 auf Burg Dinklage im 75. Lebensjahr. Am 31. Jan. 1906 schrieb Clemens August, damals Domvikar in Münster, an seine Mutter u. a.: „Liebes Mütterchen, was ist es eine Freude, den lieben Vater da zu wissen, wohin zu gelangen und uns zu führen er all die Jahre so konsequent sich bestrebt hat. Deo gratias für alles.“ Die Trauer um den Verlust des Vaters wurde überstrahlt von der Freude darüber, daß der Verstorbene nun in der ewigen Herrlichkeit sei, daß er sein Ziel erreicht habe.

Unvergesslich blieb Kardinal Clemens August von Galen sein ganzes Leben hindurch die Feier des Fronleichnamfestes in Dinklage. Seine Schwester Paula, die 1923 im Exerzitienhaus der Benediktinerabtei St. Joseph in Gerleve starb, berichtete am 28. Mai 1921 u. a.: „Aber so schön wie in Dinklage ist es doch nirgends am Fronleichnamfest, nirgendwo sind die Altäre und die Straßen so schön geschmückt, nirgendwo sind die Fahnen so farbenprächtig, nirgendwo ist das Geläute so festlich, dröhnen die Böller so ergreifend, ist die Beteiligung so groß, sind die Menschen so glücklich und begeistert beim Gesang der schönen alten Lieder, die man nirgends singt wie in Dinklage! Ist das wahr? Vielleicht wird mancher es bezweifeln und damit recht haben, ich weiß es nicht. Aber für mich und meine Geschwister ist es so. Für uns gehört Fronleichnam zu den allerschönsten Jugenderinnerungen“. Am





Schluß teilt sie mit: „Die ganze Oktav sah die Eltern morgens und abends mit uns zum Dorf gehen zu den unvergleichlich schönen Oktav-Hochämtern und Andachten.“

Es ist verständlich, daß an jedem Fronleichnamstage, den Kardinal Clemens August außerhalb seiner Heimat verleben mußte, seine Gedanken in Dinklage weilten. Als Theologe in Innsbruck erinnerte er sich am Fronleichnamstage 1902 der Fronleichnamsprozession in Dinklage, „deren schönster Schmuck trotz mancher Unordnung der kindliche Glaube und die Andacht der guten Leute ist, und wo jeder sein Möglichstes tut, um den Weg des lieben Heilandes zu verschönern. Hier fehlt es so sehr an alldiesem.“ Als Kaplan in Berlin dachte er am Fronleichnamstage mit fast „etwas Heimweh“ an die kirchliche Feier in Dinklage.

Von 1890 bis Ostern 1894 besuchte Clemens August von Galen das Gymnasium der Jesuiten in Feldkirch (Vorarlberg). „Ganz wehmütig“ stimmte ihn, daß er hier zum ersten Mal das Weihnachtsfest fern vom Elternhaus verleben mußte. Er erlebte auch in der Fremde die kleinsten Ereignisse in Dinklage mit. Er fragte brieflich immer wieder nach Wetterverhältnissen und Ernte, nach den einzelnen Tieren, nach Kauf und Verkauf und Schlachtung. Die Mutter gab ihm in ihren Briefen über alles genau Auskunft. 1893 schrieb er, das Weihnachtsfest in Feldkirch sei zwar wunderschön gewesen, aber mit der Feier in der Dinklager Kirche sei es doch nicht zu vergleichen.

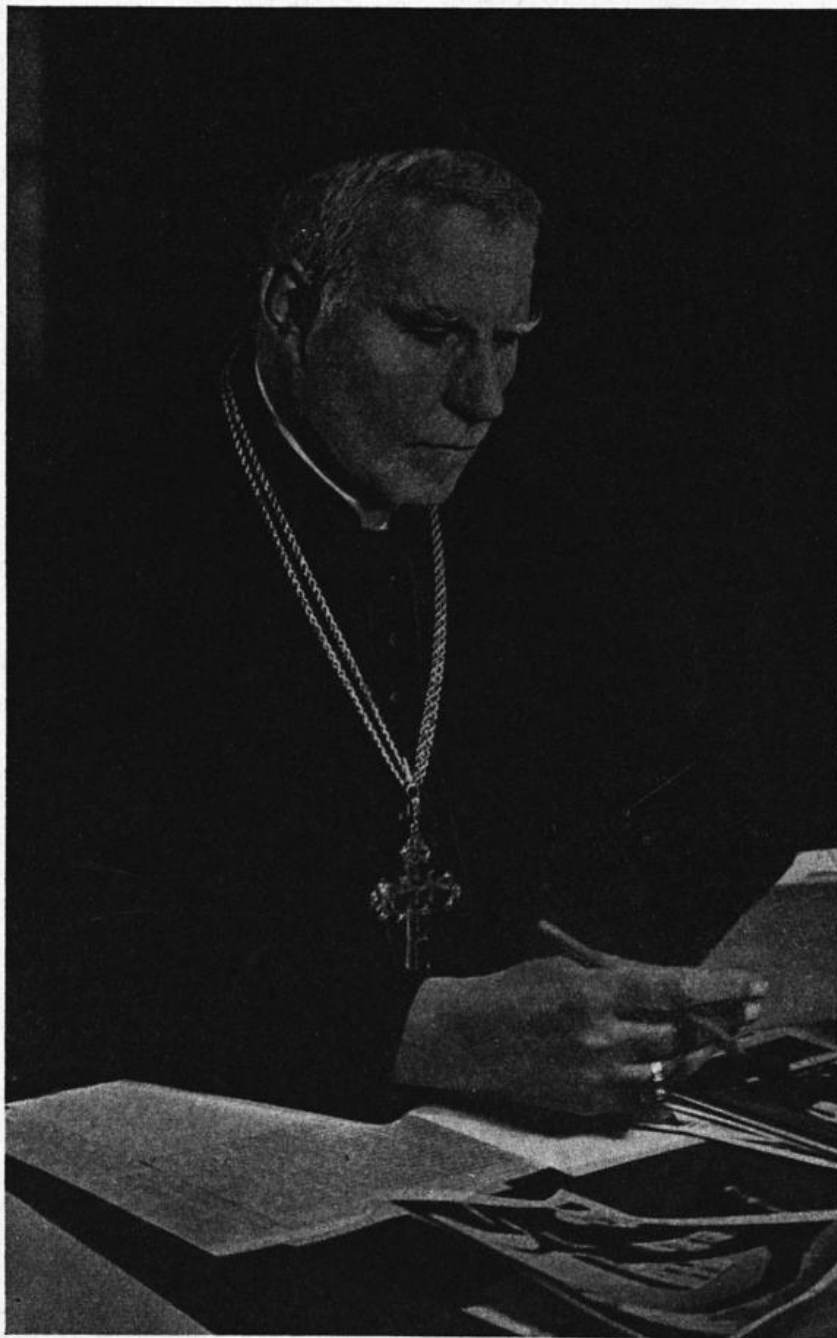
Ostern 1894 kamen Clemens August und sein Bruder Franz auf das Gymnasium in Vechta, wo sie im Herbst 1896 das Abitur bestanden. Bis zum Frühjahr 1897 blieben die beiden Brüder auf Burg Dinklage. Im Mai 1897 gingen beide als Studenten nach Freiburg in der Schweiz. Schon vor der Abreise hatte Clemens August sich mit seiner Mutter über seine Neigung zum Ordensleben ausgesprochen. Ende 1897 hören wir, daß er über seine Berufung zum Priestertum keine Zweifel mehr hatte. Seine Mutter schrieb ihm darauf: „Nicht leicht hätte ein Brief uns mehr erfreuen und mit Dank gegen Gott erfüllen können, als der deine . . .“ Der Bischof von Münster erlaubte ihm, in Innsbruck zu studieren, sprach aber die Hoffnung aus, daß er später in seine Heimatdiözese zurückkehren werde. Im Februar 1898 unternahm Clemens August mit seinen Bruder Franz eine Fahrt nach Rom; dort hatte er eine Privataudienz bei Papst Leo XIII.

Bis zum Herbst 1898 lebte Clemens August in seiner Oldenburger Heimat. Als begeisterter Jäger oblag er in dieser Zeit (September 1898) zumeist der Jagd. Sein Bruder Franz schrieb darüber: „Noch heute bezeugen die von meinem Bruder erbeuteten Trophäen, Geweihe und Gehörne von Hirschen und Rehen, in meinem Hause, ein wie guter Jäger und Schütze der spätere Bischof gewesen ist. Seit er den schwarzen Rock angezogen hatte, hat er kein Jagdgewehr mehr angerührt“. Dieser Abschied vom edlen Waidwerk ist Clemens August sehr schwer gefallen. Am 4. Mai 1903 teilte er seiner Mutter mit: „Jetzt habe ich also die Flinte definitiv eingepackt.“

Anfang Oktober 1898 reiste Clemens August nach Innsbruck, um Theologie zu studieren. Der Abschied von der Heimat war ihm „eine recht schmerzliche Operation“. Am 9. Dezember 1898 schrieb er an seinen Bruder Franz u. a.: „Einstweilen freue ich mich aber schon richtig auf das, wenn auch kurze, so doch hoffentlich frohe Wiedersehen am liebsten Ort der Erde (gemeint ist Dinklage) in acht Tagen.“ Am 4. 10. 1899 trat er in das theologische Konvikt in Innsbruck ein. Immer wieder waren seine Gedanken in Dinklage. Am 22. Dez. 1901 schrieb er an seine Mutter über die Weihnachtsliturgie: „Unsere schönen lieben Dinklager Lieder muß ich wieder allein in meinem Zimmer singen, aber ich bin sicher, unsere Anne singt in Rom mit!“ Ostern 1902 weilte Clemens August wieder bei seinen Eltern in der Heimat. Er hegte immer noch den Wunsch, in den Ordensstand zu treten, er besprach sich mit dem Bischof von Münster, aber er mußte noch über ein Jahr auf seine Priesterweihe warten. Am 28. Mai 1904 wurde er durch Bischof Dr. Dingelstad zum Priester geweiht. Sein Meßgewand war von seiner Mutter gestickt worden. Seine Primiz feierte er in der St.-Joseph-Kapelle des Doms, am Grabmal des Fürstbischofs Christoph Bernhard von Galen.

Von 1904 bis 1906 war Clemens August Domvikar in Münster und stand seinem Onkel, Weihbischof von Galen, zur Seite. Am 5. Januar 1906 starb sein Vater, Graf Ferdinand Heribert von Galen. Ende März 1906 ging Clemens August als Kaplan nach Berlin, wo er später als Curatus und Pfarrer bis 1929 wirkte. Der krasse Gegensatz zwischen der Weltstadt und seiner Heimat läßt es verständlich erscheinen, daß in Clemens August „immer wieder die Sehnsucht nach dem stillen ausgeglichenen Frieden seiner





*Kardinal Clemens August von Galen*



münsterländischen Heimat wach wurde.“ Ende Juli 1910 freute sich Clemens August „ganz unvernünftig“ darauf, seine Ferien nicht nur in der Gesellschaft seiner Mutter, sondern auch in der katholischen Atmosphäre seiner münsterländischen Heimat verleben zu können.

Im Jahre 1913 schrieb er: „Wie schön muß es jetzt in Dinklage sein, wo unzweideutige Frühlingsluft sogar hier in meinem Zimmer weht. — — Übermorgen ist schon Fronleichnam. Wie gern machte ich mal wieder die Prozession in Dinklage mit.“ Nach der Rückkehr aus dem Sommerurlaub in Dinklage sagte er seiner Mutter „innigsten Dank für die köstliche Zeit“ und schrieb weiter: „Ich muß immer wieder dem lieben Gott danken, daß er mir eine so paradiesähnliche Heimat gegeben und bis heute erhalten hat.“ Am 14. Juni 1918 schrieb er an seine Mutter: „Bei Dir in Dinklage fühle ich mich immer den kleinen und großen Angelegenheiten der großen und kleinen Welt entrückt und enthoben, so sicher und geborgen, als wenn sie mich gar nichts mehr angingen, und als wenn es nicht der Mühe wert sei, davon zu sprechen. Und in dem „Einen Notwendigen“, an das mich gerade in Dinklage jede Erinnerung mahnt, verstehen wir uns auch ohne Sprechen.“

In seinen Briefen an seinen Bruder Franz finden wir manche plattdeutsche Redensart aus seiner Heimat, die Clemens August trefflich zu verwenden wußte.

Am 20. März 1920 starb die Mutter des Kardinals Clemens August; ihr Tod war besonders für Clemens August ein sehr schwerer Verlust; beide waren im besten und tiefstem Sinne des Wortes „ein Herz und eine Seele.“ Mit seiner Mutter verlor er praktisch auch seine Heimat Dinklage. In ergreifender Weise gab er seinen Gefühlen in einem Brief an seine Geschwister vom 18. 9. 1926 Ausdruck.

Am 15. April 1929 kehrte Clemens August als Pfarrer von St. Lamberti in Münster in

seine Heimatdiözese zurück. Dieses Amt verwaltete er bis zu seiner Ernennung zum Bischof von Münster am 5. September 1933. Auf das Glückwunschsreiben von Dechant Pfarrer Renschen in Dinklage antwortete Bischof Clemens August u. a.: „Als Kind habe ich in der lieben Heimat niemals schlechte Beispiele und Verführungen zur Sünde gesehen, sondern nur Vorbilder unerschütterlich festen katholischen Glaubens, treuen katholischen Lebens, festen Gottvertrauens, aufrichtiger Frömmigkeit und inniger Liebe zur Kirche. Wieviel hat das dazu beigetragen, mich auf den Weg zu führen, den Gott jetzt zum Bischöflichen Stuhl lenkt. Möge es in Dinklage und im ganzen Oldenburger Münsterland so bleiben. Das wird auch in der Zukunft immer mein Wunsch, mein Gebet und meine Hoffnung sein.“

Bischof Clemens August hat des öfteren in Dinklage und im Oldenburger Münsterland geweiht, und die Bevölkerung seiner Heimat hat die Treue zu Gott und seiner Kirche im Kampf gegen das NS-Regime eindeutig bestätigt. Sie hat den heroischen Kampf des größten Sohnes des Oldenburger Münsterlandes in den folgenden Jahren bis zum Zusammenbruch 1945 im Herzen miterlebt und seine Ernennung zum Kardinal Anfang 1946 hat bei ihr große Freude geweckt. Um so größer war ihre Trauer über den unerwartet schnellen Heimgang des Kardinals am 22. März 1946. Und wenn heute ein Oldenburger Münsterländer nach Münster kommt, versäumt er es nicht, am Grabe des Kardinals Clemens August in der Gedenkkapelle im Hohen Dom ein Gebet zu verrichten. „Erst gehörs Du Deinem Gotte, ihm zunächst der Heimerde“, in diesem Wort ist das ganze Leben des Kardinals Clemens August ausgedrückt. Man könnte das Wort Fontanes anfügen: „Der ist in tiefster Seele treu, der die Heimat liebt wie Du!“

Hermann Thole

## Dr. August Crone-Münzebrock<sup>1)</sup>

Anläßlich seine 10. Todestages

Zum 10. Male jährt sich am 17. 4. 1957 der Todestag eines hochverdienten Mannes: Dr. August Crone-Münzebrock, der nach dem ersten Weltkrieg über die Rentenmark maßgeblichen Anteil an der Neufundierung der

deutschen Wirtschaft genommen hat. Die neuen Geldwerte, welche die Unterschrift dieses großen münsterländischen Wirtschaftspolitikers trugen, gingen damals durch ganz Deutschland und machten der Inflation unglückseligen Angedenkens ein Ende. Sein Todestag fiel in die traurigen Jahre nach dem zweiten Weltkriege, in denen noch keine

<sup>1)</sup> Vgl. August Crone-Münzebrock, Beiträge zur Geschichte der Familie Crone-Münzebrock und der angeheirateten Linien. Als Manuskript gedruckt Berlin 1936.



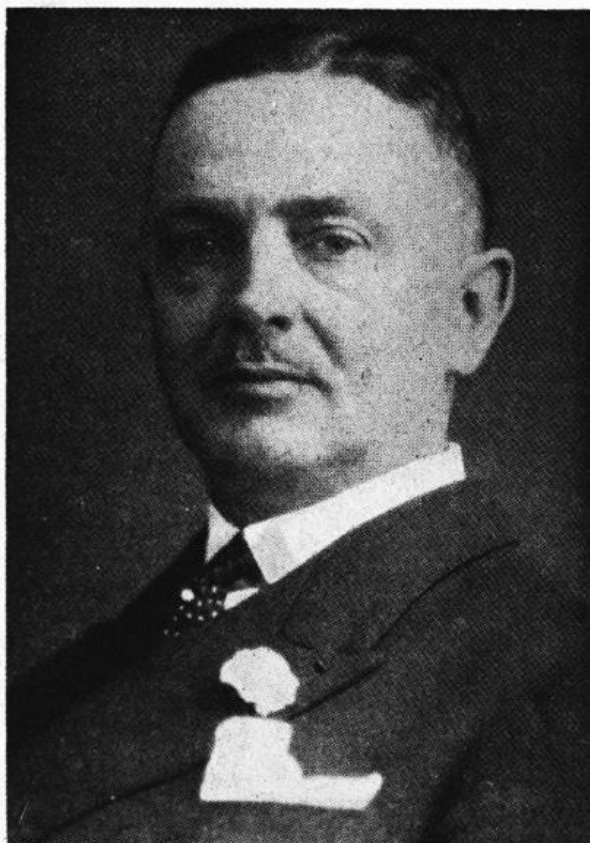
Tageszeitungen erschienen, so daß seine Verdienste um sein über alles geliebtes Vaterland, um den Bauernstand und um seine engere Heimat Essen nicht gewürdigt werden konnten.

August Crone-Münzebrock wurde am 17. 5. 1882 als viertes Kind des Hofbesitzers Gerhard Crone-Münzebrock und Josefine geb. Meyer zu Höne auf Gut Münzebrock in der Gemeinde Essen i. O. geboren. Ostern 1889 kam er zum Lehrer Brämswig in die Essener Volksschule. Nach zwei Jahren Mittelklasse bei Lehrer Timphus erhielt er mit seinem Freunde Heinrich Holtkamp Privatunterricht beim alten Kaplan Hinner. Mit zwölf Jahren kam er in das Internat in Fürstenau und anschließend auf die Noelle'sche Handelsschule in Osnabrück, die in Handelskreisen einen vorzüglichen Ruf hatte und die auch vom Auslande stark besucht wurde. Ein halbes Jahr besuchte er die Oberrealschule in Köln und kehrte dann auf Wunsch des Vaters ins Elternhaus zurück. Die nun folgende dreijährige Tätigkeit in der Landwirtschaft förderte nicht nur seine körperliche Entwicklung, sondern auch seine landwirtschaftlichen Kenntnisse, wenn er auch lieber weiterstudiert hätte.

Schließlich setzte er doch seinen Willen durch und bezog für ein Semester die Universität Leipzig und anschließend für sechs Semester die Universität Jena. Das Studium der Land- und Volkswirtschaft beschloß er mit einem ausgezeichneten Diplom-Examen, auf Grund dessen er die Rechte eines Abiturienten erwarb, so daß er zur Promotion zugelassen werden konnte. Er promovierte mit der Note sehr gut.

Am 1. Januar 1908 wurde er als Geschäftsführer beim Westfälischen Bauernverein in Münster eingestellt. Nun setzte eine rege Tätigkeit im Interesse der heimischen Landwirtschaft ein. Er bereiste Westfalen, das Emsland, das südliche Oldenburg und die Osnabrücker Gegend und hielt jährlich an die 30 Versammlungen ab. Sein Ressort war die Bearbeitung von Fragen der Wirtschaftspolitik, der sozialen Gesetzgebung, der Versicherungen, des Warenhandels sowie des Steuer- und Kreditwesens.

Als eines der Hauptverdienste Dr. Crone-Münzebrocks ist die Gründung der Zentralstelle der Deutschen Bauernvereine anzusprechen, die er offiziell am 1. Januar 1917 auf eigene Gefahr in Berlin mit einem kleinen Büro eröffnete. Die damals in Deutschland bestehenden 16 Bauernvereine waren ohne reichseinheitliche Bindung und des-



halb für eine allgemeine deutsche Agrarpolitik ohne Bedeutung. Schon zu Beginn des ersten Weltkrieges erreichte er, daß er als Vertreter der Bauernorganisationen zu Beratungen und Sitzungen in den Berliner Ministerien hinzugezogen wurde, so daß er die einzelnen Bauernvereine über geplante Gesetze und Verordnungen orientieren konnte. Diese planmäßige Arbeit sagte den Bauernvereinen zu, zumal der ehrenamtliche Vorsitzende der Vereinigung der Deutschen Bauernvereine, Freiherr von Kerckerink zur Borg, ihm seine Unterstützung zukommen ließ.

Mit eiserner Energie und intensiver Arbeit unter dauernden Kämpfen mit Ministerien und Parlamenten festigte Dr. Crone die Position der Bauernvereine und die Stellung der Landwirtschaft, die bislang in durchaus unzulänglicher Weise durch den Bund der Landwirte und den ostelbischen Adel wahrgenommen worden war.

Ein weiteres Arbeitsgebiet eröffnete sich dem unternehmungslustigen Land- und Diplom-Volkswirt in der Mitwirkung an der Regelung des Kriegsernährungswesens und der Gründung der Kriegsgesellschaften, angefangen von der Reichsgetreidestelle bis zur Gesellschaft für Laubgewinnung. Er gehörte dem „Neunerausschuß“ des Kriegsernährungsamtes als ordentliches Mitglied



an und wurde automatisch Mitglied vieler Aufsichtsräte, Ausschüsse und Vorstände von Kriegsgesellschaften.

Gegen Ende des Krieges und nach demselben schuf er aus dem Nichts den „Zentralverband der Bauernvereinigungsorganisationen“ als Warenzentrale, sowie die „Deutsche Bauernbank A.G.“ und die „Zentralkasse der deutschen Bauernvereinsorganisationen“ als Geldzentrale. Alle drei Institute entwickelte er fast nur auf Kredit, bis die Mittel zur Anstellung eines Geschäftsführers vorhanden waren. Weiter arbeitete er mit an der Reorganisation der „Preußischen Zentralgenossenschaftskasse“, an der Umorganisation der Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte, sowie an der Kali-Bezugsgesellschaft, am Reichs-Kalirat und an der Dünger-Bezugsgesellschaft.

In ganz Deutschland wurde der Name Crone-Münzebrock bekannt durch die neu-geschaffene Rentenmark. Damals sagten sich die führenden Männer der Industrie, des Bundes der Landwirte und des Reichswirtschaftsrates sowie der deutschen Bauernvereine: „Entweder bricht in den nächsten Wochen Deutschland vollständig zusammen, und es gibt Mord und Totschlag, oder wir müssen eine neue Währung schaffen!“ Diese waren es auch, die in wochenlanger, intensiver Arbeit die Statuten für die Schaffung einer neuen Währung auf Goldbasis, der Rentenmark, ausarbeiteten. Zur Gründung der Rentenbank, die im Finanzministerium stattfand, waren weitere Führer der Wirtschaft hinzugezogen. Zu Vorsitzenden des Verwaltungsrates wurden Dr. Rösicke (Bund der Landwirte) und Dr. Crone-Münzebrock (Bauernvereine) gewählt. Der frühere preußische Finanzminister Lentze wurde als Präsident der Rentenbank angestellt, aus der später die Rentenkreditanstalt hervorging.

In den „Beiträgen zur Geschichte der Familie Crone-Münzebrock“ berichtet August Crone-Münzebrock ausführlich über seine Bemühungen zur Sanierung der Karstadt-A.G., die durch den Zusammenschluß der beiden Warenhauskonzerne Althoff und Karstadt gebildet worden war, und die 1931 plötzlich zusammenzubrechen drohte. August Crone wurde nun gebeten, als Mitglied des Aufsichtsrates die Reorganisation und Neufinanzierung des Konzerns vorzunehmen, wozu er sich im Interesse der deutschen Wirtschaft — beschäftigte doch die Karstadt-A.G. damals rund 30 000 Angestellte und Arbeiter — bereit fand. Für sechs Wochen nahm er seinen Wohnsitz in Hamburg, um sich

Klarheit über die Rentabilität der einzelnen Betriebe zu verschaffen und um neue Kredite für den Konzern zu bekommen. Das war nicht einfach, weil die Schuldenlast zu hoch war. Es gelang Dr. Crone aber doch, die Banken zur „Stillhaltung“ zu bewegen und neue Kredite zu erhalten, so daß der Weiterbestand gesichert war.

Durch seine vielseitige Tätigkeit kam Dr. August Crone-Münzebrock von selbst in die Partei- und Reichspolitik. 1921 wurde er auf entschiedenen Wunsch der Bauernvereine im Wahlkreis Düsseldorf-West in den Preußischen Landtag und 1924 für den Wahlkreis Kurhessen in den deutschen Reichstag gewählt. Neun Jahre vertrat er den Wahlkreis Fulda, wodurch ihm das Fuldaer Land zur zweiten Heimat wurde. Als Mann christlich-sozialer Anschauung auf konservativer Grundlage im Sinne Windthorst trat er für ein einheitliches, starkes Deutschland nach innen und dem Ausland gegenüber ein.

Nach dem ersten Weltkrieg beteiligte sich August Crone-Münzebrock an der Errichtung des Reichswirtschaftsrates, in dem er bis 1933 im Finanz- und Wirtschafts-Ausschuß mitarbeitete. Sein Interesse und seine Tätigkeit lagen, wie bereits angedeutet, vorzüglich auf kaufmännischem Gebiet, und seine höchste Befriedigung fand er in der Sanierung und Umorganisation kaufmännischer und industrieller Betriebe. Von seinem Weitblick, aber auch von seinem Gerechtigkeitssinn zeugt die Tatsache, daß er nach der Gründung der Rentenbank die Landwirtschaft öffentlich vor der Hereinnahme von zu hohen Krediten warnte, wodurch er bei den Kreditinstituten manchen Gegner fand.

Seiner Heimat Essen und dem elterlichen Hofe blieb er zeit seines Lebens eng verbunden. In der Zeit des Neubaus der 1916 abgebrannten Hofgebäude und während der langen Krankheit seines Bruders Richard und seiner Mutter griff er helfend ein, und nach dem Tode seines Bruders bewirtschaftete er bis zur Rückkehr des Hoferben aus der Kriegsgefangenschaft als Vormund der Kinder den Erbhof Münzebrock.

August Crone-Münzebrock lebte in glücklicher Ehe mit seiner ihm am 14. 11. 1917 angetrauten Gemahlin Else geb. Rawe aus Nordhorn, der Tochter des Fabrikbesitzers Bernard Rawe und seiner Ehefrau Ella geb. Kistemaker. Das junge Ehepaar wohnte zunächst in der Wohnung Crones und zog 1921 in das Haus Lützowufer 13. Aus der Ehe ging ein Mädchen hervor, das leider



schon kurz nach der Geburt starb, und sein Sohn Bernard, der später den Namen Crone-Rawe annahm und Mitinhaber der Spinnweberei mit Ausrüstung und Konfektion B. Rawe & Co. mit Stammsitz in Nordhorn ist.

Dr. Crones Tätigkeit bei den Bauernvereinen, die ihn jedes Jahr durch ganz Deutschland führte, seine Arbeit im Aufsichtsrat von etwa 20 Organisationen, Reisen ins Ausland, nach Portugal, Marokko, Algier, Rußland, brachten es mit sich, daß er sich seiner Familie nicht in genügender Weise widmen konnte. Zum Ausgleich wurden daher sowohl im Sommer als auch im Winter ausgedehnte Erholungsreisen zum Harz, nach Südbayern und in die Schweiz unternommen.

In Berlin führten Dr. Crone und seine Frau ein gastliches Haus. An den Bierabenden im Winter nahmen oft 90—100 Personen teil, darunter Abgeordnete aller bürgerlichen Parteien, Vertreter der Bauernvereine, Gesandte, Minister und der Reichsbankpräsident. Aber auch Mitglieder seiner Familie und gute Bekannte aus der Heimat suchten gern das gastliche Haus Crone auf.

Nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler legte Dr. August Crone-Münzebrock in großer Sorge um die wirtschaftliche Weiterentwicklung seines geliebten Vaterlandes alle Ämter nieder, veräußerte seine Berliner Besitzungen und zog nach Osnabrück. Seine aufreibende Arbeit im Dienste der Allgemeinheit zog ihm gegen Ende seines Le-

bens nach einem Schlaganfall ein schweres Leiden zu, das ihn stark behinderte und ihm große Schmerzen verursachte, so daß er sich auf die Hilfe seiner treuen Sekretärin verlassen mußte. Die Essener Bürger erinnern sich noch gut, wie er auf seinem Jagdwagen mehrmals in der Woche vom Hofe Münzebrock zum Dorfe fuhr, um Besorgungen zu machen. Trotz seiner angegriffenen Gesundheit setzte er sich mit ganzer Kraft während der Einberufung des Hoferben für die Aufrechterhaltung des landwirtschaftlichen Betriebes ein.

Wie sein Landsmann Göhrs, der Essener Landtagsabgeordnete, wurde auch er von der Gestapo verhaftet und nach Oldenburg gebracht. Als er beim ersten Verhör auf dem Hauptbahnhof in Oldenburg dem Gestapochef seinen Namen nannte, horchte dieser auf und fragte: „Sind Sie etwa der Bruder des Chefarztes Dr. Crone-Münzebrock?“ Dieser hatte ihn nämlich in schwerer Krankheit behandelt und als geheilt entlassen können. Dr. August Crone, der die Frage bejahte, konnte daraufhin sofort wieder nach Essen zurückkehren.

Viel zu früh, im Alter von 65 Jahren, ist dieser bedeutende Wirtschaftspolitiker des Oldenburger Münsterlandes still und unbeachtet von der großen Welt, in der er soviel gearbeitet und der er sein ganzes Lebenswerk gewidmet hatte, am 17. 4. 1947 in Osnabrück gestorben. Auf dem Friedhof in Nordhorn ist er zur letzten Ruhe bestattet worden.

Heinrich Bockhorst

## Dr. Fritz Strahlmann †

*Dichter und Forscher aus Liebe zur Heimat*

Früh schon beseelte den Wildeshauser Arztsohn Fritz Strahlmann die Liebe zur Heimat, die sein späteres Forschen und dichterisches Schaffen bestimmte. Mit offenen Augen nahm er bereits in seiner Jugend lebhaften Anteil an den Ereignissen in seiner Vaterstadt, der er im späteren Leben stets die Treue hielt.

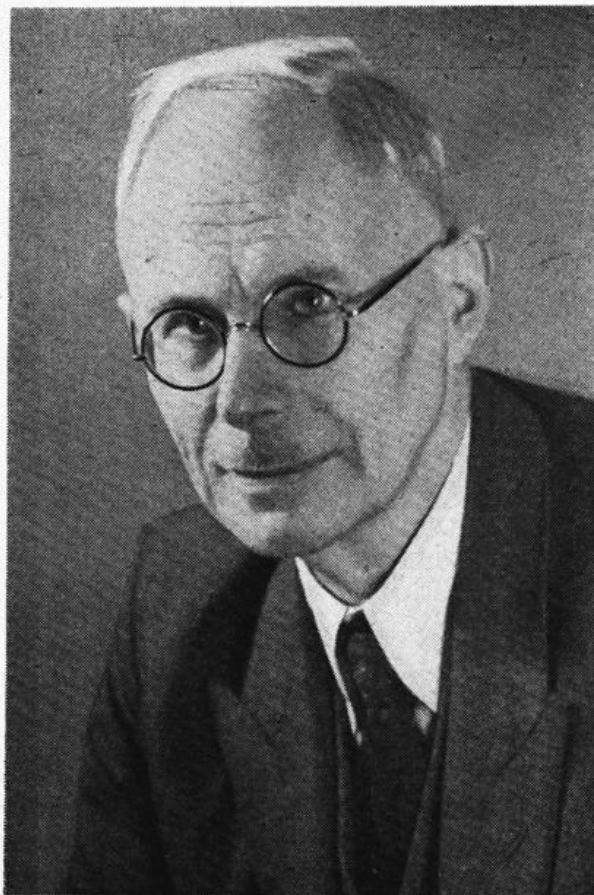
Reiche Erinnerungen knüpfte er an seine Gymnasialzeit in Vechta, die er nach Jahren in den Heimatblättern der Oldenburgischen Volkszeitung humorvoll erzählte. Seine Lehrer waren der Naturwissenschaftler Prof. Dr. Bernhard Brägelmann, der Gründer der „Rhetorika“, Prof. Struck und der Heimatgeschichtsforscher Prof. Dr. Clemens Pagenstert, dem er noch lange nach seiner Schulzeit in Freundschaft verbunden blieb. Nach

dem Abitur in Quakenbrück widmete er sich dem Studium der Philosophie, Germanistik und Journalistik in Heidelberg, Münster und Rostock.

1911 veröffentlichte er die Schrift „Die restaurierte Alexanderkirche in Wildeshausen“, in der er sich kritisch prüfend für die Heimatpflege einsetzte. 1912 gab er seine erste Sammlung von Erzählungen unter dem Titel „Erdentage“ heraus. Diesen folgten andere in großer Zahl, denn es ist gerade die Erzählung, die Fritz Strahlmann neben seinen Gedichten und Balladen zu einer hohen Vollendung entwickelte. Aus längst versunkener Zeit weiß er die Begebenheiten wieder lebensnah zu gestalten, vergessene Menschen uns wieder in lebendige Erinnerung zu rufen und so in anregender Form die Ge-







schichte der Heimat in uns wach zu halten. Um die Schönheit seiner Heime auch anderen zu erschließen, gab er einen wertvollen „Führer durch Wildeshausen und Umgebung“ (1. Aufl. 1913, 2. Aufl. 1922) heraus.

Als 1915 sein Buch „Der Krieg 1870/71 und unser Wildeshausen“ erschien, stand er bereits an der Front, zuerst am Hartmannsweilerkopf, später vor Verdun, an der Somme, am Chemin des Dames, in Lothringen und wieder vor Verdun. Was er hier erlebte, legte er nieder in einer 1916 erschienenen Gedichtsammlung, der er den Titel „Großes Erleben“ gab. Seine Gedichtsammlung „Im Heidekranz“, ebenfalls aus dem Jahre 1916, zeigt, wie sehr seine Gedanken in der heideumkränzten Heimat weilten. Im Felde schrieb er auch seine Jugenderinnerungen, die er 1918 unter dem Titel „Heinz Heintzens Jugendtage“ veröffentlichte. Ein zweiter Band dieser drolligen Jungengeschichten folgte 1930.

Nach seiner Heimkehr aus dem Kriege widmete er seinen gefallenen Kameraden die „Gedenkblätter“, die für die Stadt- und Landgemeinde Wildeshausen und für die Gemeinden Großenkneten, Huntlosen und Dötlingen erschienen. Er nahm sein Studium wieder auf und promovierte 1921 mit der

Arbeit „Wildeshausen zur Zeit des 30jährigen Krieges“. Dieses Werk, das später als Buch herauskam, birgt auch für das Münsterland wichtige Quellen.

Mit großem Fleiß dehnte Dr. Fritz Strahlmann sein Arbeitsfeld über „unsere deutsche Nordwestecke“, wie er sie nannte, aus. 1924 gab er das reich ausgestattete „Wangeroo-ger Badealbum“ und 1930 einen „Führer durch Jever“ heraus. Seit 1926 wurden seine Bücher in dem von ihm gegründeten „Oldenburger Verlagshaus Lindenallee“ verlegt. Mehr als dokumentarischen Wert hat sein 1926 erschienenenes Buch „Zwei deutsche Luftschiffhäfen des Weltkrieges, Ahlhorn und Wildeshausen“.

Viele Erzählungen aus dem Münsterland finden wir in seinem Buch „Aus alten Akten — Die Liebesabenteuer des Leutnants von Haxthausen“ (1932). 1933/34 erschien von ihm im Nationalen Werbedienst „Das schöne Oldenburger Münsterland, eine Wanderung zu den bekanntesten Stätten“. Seinen wertvollen Aufsätzen begegnen wir in vielen Zeitungen, Kalendern und Heimatbeilagen, so in den schon erwähnten „Heimatblättern“ der Oldenburgischen Volkszeitung und in „Volkstum und Landschaft“, der Heimatbeilage der Münsterländischen Tageszeitung. Aus dem großen Reigen dieser Aufsätze sei die „Kleine Vechtaer Literaturgeschichte“ hervorgehoben.

Die heimatliche Literaturgeschichte pflegte er ganz besonders. Bereits 1925 schrieb er eine Biographie des Journalisten Richard Hamel und 1932 das Buch „Goethe und unsere deutsche Nordwestecke“ mit einem Beitrag „Beziehungen des Oldenburger Landes zu deutschen Dichtern“, in dem das Münsterland besonders berücksichtigt ist. Die Gründung des Oldenburger Theaters brachte er 1933 in einem Rokospiele. Reiches Material bergen seine Vorarbeiten zu einer „Nordwestdeutschen Pressegeschichte“, aus der er über die Presse des Münsterlandes in verschiedenen Jubiläumsnummern berichtete.

Als erstes Buch kam nach dem zweiten Weltkrieg 1950 „Das Buch vom Vechtaer Stoppelmarkt“ heraus. In humorvollen und besinnlichen Geschichten, Versen und Versgeschichten nahm er sich darin liebevoll der Gestalten und Gedanken an, die jahrhundertlang den Inhalt des Stoppelmarktes bereichert haben. Im gleichen Jahre folgte der historische Roman „Verfemte Heimat“. Es ist das schwere Geschick der alten Stadt Wildeshausen, die zum Streitobjekt zwischen Bremen und Münster wurde, ihre Ver-

femung im Jahre 1529, meisterhaft dargestellt in dem Schicksal ihrer Bürger, deren Seelenkämpfe und Gewissenskonflikte ergreifen. 1953 erschien sein Buch „Wittekind's Heimat“, das eine wahre Fundgrube nicht nur für die Geschichte der Wittekindstadt Wildeshausen, sondern auch weiter Gebiete des Münsterlandes ist.

Viele Arbeiten beschäftigten ihn noch, als er von Gott dem Allmächtigen am 14. April 1955 heimgerufen wurde. In seinem Nachlaß fanden sich unter anderem Sammlungen seiner Erzählungen z. B. „Geschichten aus dem Niederstift“, „Knipperdolling in

Vechta u. a. Erzählungen“, „Allerlei Leute in und um Friesoythe“ usw., sodann Balladensammlungen „Die goldene Brücke“, „Die Bischofsbrücke“ usw. und schließlich Chroniken der Städte des Oldenburger Münsterlandes. Sein Lebenswerk, das er hinterließ, wird auch kommenden Generationen ein kostbarer Schatz sein.

Am 19. Oktober 1957 wäre Dr. Fritz Strahlmann 70 Jahre alt geworden; diese Tatsache gibt uns ganz besondere Veranlassung, seiner und seines von ihm so selbstlos und freudig erfüllten Dienstes an der Heimat dankbar zu gedenken.

## Dem Steinpater zum Gedächtnis

Am 1. Dezember 1955 starb in der Nähe von Köln im gesegneten Alter von 83 Jahren unser lieber Steinpater, P. Reginald Weingärtner O. P. Bei vielen Menschen des Oldenburger Münsterlandes steht er in lebendiger Erinnerung; allen Freunden der Heimat war er aufrichtig zugetan; dem Werk des Heimatbundes diente er in froher, schenkender Mitarbeit. So seien diese Zeilen seinem Gedenken in Dankbarkeit gewidmet.

P. Reginald lebte und arbeitete über 30 Jahre in Vechta. Oldenburg wurde im wahrsten Sinne des Wortes seine zweite Heimat. Er kannte das Land und liebte es und erwarb es sich zu eigen; er kannte das Landes Schönheit und Fülle, der Gemarkungen lange Geschichte, der Fluren Steine und Pflanzen und Tiere; er kannte die Esche und Moore des Binnenlandes; er kannte die Küste mit Schlick und Strand, den schmalen Streifen zwischen Deich und Meer voller Leben und seltsamer Dinge. Er kannte die Auen unter seinen Füßen; er kannte die Sterne der Heimat über seinem Kopfe. Aus der Heimat schöpfte er sein Wissen, bereicherte er sein Gemüt; in der Heimat fand er seine Freude und seligen Frieden.

Im Heimatbund fand er Menschen seiner Art, Menschen mit ähnlicher Naturverbundenheit. Er beteiligte sich an allem, was dem Bemühen des Heimatbundes diente; er gab auf einer schlichten Führung, im plaudernden Gespräch, in gelegentlichen Veröffentlichungen und Aufsätzen gern sein reiches Wissen weiter; er nahm lernbegierig und wissensdurstig alles in sich auf, was Wanderungen und Tagungen und Zeitschriften an Anregung brachten. Auch die einfachen und einfachsten Kinder des Landes kannten ihn

und schätzten ihn; er sprach ihre Sprache, er saß mit ihnen am Herdfeuer und aß ihr Schwarzbrot, er erzählte ihnen von ihrer Umwelt: von Land und Leuten, von Urnen und Hügelgräbern, von Findlingen und vergangenen Zeiten geologischer Epochen, von ihren Kräutern und Unkräutern, von ihren Vögeln und anderem Getier. Sie kannten ihn als Pater im weißen Habit mit Hammer und Rucksack, mit Lupe und Feldstecher; sie kannten seinen großen, weiten Schritt, der Feld und Flur durchmaß; sie kannten ihn, der Busch und Heide durchstöberte, der in den Ziegeleigruben Versteinerungen suchte,





der die Lesesteine am Ackerrain durchmusterte. Sie liebten ihn und nannten ihn „Steinpater“, und er hörte es gerne. Und wenn sie selbst einmal etwas fanden — ein Steinbeil, eine Urne, ein seltsames Lebewesen —, dann kamen sie zum Gegenbesuch nach Füchtel, zu seinen heimatlichen Sammlungen, um ihren Dank und ihr Interesse zu zeigen.

Seine Heimat war Münster; hier wurde er am 22. 2. 72 geboren; hier ging er zur Schule. 1890 trat er zu Venlo (Holland) in den Predigerorden ein, empfing 1897 die heilige Priesterweihe, lebte ein paar Jahre in Düsseldorf und abermals (diesmal als Oberer) in Venlo und kam dann als Lehrer ans Ordenskolleg nach Vechta. 1937 schlug — unerwartet für ihn und andere — die harte Scheidestunde; er sollte das Oldenburger Land nicht mehr wiedersehen. Seine letzten Jahre verlebte er in Walberberg bei Köln; auf dem dortigen Klosterfriedhof ruht er unter rauschenden Bäumen. P. Reginald verfügte bei aller charakterlichen Einfachheit, schlichten Güte und inneren Geradheit über ein ausgesprochenes und allezeit waches Interesse an naturwissenschaftlichen Dingen und Bezügen in ihrer ganzen Weite. Diese vielseitige Neigung und sein daraus erwachsenes Lebenswerk machen es nicht leicht, ihn in einem geschlossenen Bild zu zeichnen und seiner Bedeutung für den heimatlichen Raum gerecht zu werden.

P. Reginald war auf allen naturkundlichen Gebieten Autodidakt; lediglich in Geologie und Gesteinskunde konnte er einige Universitätsstudien machen. Im Laufe der Jahre baute er eine allgemeine geologische Sammlung auf, die als private Schulsammlung wohl kaum ihresgleichen findet. In Tausenden von Nummern ordneten sich die Belegstücke und Fossilien aus allen Formationen. Weiterhin waren Mineralien, Erze, Kristalle und Edelsteine seine besonderen Lieblinge. Hier sorgten seine Freunde und Gönner für den Nachschub und die Ergänzung aus Kanada und China, aus dem Ural und Südafrika. Viel tiefer ging aber seine Absicht und sein stetes Bemühen, die geologische Forschung im engeren Oldenburger Raum voranzutreiben. Eifrig darauf bedacht, dieses Neuland zu erobern, ließ er Spezialsammlungen aus den einheimischen Ziegelgruben und Tiefbohrungen entstehen. Hunderte von Schnecken- und Muschelarten, Tausende von Einzellerschalen, Serien von Bohrproben wanderten — präpariert und etikettiert — in die Schub-

laden und Schränke. Ein steter Austausch mit anderen Fachleuten lief nebenher, bot Anregung und Klärung. In einigen wissenschaftlichen Veröffentlichungen der Fachzeitschriften und in mehr volkstümlichen Artikeln der Vechtaer Heimatblätter legte er seine vorläufigen Gedanken nieder. Zu einem eigentlichen Abschluß kam er nicht. Verschiedene Gründe spielten mit; u. a. fehlte die Spezialliteratur, es fehlte das verbindende Netz von Aufschlüssen zur Gewinnung einer Überschau; es fehlte der Mitarbeiterstab. Er überließ bescheiden die Auswertung seines zusammengetragenen Materials kommenden jungen Leuten. Aber sein Name ist und bleibt für immer mit der geologischen Erforschung des Oldenburger Landes verknüpft.

P. Reginald blieb nie bei den toten Dingen und Wesen stehen; er war ebenso sehr Biologe; Pflanzen und Tiere, die großen und kleinen, die nützlichen und schädlichen, waren so sehr seine Freunde, daß er sie fast alle mit Namen kannte — Art für Art. Um auch hier der Erforschung der Heimat zu dienen, baute er seine zoologischen und botanischen Sammlungen auf. Seine Herbarien bilden ansehnliche Bände; seine Funde an hiesigen Schnecken und Muscheln bieten einen guten Einblick in Vorkommen und Verbreitung dieser Tierarten; einzigartig und sehr wertvoll ist sein Schrank mit den hiesigen Käfern und Schmetterlingen; die Kolonnen der gepanzerten Ritter und die bunte Welt der farbenfrohen Sonnenvögel, die er allein gefangen hat, präparierte, bestimmte und ordnete, sind ein beredtes Zeugnis seiner liebenden Hingabe an die Heimat. Dutzende kleinerer Kästen mit Bienen, Wespen, Ameisen, Libellen usw. warten auf einen neuen P. Reginald, der weiterführt und auswertet, was der alte P. Reginald hinterließ. Seine Freunde und Freunde der Heimat baten ihn oftmals, seine überreichen Beobachtungen zur Südoldenburger Fauna und Flora niederzuschreiben; er kam kaum über erste Ansätze hinaus. Der scharfe Knick in seiner Lebensbahn vom Jahre 1937 und sein zunehmendes Alter nahmen ihm die dafür erforderliche Kraft.

P. Reginald war Sammler, Systematiker und Beobachter; und doch füllte ihn das Tote in den Sammlungen nicht aus. Seine Heimatliebe diente der Gegenwart, diente — als ihrem höchsten Ziele — dem Menschen. Seine Mitarbeit im Heimatbund umkreiste in besonderer Weise den Menschen und die menschliche Kultur in ihrem Werden und



Sein. Gerne saß er sinnend im Schatten der Hünengräber; mit lauschender Liebe nahm er Urne und Steinbeil in seine Hände; fragend sah er den Ausgrabungsarbeiten zu; mit höchstem Interesse verfolgte er die Debatten über die fachliche und weltanschauliche Deutung der Funde. Gerne weilte er auf einer meerumrauschten Wurt, auf der Vogelinsel Mellum, in den heimatkundlichen Museen. Gerne sah er den Vogel- eltern zu beim Bau ihres Nestes, bei der Sorge für die Brut. Gerne saß er am Mikroskop und schaute in die Wunderwelt des Kleinen und Kleinsten der atmenden und sich mehrenden Geschöpfe. Gerade diese uferlos weite Aufgeschlossenheit und Aufnahmebereitschaft für alles, vom Blüten- staub bis zu den Sternen, woher es auch kommen mochte, erhielt ihn jung und frisch bis in sein hohes Alter. Er wußte zu gut: vor der Überfülle der Geschehnisse, vor der Tiefe der Rätsel um Stein und Leben und Mensch wird der echte Forscher mit den drängenden Problemen nie fertig. Und so

ging er Jahr um Jahr schauend und lau- schend, fragend und sinnend durch die Herr- lichkeit der Natur — zu errahnen, zu schauen den göttlichen Meister. So ging er Jahr um Jahr als stiller, lernender Teilnehmer zu den Tagungen der Fachleute, zu den Exkursionen der Wissenschaftler, zu den Ausflügen des Heimatbundes. Er nahm, was die Heimat und ihre Menschen an Gedanken boten, und trug sie dankbar und glücklich heim.

P. Reginald ist von uns gegangen. Sein Werk blieb unvollendet; der Krieg hat über- dies den Großteil seiner Sammlungen vernichtet. Und doch hat er uns ein Denkmal hinterlassen: sein Beispiel —

mit liebendem Herzen zur Heimat zu stehen, ihrer heimlichen Stimme zu lauschen, ihre tiefe Weisheit zu verstehen und sie allen Gefahren und Versuchungen zur Verfälschung zum Trotz zu hüten in ihrer ewigen Kraft und Aufgabe, feine, tiefe, heimatliche Menschen zu formen.

P. Oswald Rohling O P.

## **Rektoratsschul-Konrektor Bernhard Riesenbeck †**

Zwei Tage nach Vollendung seines 77. Lebensjahres schloß Bernhard Riesen- beck für immer die Augen. Der Tod erlöste ihn am Karfreitag des Jahres 1956 von einem schweren Leiden.

Bernhard Riesenbeck wurde am 28. März 1879 in Cloppenburg geboren. Er besuchte die Bürgerschule in Cloppenburg und stu- dierte anschließend auf dem Lehrerseminar in Vechta i. O., um sich für den Lehrer- beruf auszubilden. Am 28. August 1897 legte er die Lehrerprüfung ab. Nach bestandnem Examen war er vorübergehend in Cloppen- burg, Gelsenkirchen, Osterfeine und Senden i. W. als Lehrer tätig. Nach dreijähriger Tätig- keit in Senden i. W. wurde er dann in Emsdetten i. W. endgültig angestellt und schied als Lehramtsbewerber aus dem olden- burgischen Staatsdienst aus. In Emsdetten war er zuletzt als Rektoratsschul-Konrektor tätig und verblieb dortselbst bis zu seinem Tode.

Da er seine politische Auffassung mit der der NSDAP nicht in Einklang bringen

konnte und er seine Gegnerschaft auch offen bekundete, wurde er von den damali- gen Machthabern im Jahre 1933 aus dem Schuldienst entlassen.

Bis zu seiner zwangsweisen Entlassung aus dem Schuldienst nahm Riesenbeck neben seiner Lehrtätigkeit regen Anteil am öffentlichen Leben. Dem Stadtrat von Emsdetten gehörte er von 1918—1933 an. Nach Kriegsende im Jahre 1945 widmete er sich sofort wieder der politischen Arbeit und übernahm in Emsdetten von 1945—1948 den Vorsitz in der CDU. Bei der Stadtverwal- tung in Emsdetten verwaltete er mit großem Geschick das damals so schwierige Wirt- schaftsamt und Verschiedenes mehr.

Trotz seiner vielen Arbeit aber ging Rie- senbeck seiner Lieblingsbeschäftigung als Heimatforscher nach. In seiner freien Zeit arbeitete er mit Vorliebe in den Archiven und zwar ganz besonders in Münster und Oldenburg. Mit Kennerblick und Forscher- glück konnte er manches alte Aktenstück der Öffentlichkeit übergeben.





Viele wissenschaftlich bedeutsamen Arbeiten sind von Riesenbeck verfaßt und von der Fachwelt anerkannt worden. Besondere Erwähnung verdienen die von ihm geschriebenen Abhandlungen, die in dem von Dr. Ottenjann 1936 (Verlag Hermann Imsiecke, Cloppenburg) aus Anlaß der Fünfhundertjahrfeier der Stadt Cloppenburg herausgegebenen Festbuch (500 Jahre Stadt Cloppenburg 1435—1935) abgedruckt wurden:

1. „Über das Stadtrecht von Cloppenburg (Eine Entgegnung an H. Geheimrat Prof. Dr. Rüdthning, Oldenburg).“
2. „Das Wappen der Stadt Cloppenburg“,
3. „Als Cloppenburg noch Festung war.“

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Riesenbeck auch den Aufbau des städtischen Archivs in Cloppenburg in die Wege geleitet hat. Mit unermüdlichem Fleiß, großer Sachkenntnis und mit viel Geduld hat Riesenbeck den Grundstock dieses Archivs geschaffen.

Seine Liebe zu seiner Geburtsstadt Cloppenburg war sehr groß. Während der Schulferien bezog er durchweg Quartier in seinem elterlichen Hause in der Antoniusstraße. Treue Freundschaft verband ihn mit vielen Cloppenburger Bürgern. Er besaß einen köstlichen Humor. Dabei war er ein aufrichtiger und grundgütiger Mensch. Die enge Verbundenheit mit Cloppenburg geht auch hervor aus seinen Beiträgen für die Heimatbeilage der Münsterländischen Tageszeitung „Volkstum und Landschaft“. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, den ihm vom Bürgermeister der Stadt Cloppenburg erteilten Auftrag, die Geschichte der Stadt Cloppenburg zu schreiben, auszuführen. Eine schwere, lange Krankheit ließ dieses nicht mehr zu, obwohl es sein fester Wille war, auch dieses Werk noch zu schaffen. Der Allmächtige hat es anders gewollt.

R. i. p.

Hans Steinmetz

# Ministerialrat a. D. Franz Teping

Geboren am 6. Juni 1880 in Norddöllen, gestorben am 4. April 1956 in Vechta

Es war eine große Trauergemeinde, die den am 4. April 1956 verstorbenen Ministerialrat Franz Teping zu seiner letzten Ruhestätte auf dem Friedhof in Vechta begleitete; galt es doch, einen Mann zu ehren, auf den ein Sprecher an seinem Grabe die Worte des Dreizehnlindendichters Friedrich Wilhelm Weber anwandte: „Erst gehörs Du Deinem Gotte, ihm zunächst der Heimat-erde.“ Gottes- und Heimatliebe waren die Grundzüge des Wesens und Wirkens der Persönlichkeit dieses Mannes, dem es vergönnt war, diese 37 Jahre in einer verantwortlichen Stellung als Lehrer und Erzieher der Jugend des Oldenburgischen Münsterlandes zu betätigen; denn wenn er auch in den Jahren 1924–1934 und 1946–1948 in der Schulverwaltung in Oldenburg tätig war, so waren seinem damit so erweiterten Wirkungskreis auch die Schulen unserer engen Heimat unterstellt. Daraus leitet sich die Berechtigung und Verpflichtung ab, daß im diesjährigen Heimatkalender seiner besonders gedacht werde. Schon als Sproß einer Bauernfamilie des Kreises Vechta war Ministerialrat Teping mit seiner münsterländischen Heimat fest verwurzelt. Seine Betätigung in deren Dienste ist in zweierlei Hinsicht bedeutsam geworden, und zwar einmal durch sein berufliches Wirken, sodann durch seine schriftstellerischen Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichts- und Heimatforschung.

Die Grundlagen für seine spätere berufliche Tätigkeit erhielt er auf dem Gymnasium in Vechta, an dem er 1899 die Reifeprüfung ablegte, und durch den Besuch der Universitäten Münster und Bonn, wo er Germanistik und neuere Fremdsprachen (Französisch und Englisch) studierte; 1905 erwarb er durch sein Staatsexamen in Münster die Lehrbefähigung für alle drei Fächer. Schon nach zweijährigem Vorbereitungsdienst erhielt er 1907 seine erste feste Anstellung als „Oberlehrer“ in Mülheim/Ruhr, und obwohl ihm im preußischen Schuldienst beste Entwicklungs- und Aufstiegsmöglichkeiten geboten wurden, veranlaßte ihn seine Heimatverbundenheit, 1911 eine Stellung als Oberlehrer an seiner alten Schule, dem Gymnasium in Vechta, anzunehmen. Dank seinen großen Fähigkeiten erlebte er nun einen schnellen Aufstieg. 1914 berief man ihn als Direktor an das damalige Realprogymnasium

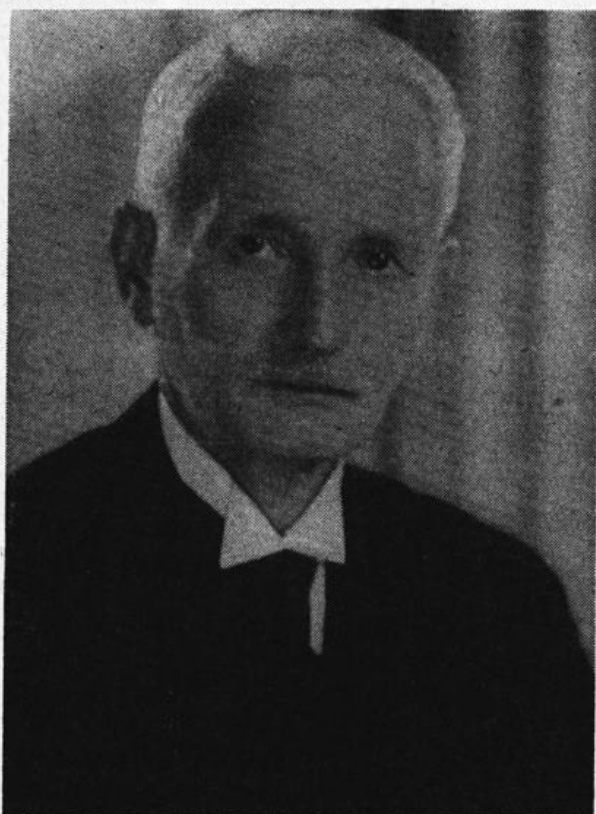
in Cloppenburg, dessen Ausbau zu einer Vollanstalt er in den folgenden Jahren durchführte.

1923 berief Ministerpräsident von Fink den bisherigen Direktor Teping des Realgymnasiums in Cloppenburg in die Schulverwaltung des Staatsministeriums in Oldenburg, wo er als Ministerialrat neben seiner sonstigen Verwaltungstätigkeit in den folgenden Jahren zusammen mit seinem Amtsgenossen Weßner eine Reifeprüfungsordnung sowie die Lehrpläne für die höheren Schulen des Landes Oldenburg ausarbeitete. Es war naturgemäß, daß Teping sich hierbei, sowie in der Beaufsichtigung, hauptsächlich der realen Fächer und der Schulen, die diese besonders pflegten, annahm, während Weßner die Schulen mit mehr gymnasialem Charakter betreute. So hat eine sehr große Zahl von Männern im Norden unseres Landes, die heute als Angehörige der geistig führenden Berufe tätig sind, vor Ministerialrat Teping die Reifeprüfung abgelegt. Lehrer und Schüler der Zeit von 1924–1932 wissen es noch heute zu schätzen, wie diese beiden geistig hochstehenden Männer in stark befruchtender Weise die erzieherische Aufgabe der höheren Schulen im Lande Oldenburg bestimmten und deren ruhige und stete Aufwärtsentwicklung in hoher Zielsetzung gewährleisteten. Gegen das Eindringen des nationalsozialistischen Gedankengutes in die Lehrkörper und Schülerschaft der oberen Klassen, das vor allem in den Schulen der nördlichen Kreise unseres Landes wirksam wurde, setzten sich beide Männer scharf zur Wehr, und so war es nicht verwunderlich, daß Ministerialrat Teping, nachdem Weßner 1932 gestorben war und im gleichen Jahre die Nationalsozialisten die Regierung in Oldenburg übernommen hatten, einem schweren Druck seitens der neuen Machthaber ausgesetzt war und weitgehend eine Isolierung von seiten der Regierung und der neu ins Ministerium berufenen Beamten erfuhr, zumal er es ablehnte, dem Geiste der Entchristlichung und Radikalisierung des öffentlichen Lebens, der besonders durch die HJ. auch in die Schulen getragen wurde, Konzessionen zu machen.

Wenn auch unter erschwerten und z. T. unerquicklichen Verhältnissen, nahm er weiter die Verwaltungsgeschäfte im Ministerium wahr, bis er 1934 als Leiter an die Auf-







bauschule in Vechta versetzt wurde. Dies bedeutete im Vergleich zu dem bisherigen Aufgabenkreis eine schwere und unverdiente Zurücksetzung, die er mit Mannhaftigkeit und Würde ertrug. Unter dem Zwange der Kriegsverhältnisse — als nämlich 1939 der Leiter des inzwischen zur „Deutschen Oberschule“ umgewandelten Gymnasium Antonianum zum Wehrdienst eingezogen war — übertrug man ihm auch die Leitung dieser Schule. Sein Aufgabenbereich wurde dann noch erweitert, als mit der Deutschen Oberschule für Jungen auch die der Mädchen verbunden wurde, nachdem man das Oberlyzeum der Schwestern U. L. Frau aufgehoben hatte. Ministerialrat Teping leitete demnach von 1939—1946 die Schule — ihre Form hatte sich allerdings inzwischen geändert — die er früher als Schüler besucht hatte. Es war nach dem Sturz der Nazi-herrschaft 1945 sein erstes Anliegen, daß sie wieder ein altsprachliches Gymnasium wurde, das sie seit 1714, d. i. seit ihrem Bestehen als Vollanstalt, gewesen war. 1946 nahm er seine alte Stellung und Tätigkeit im Ministerium in Oldenburg wieder auf und blieb darin bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand 1948.

Ministerialrat Teping hatte sich durch tiefgehendes gründliches Studium ein reiches Fachwissen erworben und stellte daher auch an die Mitarbeit der Schüler große

Anforderungen. Er wußte, daß Kenntnisse und Fertigkeiten in den von ihm betriebenen Lehrfächern nur durch sorgfältigste Kleinarbeit zu einem Erfolg führen konnten; als Feind jeder Wichtigtuerei und inhaltsleeren Phrase schätzte er um so mehr geordnetes und folgerichtiges Denken. Nicht zum wenigsten wirkte er als Persönlichkeit auf seine Schüler ein, denen er ein Vorbild von Gottesfurcht, Gewissenhaftigkeit, Pflichterfüllung und peinlichster Ordnungsliebe war. Gern half er, soweit er konnte, wenn jemand mit einem berechtigten Anliegen zu ihm kam. Unehrlisches Paktieren und Feilschen lehnte er schärfstens ab. Als Ausfluß seiner besonderen Kenntnisse, die er sich als Verwaltungsbeamter im Ministerium der Kirchen und Schulen angeeignet hatte, können zwei literarische Beiträge gelten, nämlich der Artikel „Oldenburg“ im Staatslexikon der Görresgesellschaft (Herder, Freiburg 1928) und „Oldenburgisches Bildungswesen“ im Lexikon der Pädagogik der Gegenwart (Herder, Freiburg 1931).

Bedeutsamer für uns sind aber die Arbeiten und Beiträge, die Teping im Dienste der Erforschung der Geschichte seiner münsterländischen Heimat vor allem in den Heimatblättern der Oldenburgischen Volkszeitung, Vechta, veröffentlichte. Sie sind entstanden in den Jahren 1930—1932, wo er hierfür die Akten im Oldenburger Staatsarchiv — er wohnte ja damals in dieser Stadt — zugrunde legen konnte; von 1932 bis 1938 ruhte seine Feder, was bezeichnend ist für das, was er in diesen Jahren persönlich erlebte. 1930 schrieb er seinen ersten Artikel für die Heimatblätter über die Kriegsschäden in der Gemeinde Lutten während der oldenburgisch-münsterischen Fehde 1538; er schöpfte damit für seine Heimatgemeinde einen Bericht aus, der darüber im Staatsarchiv vorhanden ist und übersichtlich die Verluste und Schäden enthält, die das damalige Niederstift Münster erlitt, und auf dessen Bedeutung für unsere Heimatgeschichte schon Oncken hingewiesen hatte. Die Gedenknummer der Heimatblätter zum 100jährigen Bestehen des Bischöflich-Münsterischen Offizialates in Vechta 1931 brachte einen ausführlichen Beitrag aus seiner Feder zur Errichtung dieser kirchlichen Behörde. Er konnte hierfür als Grundlage nicht nur die Akten des Offizialates, sondern vor allem auch die der staatlichen Stellen in Oldenburg benutzen, die ihm als Regierungsbeamten dort jederzeit zugänglich waren. Eine Ergänzung zu diesem Bericht brachte

er im Juli 1931, indem er die Baugeschichte des Officialatsgebäudes in Vechta darlegte. Als Junge hatte Teping das in der Nähe seines Elternhauses gelegene Herrenholz durchstreift. Aus der besten Kenntnis der Örtlichkeit berichtete er im Jahrgang 1932 der Heimatblätter über „Hollwede oder Hollwedehusen, eine untergegangene Ortschaft im Herrenholz.“ Es ist anzunehmen, daß ihm die Beschäftigung mit der geschichtlichen Entwicklung der nächsten Umgebung seines Elternhauses über manche trübe Stunde, die er in den folgenden Jahren durchleben mußte, hinweggeholfen hat; so erschien im Jahrgang 1938 in vier fortlaufenden Nummern der Heimatblätter sein wichtiger Beitrag zu dem Thema: Geschichtliches über das Herrenholz und die angrenzenden Privatgehölze, in dem er auf Grund der Urkunden alles klarlegte, was dazu erschlossen werden konnte. Mit dem Krieg 1939 vermehrten sich die Berufsaufgaben, die Teping gestellt wurden; auch mußten die Heimatblätter bald ihr Erscheinen einstellen; erst ab 1950 beginnen wieder deren weitere Jahrgänge. Nach der Versetzung Tepings in den Ruhestand 1948 beginnt nun wieder sein fruchtbares Schaffen im Dienste der Heimatforschung, wozu ihm einmal seine persönliche Neigung, sodann seine Mitgliedschaft im Vorstand des Heimatbundes und seine Stellung als Leiter des Ausschusses für Heimatgeschichte die Anregung gab. Gleich der erste Jahrgang 1950 der Heimatblätter enthält eine Vielzahl von Beiträgen aus seiner Feder: „Das Gymnasium in Vechta vor 100 Jahren“, „Der frühere Gymnasialdirektor Geheimrat Kotthoff“, sowie „Die ehemaligen Leggeanstalten in Neuenkirchen und Damme.“ In der Galennummer der Heimatblätter (1950) würdigte Teping den bekannten Fürstbischof Christoph-Bernhard als Begründer des katholischen Schulwesens im Münsterland und in einer weiteren Nummer „Die kulturelle Bedeutung des Alexanderstiftes und des Kapitels“. — Dieser Aufsatz erinnerte an den Beginn der Verehrung des hl. Alexander im Münsterland und die Übertragung von dessen Gebeinen nach Wildeshausen im Jahre 851. Die Heimatblätter des Jahrgangs 1951 enthielten zunächst aus Tepings Feder einen Artikel über Ordensniederlassungen im alten Vechta, sodann aber einen umfangreichen Aufsatz über die Entwicklung des St.-Marienhospitals in Vechta seit seiner Gründung vor 100 Jahren. Teping gibt uns darin einen Einblick in die Entwicklung einer Einrich-

tung, deren Bedeutung wir in unserer Zeit gar nicht überschätzen können. Auch der Jahrgang 1953 der Heimatblätter enthielt in der Nummer, die aus Anlaß der Vereinigung der Herrschaft Vechta mit dem Fürstbistum Münster vor 700 Jahren gestaltet wurde, von Teping einen verfaßten Beitrag mit der Überschrift: „Die Bedeutung der Angliederung des Münsterlandes in kultureller Hinsicht“. — Auch in den folgenden Jahren, in denen Tepings Gesundheitszustand durch mehrfache und längere Krankheiten überschattet wurde, erschienen noch einige Beiträge von ihm, so in der Festschrift zur 700-Jahrfeier der Stadt Vechta 1954 über die Entwicklung der Höheren Schulen, besonders der Pädagogischen Hochschule in der Kreisstadt. Zum Schluß gilt es, noch auf eine Schrift Tepings hinzuweisen, die an Umfang sowie wegen ihres Inhalts wohl als seine bedeutendste angesehen werden muß: Der Kampf um die konfessionelle Schule in Oldenburg während der NS-Regierung. (Verlag Aschendorff-Münster 1949). Hier führt ein Mann die Feder, der sich durch seine Tätigkeit im Ministerium der Kirchen und Schulen, also in seinem ureigensten Verwaltungsgebiet, eine genaue Kenntnis der gesetzlichen Grundlagen des oldenburgischen Schulwesens verschafft hatte, und zeigte, wie die Machthaber in den Jahren 1932 bis 1945 Recht, Gesetz und vertragliche Bindungen immer mehr außer Acht ließen und diese schließlich durch einen einseitigen Verwaltungsakt außer Kraft setzten. In dieses Geschehen fällt natürlich auch der Kampf um das Kreuz in den Schulen mit der bekannten Zurückziehung des Pauly'schen Erlasses in der Münsterland-Halle in Cloppenburg durch den Gauleiter Röver. Wir haben in dieser Schrift eine umfassende und in den Einzelheiten bis ins kleinste belegte Darstellung dieses Kampfes der Südoldenburger um die christlich-konfessionelle Schule, die auch für spätere Zeiten und Generationen bedeutungsvoll ist, wenn diese nämlich darin lesen, wie ihre Eltern sich für die religiösen Belange damals allen Drohungen und Anfeindungen zum Trotz einzusetzen wagten. Nicht nur diese letztgenannte, sondern auch alle anderen literarischen Arbeiten Tepings zeichnen sich durch sorgfältigste Ausarbeitung, Klarheit in der Darstellung und gewissenhafte Deutung der Quellen und Unterlagen aus. Teping gehört zu den Besten, die ihre Kräfte in den Dienst seiner und unserer Heimat gestellt haben.

Otto Terheyden





# INHALTSVERZEICHNIS

Seite

|                                                                                                                          |                                                                                                 |                                 |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------|
| Zum Geleit                                                                                                               | Franz Kramer, Reg.- u. Schulrat, Oldenburg<br>Regierungsgebäude                                 | 3                               |
| Vorwort des Herausgebers                                                                                                 | Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor,<br>Cloppenburg i. O.                                   | 5                               |
| Kalendarium mit Monatsbildern                                                                                            |                                                                                                 | 6                               |
| Zu unseren Monatsbildern                                                                                                 | Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor,<br>Cloppenburg                                         | 30                              |
| Stunde der Besinnung im Garten unserer Heimat                                                                            | P. Dr. Callistus Siemer O.P., Dortmund<br>Hellweg 144                                           | 32                              |
| De Minsk van gistern un de Minsk vån vandaoge                                                                            | Prälat Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg i. O.                                               | 36                              |
| Zeugen feuerspeiender Berge in Süddoldenburg                                                                             | Pater Oswald Rohling O.P., Vechta i. O.                                                         | 37                              |
| Untergrundbewegung                                                                                                       | Dr. Friedrich Hamm, Museumsdirektor, i. R.,<br>Hannover, Hildesheimer Straße 45 B               | 40                              |
| Ornithologisches                                                                                                         | Heinrich Schürmann, Lehrer, Damme i. O.                                                         | 43                              |
| Neue Grabfunde bestätigen das Vorhandensein einer<br>Hase-Hunte-Kulturprovinz in vorgeschichtlicher Zeit                 | Helmut Ottenjann, cand. phil., Cloppenburg i. O.                                                | 45                              |
| Grabhügel bei Lönigen                                                                                                    | Dr. Johannes Pätzold, Oldenburg, Staatl.<br>Museum für Naturkunde und Vorgeschichte,<br>Damm 40 | 51                              |
| „Visbeker Braut und Bräutigam“. Zur Entstehung<br>und Deutung der Sage                                                   | Dr. Bernward Deneke, wissenschaftl. Assistent<br>am Museumsdorf in Cloppenburg i. O.            | 55                              |
| Däi leßden Daoge van Seegmanns Gerd                                                                                      | Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte<br>über Lastrup i. O.                                 | 58                              |
| Zweckgebundene Grundstücke als „Öffentliches Eigen-<br>tum“ im Oldenburgischen Münsterland                               | Dr. Otto Harms, Regierungs- u. Vermessungs-<br>rat, Oldenburg i. O., Regierungsgebäude          | 62                              |
| Die Flurbereinigung im alten Amt Friesoythe                                                                              | Fritz Diekmann, Oberregierungs- und Ver-<br>messungsrat, Oldenburg, Regierungsgebäude           | 65                              |
| Maimorgen im Museumsdorf                                                                                                 | Prälat Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg i. O.                                               | 68                              |
| Ein Meister der Volkskunst von außergewöhnlicher<br>Gestaltungskraft                                                     | Dr. Heinrich Ottenjann, Museumsdirektor,<br>Cloppenburg i. O.                                   | 70                              |
| Das Museumsdorf, eine „Oase der Stille“                                                                                  | Prälat Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg i. O.                                               | 75                              |
| Ein Wettersegen aus dem Besitz des Museumsdorfes                                                                         | Dr. Bernward Deneke, wissenschaftl. Assistent<br>am Museumsdorf in Cloppenburg                  | 77                              |
| Bleibe treu der Väter Art, Gott segne den, der sie<br>bewahrt! Ein Beispiel für den Umbau des heimischen<br>Bauernhauses | Alwin Schomaker, Langenteilen ü. Damme                                                          | 81                              |
| Ne lüttke Geschichte van Franz un Klaus                                                                                  | Erika Täuber, Vechta                                                                            | 89                              |
| Bauernum und Zeitgeist in neuen Hausinschriften                                                                          | Anton Tumbrägel, Vikar, Strücklingen                                                            | 91                              |
| Opa sine Pipen                                                                                                           | Clemens Tombrägel, Bauer, Brägel über<br>Lohne i. O.                                            | 93                              |
| Ein „Knaoltjer“ im „Klingelpütz“                                                                                         | P. Laurentius Siemer t, O. P.                                                                   | 94                              |
| Ein Münsterländer als Pelztierjäger in Alaska                                                                            | Elisabeth Reinke, Vechta i. O.                                                                  | 102                             |
| Jugenderinnerungen eines Cloppenburgers                                                                                  | Hermann Bitter, Oberstudiendirektor, Cloppenburg i. O.                                          | 115                             |
| Dichtung und Wahrheit                                                                                                    | P. Dr. Callistus Siemer O.P., Dortmund                                                          | 118                             |
| Dorfleben vor 50 Jahren                                                                                                  | Hermann Brüggemann, Konrektor, Cloppenburg i. O.                                                | 123                             |
| Unser Kardinal und seine Heimat                                                                                          | Hermann Thole, Hauptschriftleiter, Vechta                                                       | 125                             |
| Dr. August Crone-Münzebrock                                                                                              | Heinrich Bockhorst, Konrektor a. D.,<br>Oldenburg, Adlerstraße 1                                | 128                             |
| Dr. Fritz Strahlmann                                                                                                     |                                                                                                 | 131                             |
| Dem Steinpater zum Gedächtnis                                                                                            | P. Dr. Oswald Rohling O. P., Vechta i. O.                                                       | 133                             |
| Rektoratsschul-Konrektor Bernhard Riesenbeck                                                                             | Hans Steinmetz, Stadtinspektor, Cloppenburg i. O.                                               | 135                             |
| Ministerialrat a. D. Teping                                                                                              | Otto Terheyden, Studienrat, Vechta                                                              | 137                             |
| Gedichte:                                                                                                                |                                                                                                 |                                 |
| Us Münsterland                                                                                                           | Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte<br>über Lastrup i. O.                                 | 35                              |
| Im Museumsdorf                                                                                                           | Prälat Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg i. O.                                               | 36                              |
| Münchhusen up Schloß Doorn                                                                                               | Maria Schröder, Büschel über Vechta i. O.                                                       | 61                              |
| Die alte Windmühle                                                                                                       | Maria Schröder, Büschel über Vechta i. O.                                                       | 79                              |
| Christgebet                                                                                                              | Karl Wagenfeld t                                                                                | 93                              |
| Wiehnachtsgebett                                                                                                         | Heinz von der Wall, cand. phil., Hemmelte<br>über Lastrup i. O.                                 | 122                             |
| Anekdoten:                                                                                                               |                                                                                                 |                                 |
| Ut de School                                                                                                             |                                                                                                 |                                 |
| Bi'n Ogendokter                                                                                                          |                                                                                                 |                                 |
| Dat Brutpaor                                                                                                             |                                                                                                 |                                 |
| Good to Foote                                                                                                            |                                                                                                 |                                 |
| Gleichberechtigung der Frau                                                                                              |                                                                                                 |                                 |
| Wehmütiger Abschied                                                                                                      |                                                                                                 |                                 |
| Van Tholen Opa                                                                                                           |                                                                                                 |                                 |
| „Schonend“ beibringen                                                                                                    | Prälat Franz Morthorst, Kaplan, Cloppenburg i. O.                                               | 42, 44, 50, 64, 64, 67, 90, 114 |



# »Dorfkrug« im Museumsdorf

Die sehenswerte Gaststätte

ca. 300 Sitzplätze, geeignet für  
Tagungen, Festlichkeiten, Hochzeiten

INHABER: W. ADOLPH / TELEFON CLOPPENBURG 2726



Lest die

**Oldenburgische Volkszeitung**

*Eure Heimatzeitung*

mit ihren aktuellen Nachrichten aus der Heimat  
und aus aller Welt

\* 141 \*





**Marken-Süßmost**  
**Hochwertiges Tafelobst**  
**Qualitätserzeugnisse**  
**der Süoldenburger Heimat**

**Süßmosterei Dr. SIEMER**  
**Edelobstplantagen**

Spreda über Vechta

\*

Telefon: Langförden 145

**Für alle**  
**Festlichkeiten**



erhalten Sie Ihre  
PLAKATE  
FESTBÜCHER  
EINTRITTSKARTEN  
in geschmackvoller Ausführung  
zu angemessenen Preisen und bei  
prompter Bedienung von der

**Vechtaer Druckerei und Verlag GmbH.**  
**VECHTA (OLDB)**

# HOTEL *Seeblick*

Das bekannte Haus  
für Gesellschaften,  
Vereine und  
Betriebsausflüge.

Gemütliche Gast-  
und Clubräume  
für 150 Personen.

Terrasse  
für 150 Personen.

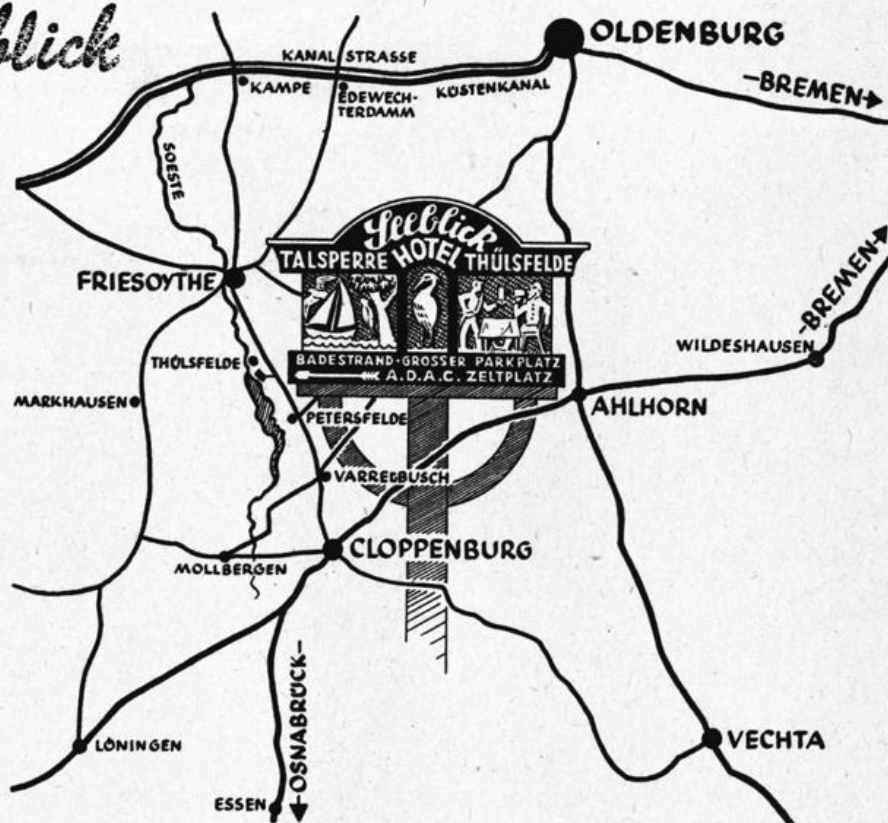
Ausblick auf den See.

Fremdenzimmer  
modern eingerichtet.

Interessante Deich-  
wanderungen um  
den See und in die  
Forsten.

Beste Bade-  
möglichkeit.

Vorzügliche Küche -  
mäßige Preise.





# Seit Jahrzehnten

heimat- und wirtschaftverbunden durch

## Dienst am Kunden

**Spart**  
beidenörtlichen  
Geldinstituten:

**Landessparkasse zu Oldenburg**

und deren Zweiganstalten

**Oldenburgische Landesbank A.-G.**

und deren Filialen

**Spar- und Darlehnskassen**

des Oldenburgischen Münsterlandes

1929

25

1954



Für alle Reisegesellschaften, wie Schulen, Vereine, Behörden, Betriebe usw., stehe ich für In- und Auslandsfahrten zur kostenlosen Beratung jederzeit zur Verfügung. Meinen Fahrzeugpark habe ich durch einige Neuanschaffungen modernisiert. Diese Fahrzeuge sowie mein durch langjährige Erfahrungen geschultes Personal sichern Ihnen jederzeit eine bequeme, sichere, schnelle und genüßreiche Fahrt zu.

Für die Reise-Saison kann ich empfehlen:

- |                                      |                                         |
|--------------------------------------|-----------------------------------------|
| <b>1 62-Sitzer (Lohner-Express)</b>  | <b>1 46-Sitzer (Mercedes)</b>           |
| <b>1 57-Sitzer (Lohner-Express)</b>  | <b>1 37-Sitzer (Mercedes-Luxus-Bus)</b> |
| <b>1 55-Sitzer (Lohner-Express)</b>  | <b>1 17-Sitzer (Luxus-Clubwagen)</b>    |
| <b>1 50-Sitzer (Büssing-Trambus)</b> | <b>1 8-Sitzer (VW-Samba-Bus)</b>        |

dazu zwei Anhänger mit je 40 Sitzplätzen.

Sämtliche Omnibusse und Anhänger haben Rundfunk- und Lautsprecheranlagen. Die Innenausstattung und der Fahrkomfort der Omnibusse entsprechen dem neuesten Stande des Fahrzeugbaues. Sie gewähren jedem Fahrgast eine angenehme Reise. Wegen des bekannten großen Andranges im Frühjahr und Sommer empfehle ich, sich rechtzeitig eines der obigen Fahrzeuge zu sichern.

Für den Mietwagenverkehr empfehle ich meine drei modernen Mercedes-Personenwagen



## Schomakers Gesellschaftsfahrten

ALOYS SCHOMAKER

**In- und Auslandsreisen**

**LOHNE (OLDB)**

Telefon 216

Lindenstraße 79—81

Telefon 216

\* 145 \*





# Herdbuchgesellschaft Südoldenburg

## CLOPPENBURG

### Versteigerungstermine 1957 in Cloppenburg:

|             |              |                |              |
|-------------|--------------|----------------|--------------|
| Mittwoch,   | 2. Januar    | Anmeldeschluß: | 10. 12. 1956 |
| "           | 16. "        | "              | 19. 12. 1956 |
| "           | 30. "        | "              | 7. 1. 1957   |
| "           | 13. Februar  | "              | 21. 1. 1957  |
| "           | 27. "        | "              | 4. 2. 1957   |
| "           | 13. März     | "              | 18. 2. 1957  |
| "           | 27. "        | "              | 4. 3. 1957   |
| "           | 10. April    | "              | 18. 3. 1957  |
| "           | 24. "        | "              | 1. 4. 1957   |
| "           | 8. Mai       | "              | 15. 4. 1957  |
| "           | 5. Juni      | "              | 13. 5. 1957  |
| "           | 3. Juli      | "              | 10. 6. 1957  |
| "           | 7. August    | "              | 15. 7. 1957  |
| "           | 4. September | "              | 12. 8. 1957  |
| Donnerstag, | 3. Oktober   | "              | 11. 9. 1957  |
| Mittwoch,   | 16. "        | "              | 23. 9. 1957  |
| "           | 6. November  | "              | 14. 10. 1957 |
| Donnerstag, | 21. "        | "              | 29. 10. 1957 |
| "           | 12. Dezember | "              | 19. 11. 1957 |

**Herdbuchgesellschaft Südoldenburg**  
**CLOPPENBURG**

Telefon 2228



Nach wie vor ist der Personenwagen

## *Borgward-Isabella*

der geräumigste und schnellste Wagen seiner Klasse. Ausgerüstet mit einem temperamentvollen 1,5-l-Motor mit 60 PS, erreicht er eine Spitze von 130 km — Normverbrauch 8,4 l — Steigfähigkeit im 1. Gang 44,7% — serienmäßig mit voll-synchronisiertem 4-Gang-Getriebe. Ein formschöner, technisch ausgereifter Wagen

DM **6980,—** ab Werk

Zuzüglich DM 160.— für Heizung

## *Borgward-Diesel-Lastwagen*

1,6 t, 2,8 t und 4,8 t

zuverlässig, schnell, leistungsstark

# Franz Debring, Vechta i. O.

Telefon 265

**BORGWARD-AUTOMOBILE**

Telefon 265



# E

**mach's elektrisch**

Es ist billiger,  
schneller,  
moderner,  
sauberer,  
bequemer;

und verhilft somit zu einer zeitgemäßen Lebenshaltung

Unsere Beratungsstellen stehen jedem Stromabnehmer  
kostenlos zur Verfügung

## **Energieversorgung Weser-Ems**

Aktiengesellschaft

**Betriebsabteilung Cloppenburg**

# Vitamehl

in der altbewährten

## B. K.-Qualität!

# Nehmelmann & Co. KG.

**Cloppenburg (Oldb) • Fernruf 2368**

FUTTERMITTEL - GROSSHANDLUNG

Geflügelzucht-Bedarfsartikel



**General-Vertretung Weser-Ems der Kraftfutterfabrik August Jülicher  
Kleve (Ndrh)**





# Badde & Sudendorf

**Seit 1884**

Düngemittel- und Baustoff-Großhandel



**CLOPPENBURG (OLDB)**

Telefon 2141 und 2142

\* 150 \*



*Lehrwirtschaft*

*Mustergeflügelhof*



**L. KATHMANN**

**CALVESLAGE über Vechta (Oldb)**

Telefon: Sammelnummer Vechta 881



*Wer die höchsten Leistungen erreicht,  
dem bringen seine Hühner den größten Nutzen!*

Aber hohe Leistungen bringen nur solche Tiere, die in jahrelanger, gewissenhafter Zuchtarbeit auf hohe Eizahl und Erbgesundheit durchgezüchtet sind. Diese Anforderungen erfüllen

**Kathmann-Eintagsküken - Kathmann-Junghennen**  
und  
**Kathmann-Herdbuchhähne**

in hervorragender Weise. Meine Erfolge auf der amtlichen Leistungsprüfung der Landwirtschaftskammer in Quakenbrück sind der beste Beweis für die hohen Leistungen, zu denen meine Tiere fähig sind.

Meine Stämme legten:

1953: beste Henne der Leistungsprüfung mit 294 Eiern in 11 Monaten.

1953: rebhuhnfarbiger Italiener-Stamm im  $\phi$  229 Eier in 11 Monaten.

1953: kennfarbiger Italiener-Stamm im  $\phi$  233 Eier in 11 Monaten.

1954: weißer Leghorn-Stamm im  $\phi$  247 Eier in 11½ Monaten.

1954: New Hampshire-Stamm im  $\phi$  223 Eier in 11½ Mon., Gew. 63 Gramm.

1955: beste Henne der Leistungsprüfung mit 297 Eiern in 11½ Monaten.

1955: bester New Hampshire-Stamm, 234 Eier mit 14244 Gramm im  $\phi$  in 11½ Monaten.

1956: beste Henne, 306 Eier in 11½ Monaten.

Wichtig ist: Bestellen Sie rechtzeitig, damit Sie dies wertvolle Material mit Sicherheit erhalten.

Anerkannte Herdbuch- und Vermehrungszuchten für schwere **weiße Leghorn, rebhuhnfarbige und kennfarbige Italiener und New Hampshire.**  
Herdbuchmäßig gezüchtet: **Weißer Plymouth-Rocks**

**Kathmanns Futtermittel**

erstklassig in Qualität, zweckmäßig in der Zusammensetzung nach neuesten Erkenntnissen, und unübertroffen preiswert, befähigen Ihre Tiere zur höchsten Entwicklung ihrer Leistungsanlagen.



# Grindmaschinen können nicht nur Landwirtschaft



Holldüngemaschinen \* Dampfmaschinen  
 Wasserkraftmaschinen \* Tiefenpumpen  
 Bohrmaschinen \* Tiefenbohrer

Verlangen Sie Angebot und kostenlose Vorführung

## L. Lenzmann \* Goldschmidt

Telefon 128

MASCHINENFABRIK

Telefon 128





